

Goethes Westöstlicher Divan.

Erläutert

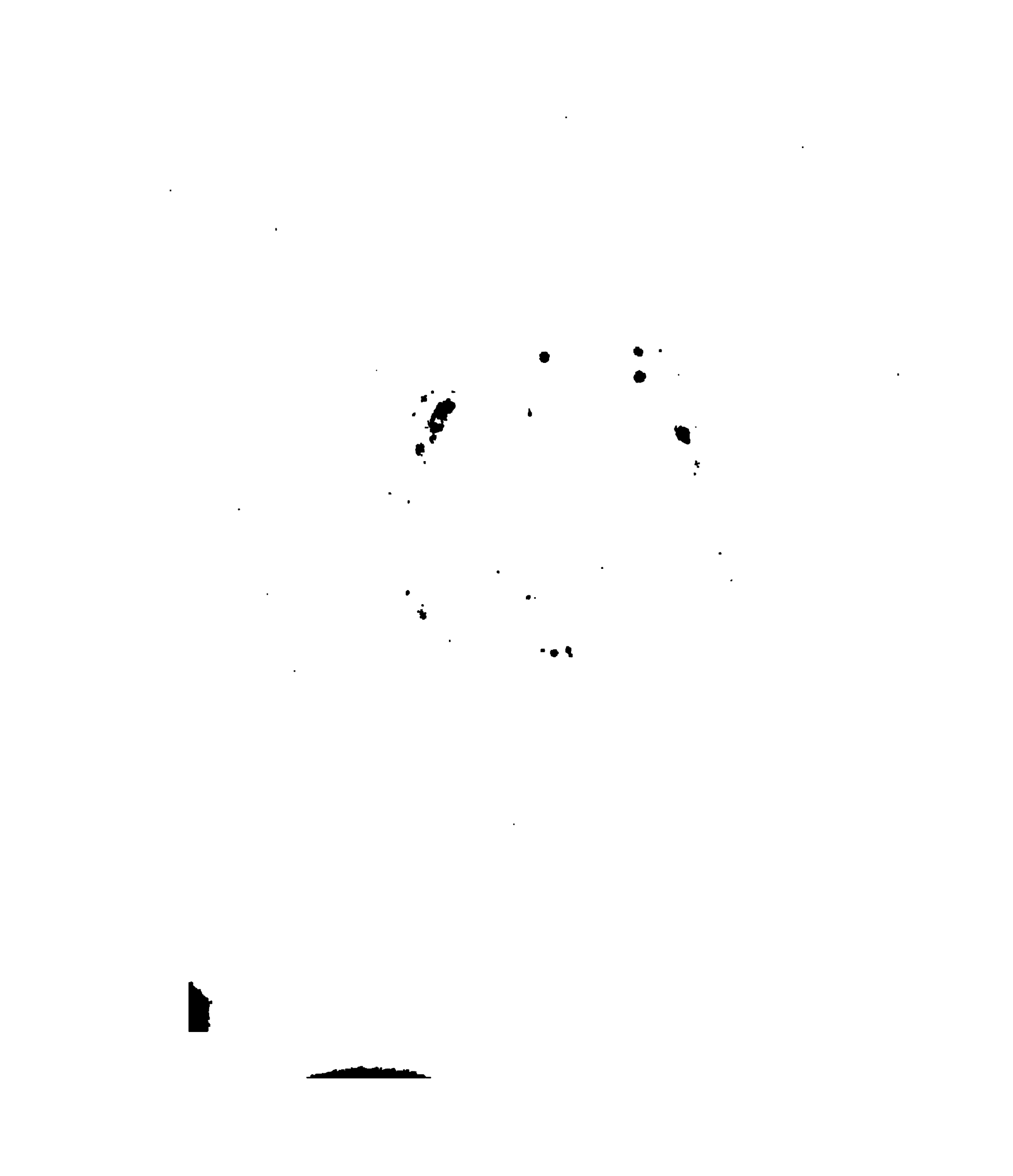
von

Heinrich Düntzer.

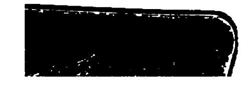
Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag.
1878.

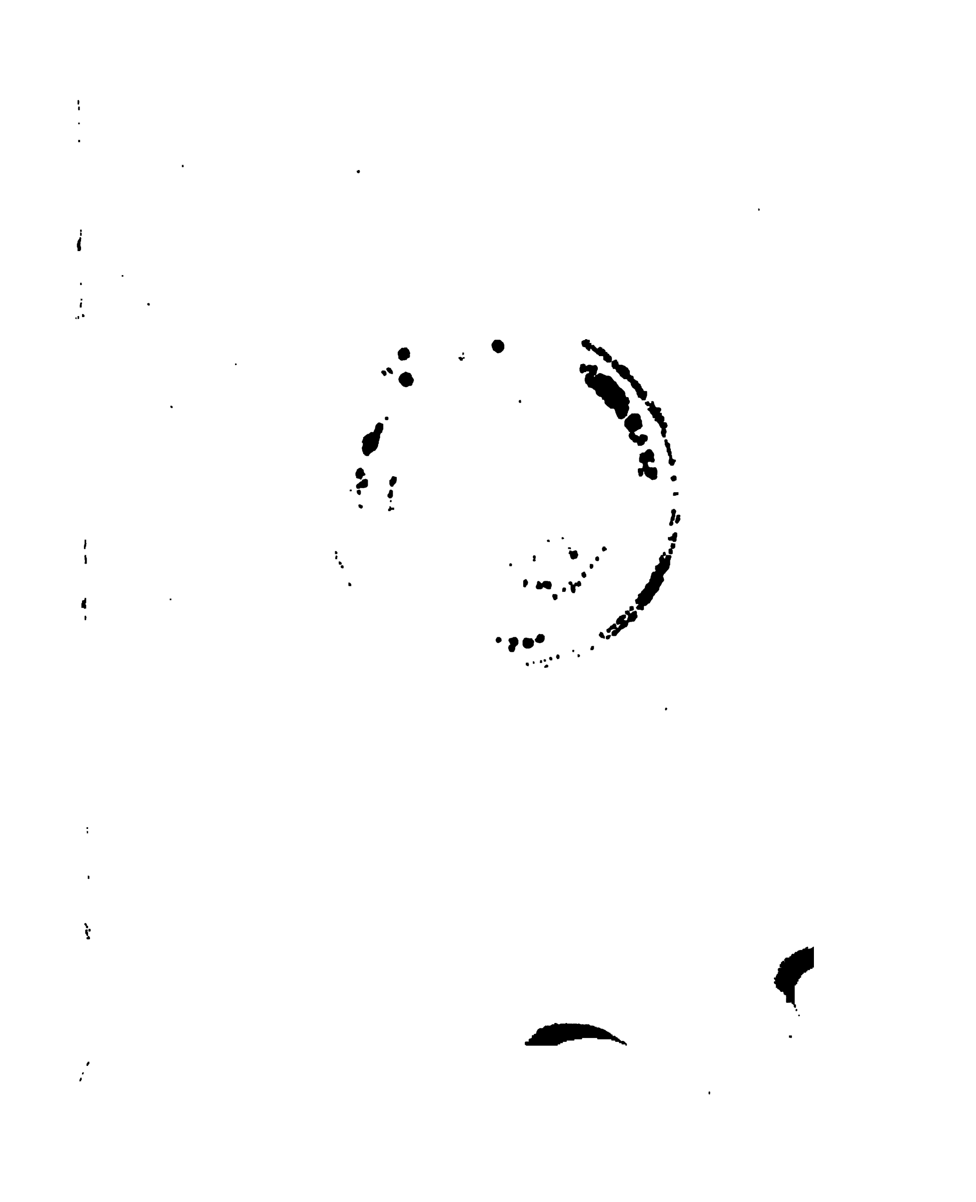


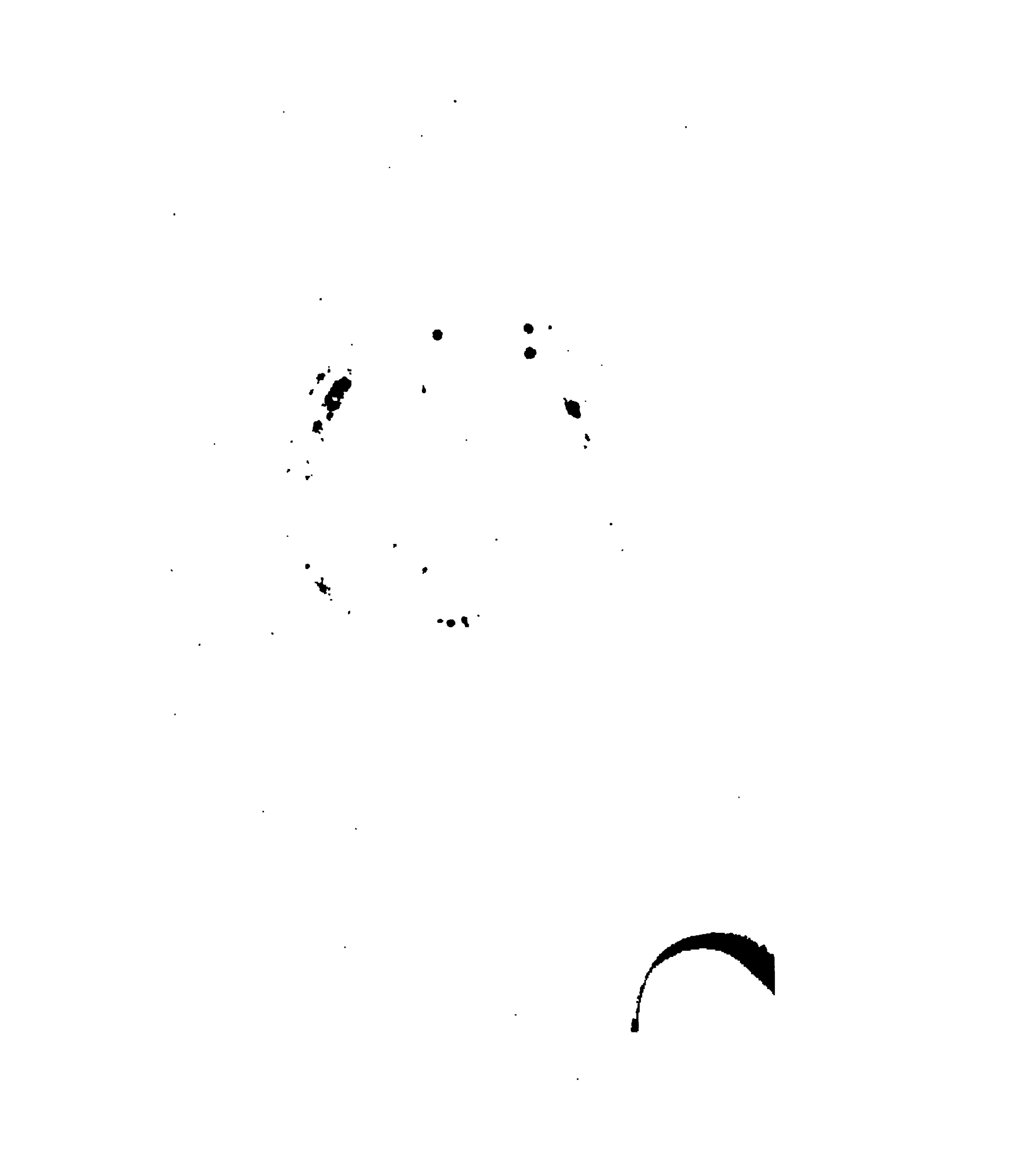












Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

Erläuterungen zu Goethes Werken

von

Heinrich Düntzer.

XXXI—XXXIII. **Westöstlicher Divan.**

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag.
1878.

Goethes
Westöstlicher Divan.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag.
1878.

Also zwischen Ost und Westen
Sich bewegen sei zum Besten!

Inhalt.

1. Entstehung des Divans und des Dichters Beziehung zu Marianne von Willemer (Suleika).

Die glücklichste Verquickung eines fremden dichterischen Tones mit dem eigenen Gefühl erfreut uns in Goethes römischen Elegien. Der Dichter hatte sich nicht allein in die römischen Liebessänger, in altrömische Geschichte und Kunst, sondern auch in die Anschauungen und Zustände des spätern Rom, wo er zwei Jahre sich herangebildet und zu reinstem Einklang gestimmt hatte, so innig eingewohnt, daß er das in der nordischen Heimat ihn beglückende Liebesleben, in Anlehnung an sein kurzes römisches Liebesabenteuer, zu einem ergreifenden Bilde seligsten Lebensgenusses in der alten Weltstadt verklären konnte. In ähnlicher Weise gelang es ihm ein Vierteljahrhundert später, in der neupersischen Dichtersprache das frische Wiederaufleben seiner lange unter dem Drucke der Zeit leidenden Seele nach dem Sturze des von ihm für unüberwindlich gehaltenen, das deutsche Vaterland unter seine Willkür beugenden Welteroberers zu anmuthigstem Ausdrucke zu bringen.

Schon von frühester Jugend an hatte ihn das morgenländische Leben, wie es uns in den biblischen Erzählungen so anmuthig entgegentritt, lebhaft angezogen. Eine zufällige Veranlassung trieb ihn zu dem Versuche, sich die Sprache des alten Testaments anzueignen, aber gar bald ergriff ihn das leidenschaftliche Verlangen, über den Inhalt der heiligen Bücher des von Gott bevorzugten

Volkes ins Klare zu kommen. Von jenem wunderbaren Lande, dem Leben und der Entwicklung des Volkes mußte er sich eine anschauliche Vorstellung bilden. Besonders versenkte er sich in die ersten Bücher Moses, wo er sich in dem patriarchalischen Leben der ausgebreiteten Hirtenstämme sehr wohl fühlte. Vor allem zog ihn die rührende Geschichte von dem Verrathe und der Erhöhung Josephs wunderbar an, so daß es ihm ein Herzensbedürfniß war, sie in einem prosaischen epischen Gedichte zur Darstellung zu bringen. Kehrte er auch von dem Studium des alten Testamentes bald zurück, so werden ihm doch die immer wieder hervortretenden Versuche, die Bibel dichterisch zu gestalten, kaum entgangen sein. Auch von dem in der Zeit liegenden Bestreben, durch Reisebeschreibungen sich die merkwürdigen Oertlichkeiten jener Ereignisse nahe zu bringen, dürfte er nicht unberührt geblieben sein; denn diese mußten ihm, wenn er darin auch nicht mehr die persönliche Führung Gottes verehren konnte, doch für die Geschichte des Menschengeschlechts höchst bedeutend erscheinen. Erst nach der Rückkehr von Straßburg beschäftigte er sich wieder eindringlich mit der Bibel, um in ihr das Ursprüngliche von dem Eingeschobenen zu sondern. Das alte Testament mit seiner „derben Natürlichkeit“ liebte er als ein echt menschliches, seinem Gemüthe wohlthuendes Werk, dessen Bespottung von Voltaire und andern, denen seine vorgebliche Göttlichkeit zum Stichblatt diente, ihm herzlich zuwider war. Aber seinen Scharfsinn erfreute es, an einer so werthen uralten Ueberlieferung, die im Laufe der Jahrhunderte vielfach entstellt worden, die aufgetragenen Lappen zu unterscheiden und so die unverfälschte Erzählung der Urzeit als edlen Kern herauszuschälen. Und wie es bei solchen Beschäftigungen zu gehn pflegt, der Gegenstand selbst ward ihm immer lieber und werther. Mit der größten Anstrengung arbeitete er sich an der Hand der ihm zu Gebote stehenden unzulänglichen

Hülfsmittel durch die fünf Bücher Moses. Die Unordnung des letzten schien ihm den Beweis zu liefern, daß es erst spät, während der babylonischen Gefangenschaft, aus der schwankenden Ueberlieferung zusammengestoppelt sei. Auch glaubte er gefunden zu haben, daß auf den Tafeln des Bundes nicht die Zehngebote gestanden, sondern die Gesetze, welche die Israeliten vor allen Völkern auszeichnen, die Vorschriften, wonach sie theils die Epochen ihrer Geschichte feiern, theils die Grundgesetze ihrer Verfassung heilig ehren sollten. Vor ihm hatte schon Hommel in seinen Plappereien (S. 261) den Zweifel geäußert, wie Gott zehn allgemeine Gesetze als Hauptgrundlage eines Partikularbundes mit den Israeliten habe angeben können. Goethe, der diesen wohl kaum kannte, war auf eigenem Wege zu seiner Ansicht gekommen, wobei ihn besonders das Streben leitete, die vorgebliche Schließung des Bundes mit Gott menschlich näher zu bringen. Er sprach diese Ansicht 1773 in der kleinen Schrift aus: „Zwo wichtige bisher unerörterte Biblische Fragen*) zum erstenmal gründlich beantwortet, von einem Landgeistlichen in Schwaben", die er ohne seinen Namen im Februar 1773 mit dem falschen Druckort Lindau am Bodensee auf einem Druckbogen in Frankfurt erscheinen ließ. Daß er damit keinen Beifall fand, kümmerte ihn wenig. Die frankfurter gelehrten Zeitungen widerlegten die Ansicht des Verfassers, der „ein launigter Mann und ein guter Denker" sei, aber zu wenig Materialien in seiner Seele zu haben scheine, über die sich ein philosophischer Kopf ausbreiten könne; durch eingehende Erklärung der betreffenden Bibelstellen suchten sie zu beweisen, daß Gott dem Moses drei Gesetzarten bekannt gemacht, die Zehngebote, die bürgerlichen

*) Die zweite Frage bezog sich auf das neue Testament.

und die Ceremonialgesetze, von denen er, wenn nicht alle drei, doch unzweifelhaft die ersten selbst auf die Tafeln geschrieben.

Schon vorher hatte den jungen Dichter Mahomets gewaltige weltgeschichtliche Erscheinung so mächtig angezogen, daß er sie zu dramatisiren sich vorsetzte. Zu diesem Zwecke beschäftigte er sich eifrig mit dem Koran. Einzelne Stellen übersetzte er aus dem Lateinischen des Maracci (1698). Bereits in einem Briefe an Herder aus dem Juni 1772 bedient er sich eines Spruches des Korans. Der Anfang des, wie es scheint, wenigstens in Gedanken vollständig entworfenen Stückes hat sich erhalten, zum Beweise, wie vertraut sich der junge Dichter mit den Vorstellungen des Korans gemacht hatte. Den zu dem Stücke gehörenden Wechselgesang zwischen Ali und Fatema sandte Goethe schon im April zum Drucke ab. Die Ausführung des Dramas unterblieb wegen der eigenthümlichen Schwierigkeiten. Zwei Jahre später, im Herbste 1774, finden wir Goethe mit einer freien Uebertragung des Hohenliedes beschäftigt. „Ich hab' das Hohelied Salomons übersetzt, welches ist die herrlichste Sammlung Liebeslieder, die Gott erschaffen hat", schreibt er an Merck. Erhalten sind auf beinah zehn Quartseiten 31 Lieder, theils kurze Sätze, theils größere Stücke, die eine Reihe Bibelverse zu einem Ganzen vereinigen. Einschiebsel un' Wiederholungen sind beseitigt. Aus der gewählten Abtheilung e kennt man die Wechselgesänge zwischen Mädchen und Jünglin Bräutigam und Braut, mit Chorstimmen dazu, auch Einzelliede Goethe hatte der ästhetisch-kritischen Zerlegung des Liedes gr Sorgfalt zugewandt. Aber auch mit den Sagen Indiens hatte sich bereits so vertraut gemacht, daß er durch ihre märchenhafte zählung die ihm befreundeten Kreise ergetzte. Er selbst beri uns, daß er sie aus dem 1672 zu Amsterdam erschienenen umf reichen Werke des holländischen Arztes Olfert Dapper kennen ge'

das ihm in einer den Titel: „Asia: oder ausführliche Beschreibung des Reichs des Großen Mogols und eines großen Theils von Indien. — Nebenst einer vollkommenen Vorstellung des Königreichs Persiens wie auch Georgien u. s. w." führenden Uebersetzung (Nürnberg 1681) vorlag. Kaum dürfte ihm J. G. Schummels „Schach Sadis Rosenthal nebst Locmanns Fabeln" (1775) entgangen sein, worin dieser die alte Uebersetzung des persischen Dichters von Adam Olearius, zuerst allein 1654 zu Schleswig erschienen, dann in dessen „Kolligirten und vermehrten Reisebeschreibungen. — Nebenst beigefügten persianischem Rosenthal und Baumgarten" (1696), mit bloßer Veränderung der veralteten Sprachformen abdrucken ließ. Ja manche Sprüche Saadis hatte er wohl schon vorher in der „Sammlung der besten Sinngedichte der deutschen Poeten" (1766) gefunden, in welche diese aus Olearius übergegangen waren. Aber vielleicht hatte er auch Olearius selbst, dessen Reisebeschreibung ein beliebtes Lesebuch der Zeit war, in der Bibliothek seines Vaters gefunden.

In Weimar wurde Goethe durch Herder mit den morgenländischen Dichtern in nähere Verbindung gebracht; denn dieser hatte sich schon sehr frühe mit Uebersetzungen von Saadi nach Musladini Sadi Rosarium politicum sive amoenum sortis humanae theatrum Persice cum versione Latina et notis G. Gentii (zuerst Amsterdam 1651) eifrig beschäftigt. Einen neuen Anstoß erhielt Herders Liebe zur persischen Dichtung durch des Engländers William Jones Poeseos Asiaticae commentariorum libri sex, von welchen Eichhorn zu Jena im Jahre 1777 einen Abdruck veranstaltete. Auch Goethe mußte daran um so regern Antheil nehmen, als Eichhorn ihm ein Exemplar der Schrift verehrte und ihn auf freundliche Weise zur nähern Ansicht desselben veranlaßte, ja er hielt dieses so werth, daß er, während ihm sonst so viele

Bücher verkamen, es noch zweiundvierzig Jahre später benützen konnte. Herder ließ im folgenden Jahre „Salomons hohes Lied, übersetzt und erklärt“ unter dem Titel „Lieder der Liebe“ erscheinen, wodurch Goethe, der dasselbe schon in der Handschrift gelesen, sich um so mehr angezogen fühlte, als er selbst in der letzten frankfurter Zeit einen Versuch der Herstellung dieser hebräischen Liebeslieder gemacht hatte. Dasselbe Jahr brachte J. Stürmers, eines Zöglings der wiener orientalischen Akademie, Anthologia Persica, aus welcher Herder wahrscheinlich schon damals ein Gedicht übertrug.*) Auch mit Saadi scheint dieser sich fortwährend beschäftigt zu haben, woran denn auch Goethe freundlichen Antheil nehmen mußte. Das Januarheft 1782 von Wielands Merkur gab von Herder einen „Lobgesang nach dem Persischen des Sadi in freien Versen“; es war der Anfang des Rosenthals. Um dieselbe Zeit brachte das handschriftliche tiefurter Journal, das die Herzogin Amalia zur Unterhaltung des Hofes gegründet hatte, zwei Uebersetzungen aus dem Persischen, von denen die eine persisches Trinklied, die andere persische Liebe überschrieben war; beide waren von Siegmund von Seckendorff, der auch Beiträge aus dem Chinesischen lieferte, wie Prinz August von Gotha eine freie Uebersetzung eines malabarischen Liebesliedes beisteuerte. Auf Hafis scheint Herder damals noch nicht aufmerksam geworden zu sein, obgleich schon 1771 Karl Emmerich Alexander von Reviczky von Rewisnye in seinem 1771 gleichfalls zu Wien erschienenen Specimen poeseos Persicae elf Ghaselen von Hafis persisch und lateinisch gegeben hatte, von dem eine englische Uebersetzung Richardson 1774, Friedel 1782 eine deutsche herausgab unter der

*) Vgl. die hempelsche Ausgabe von Herders Werken VI, 21, 127.

Titel: „Fragmente über die Literaturgeschichte der Perser nach dem Lateinischen des Baron Rewitzky.“

Wielands Merkur brachte im September- und Oktoberhefte 1781 von Herder jüdische Dichtungen und Fabeln, die er nach biblischen und rabbinischen Erzählungen, meist mit feinem Geschick, frei gebildet hatte. Auch Herders größeres Werk vom Geist der ebräischen Poesie, dessen erster Band 1782, ein zweiter im folgenden Jahre erschien, wies Goethe, wenn auch nur vorübergehend, auf das Morgenland hin. Als Jones 1783 von den sieben am Tempel zu Mekka aufgehängten arabischen Preisgesängen, den sogenannten Moallakáts, eine englische Uebersetzung gab, erbat Goethe sich von Eichhorn das diesem zur Beurtheilung von Göttingen zugekommene Exemplar, und er fühlte sich dadurch so lebhaft aufgeregt, daß er in Verbindung mit Herder und von Seckendorff eine vollständige Uebertragung derselben betrieb, die aber schon in Folge des ihm unbequemen Zusammenarbeitens nicht zu Stande kam. Herder wird ihn auch sonst mit der arabischen Dichtung, besonders mit ihren Sprüchen, bekannt gemacht haben, von welchen er manche übertragen hatte. 1784 erschien S. F. J. Wahls allgemeine Geschichte der morgenländischen Sprachen und Literaturen, die auch Proben aus Hafis brachte. Goethe scheint davon nicht berührt worden zu sein. Nach einer anderen Seite des Morgenlandes zog diesen Sonnerats Reise nach Ostindien und China (1774—1781); eine deutsche Uebersetzung derselben erschien bereits 1783. Aus ihr schöpfte er den Stoff zu seinen beiden indischen Balladen. Auch China, das Reich der Mitte, hatte schon früher seine Aufmerksamkeit mehrfach auf sich gezogen. 1785 brachte das deutsche Museum im Junihefte unter dem Titel „Proben arabischer Dichtkunst“ gereimte Uebersetzungen arabischer Gedichte aus der Zeit vor Mahomet oder vor der Ausbreitung der Wissen-

schaften unter den Arabern. Der Uebersetzer war G. W. Lorsbach, Rektor in Siegen. Unter den hier gegebenen Stücken befand sich an vierter Stelle das von Goethe in den Noten und Abhandlungen im Abschnitt Araber wörtlich übersetzte, das schon Michaelis in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Grammatica Arabica von Erpenius (1771—1781) verdeutscht hatte. Lorsbach hatte seiner Uebersetzung eine Komposition von Johann Jakob Anspach beigefügt. In demselben Jahre 1785 erfreute sich Goethe auch der von Dusaulx herausgegebenen Apologues et Contes orientaux des Abbé Blanchet. Herder schrieb im folgenden Jahre eine Vorrede zu den von seinem Hauslehrer Liebeskind unter dem Titel Palmblätter herausgegebenen erlesenen morgenländischen Erzählungen für die Jugend.

Fast drei Jahre nach der Rückkehr aus Rom erfreute G. Forsters Uebersetzung der englischen Uebertragung des indischen Dramas Sakuntala von Kâlidâsas Goethes innerste Seele, wie er dies in den schönen Versen aussprach, die Herder im folgenden Jahre seinen Briefen über ein morgenländisches Drama (eben die Sakuntala) in der vierten, 1792 erschienenen Sammlung der zerstreuten Blätter vorsetzte. Diese Sammlung begann mit vier Büchern Blumen aus morgenländischen Dichtern gesammelt, von denen die drei ersten mit Ausnahme zweier Stücke aus Saadis Rosengarten genommen, während im vierten manches, auch ein Gedicht des Hafis, aus Jones, ein Stück aus Stürmers Anthologia, anderes aus arabischen Dichtern hinzugefügt war. Goethe nahm an diesen, ihm meist schon aus der Handschrift bekannten Nachbildungen in der Form des Distichons lebhaften Antheil. Auch die darau folgende, in genauer Verbindung mit den Blumen stehende A' handlung „Spruch und Bild, insonderheit bei den Morgenlände Einige rhapsodische Gedanken", erfreute ihn sehr. Dieselbe vie

Sammlung der zerstreuten Blätter enthielt auch die Gedanken einiger Bramanen nach einer deutschen Uebersetzung von Abraham Rogers Opene Dewre tot het verborgene Heidendom und den englischen Uebertragungen der Bhagavadgîtâ und des Hitopadêsa. Goethes eigene Thätigkeit war damals nach ganz andern Seiten hingerichtet. Bald darauf ward er aus seiner behaglichen Ruhe aufgerufen, um seinem Herzog in die Champagne zu folgen. Herder lieferte 1795 in Schillers Horen eine freie Bearbeitung einer Erzählung Saadis und im folgenden Jahre in Schillers Musenalmanach ein persisches Lied die Gegenwart. Daß Goethe am Anfange des Jahres 1796 sich mit einer chinesischen Erzählung trug, sehen wir aus Schillers Brief vom 24. Januar. In demselben Jahre brachte der Merkur die erste Probe der später so bedeutend gewordenen nachbildenden Thätigkeit J. Hammers in einer Uebersetzung des türkischen Gedichtes von den letzten Dingen, wobei Wieland den Wunsch aussprach, daß seine Zeitschrift auch in der Folge noch oft mit dergleichen Exoticis, die Farbenschmelz mit Wohlgeruch verbinden, beschenkt werden möchte. „Es müssen noch lieblichere Blumen unter einem Himmel duften", fügte er hinzu, „wo die Natur einen ewigen Frühling feiert et in urna perpetuum ver. Kaum bedarf es übrigens eines Fingerzeigs, daß die hier vorgetragene türkische Mythologie einen schönen Beleg zu der Beobachtung liefert: che tutto il mondo è fatto come la nostra famiglia."

Auf ganz eigene Veranlassung wurde Goethe im Jahre 1797 wieder in die längst aufgegebenen biblischen Untersuchungen gezogen. Am 12. April meldete er Schiller, daß er, da er den patriachalischen Resten nachgespürt, deren epischer Gehalt ihn bei seiner Untersuchung über das Wesen des Epos anzog, in das alte Testament gerathen, wo er sich aufs neue über die Konfusion und Widersprüche

der fünf Bücher Moses nicht genug habe verwundern könn
Dabei habe er einige artige Bemerkungen über den Zug Israels
der Wüste gemacht, wobei ihm der verwegene Gedanke gekomm
ob nicht die große Zeit, welche sie in der Wüste zugebracht hal
sollen, eine spätere Erfindung sei. Da Schiller seinen entschiede
Unglauben an die Ueberlieferung jener alten Urkunden aussprc
äußerte Goethe, der ganze Spaß, den er sich bei dieser kriti
historisch-poetischen Arbeit mache, laufe dahin hinaus, das mens
lich Wahrscheinliche von dem Absichtlichen und bloß Imaginir
zu sondern und dafür überall Belege in den Urkunden selbst
finden. So las er denn in Eile das alte Testament nebst E
horns Einleitung und trotz ihrer unbegreiflichen Gläubigkeit W
manns ältere Menschengeschichte durch. Seinen für
Horen bestimmten Aufsatz begann er am 2. Mai zu diktiren; so
Schiller glauben, der Spaß sei die Auslage werth, so wolle er e
Karte dazu zeichnen und stechen lassen. Die Arbeit, meinte
könne recht artig werden, besonders da neuerdings die Theol
selbst die Bibelchronolpgie öffentlich verdächtig machten und üb
eingeschobene Jahre zur Ausgleichung gewisser Cyklen vermuth
Als er am 19. auf einige Zeit nach Jena kam, wurde der A
näher besprochen; seinen Mittelpunkt sollte jetzt Moses bilder
er ganz anders darzustellen gedachte, als in dem unter Sc
Namen vor acht Jahren in der Thalia erschienenen Ser
Moses' geschehen. Den 27. begann er neben dem Schluss
linis den alttestamentlichen Aufsatz vorzunehmen. „Die
handfesten Bursche Moses und Cellini haben sich heute zu
eingestellt", schrieb er an Schiller; „wenn man sie neben
sieht, so haben sie wundersame Aehnlichkeit. Sie werden
stehn, daß dies eine Parallele ist, die selbst Plutarchen
gefallen wäre." Der jenaer Freund erwiederte: „Mose

Sie ihn genommen, ist dem Cellini wirklich gar nicht so unähnlich; aber man wird die Parallele greulich finden.“ Indessen blieb der Aufsatz über der Vollendung seines deutschen Bürgerepos, der altgriechischen Ballade die Braut von Korinth, der indischen der Gott und die Bajadere und andern Gedichten liegen.*) Herder hatte sich unterdessen durch die falschen „Reden al Hallils, des Sohnes Jeschidda, nach der spanischen Uebersetzung des arabischen Originals in Teutsche übersetzt“ (1781) mystifiziren lassen**), und so gab er 1797 in der zehnten Sammlung der Briefe zur Beförderung der Humanität die danach frei bearbeiteten Gedichte Al Hallils Rede an seinen Schuh und Al Hallils Klagegesang, denen er drei Jahre später in L. Seckendorfs Ostertaschenbuch von Weimar auf das Jahr 1801 die beiden Reden Al Hallils der eigene Schatten und dem Namlosen folgen ließ. In Schillers Musenalmanach hatte er auch noch drei kleinere arabische Stücke frei bearbeitet gegeben. Goethes Freund Knebel ließ im Januarheft 1800 des Merkur eine Bearbeitung einer arabischen Elegie des Abu-Ismaeli Tograi erscheinen, und das Februarheft brachte vom Grafen Ludolf in Wien Proben einer Uebersetzung des Schah Nameh des Firdusi. Im göttinger Musenalmanach auf das Jahr 1801 brachte der Herausgeber Karl Reinhard eine erste Sammlung morgen-

---

*) Dies habe ich schon in meiner Schrift Schiller und Goethe (1859) S. 133 bemerkt. Die dort (zum Theil schon in der ersten Ausgabe der Erläuterungen der lyrischen Gedichte II, 132) gegebenen, auf dem Nachlaß Riemers, der aus Goethes Tagebüchern schöpfte, beruhenden Angaben entgingen von Loeper (Divan S. XLIII), der auch meinen Aufsatz über Goethes Moses (Herrigs Archiv VI, 140 ff.) unbeachtet gelassen hat.

**) Vgl. meine Ausführung in der hempelschen Ausgabe von Herders Werken VI, 257 ff.

ländischer Gedichte aus W. Ouselys Oriental collections von 1797 und 1798 in reimlosen Versen, darunter ein Sonett und vier Oden von Hafis, zwei Stücke aus Dschamis Divan, eine Ode von Chosru u. a. Aber Goethe nahm um diese Zeit bis zu Schillers Tod keinen nähern Antheil an der morgenländischen Dichtung. In welcher Zeit seiner Verbindung mit Schiller von ihm der Gedanke gefaßt worden, des Mendez Pinto abenteuerliche Reise nach Ostindien während der Jahre 1537—1558 zu übersetzen*), wissen wir nicht, können es aber kaum bedauern, daß er von diesem wohl nur flüchtig gefaßten Plane wieder abging. Vielleicht war es in den Jahren 1804 oder 1805, daß er den Moses wieder vornahm und aus den ältern Blättern Riemer zu diktiren begann, worin er aber nicht weit gelangte.**) Ueber Chinesisches vernahm er durch den seit dem Jahre 1803 in Weimar und Jena sich aufhaltenden Julius Klaproth manches. Von Herder war in den letzten Heften seiner Adrastea einiges Chinesische mitgetheilt worden. Dieser hatte sich in den jüngsten Jahren auch viel mit manchen andern morgenländischen Dichtungen und Sagen beschäftigt, aber die Ver bindung mit Goethe war ganz abgebrochen, so daß unser Dichte von dieser Seite keinen Anstoß zu näherer Beschäftigung mit de asiatischen Osten erhielt. Ob er des Hauptmanns Scott Tal Anecdotes and Letters from the Arabian and Persian (180 aus welchen Herder eine Erzählung bearbeitete, näher kennen lernt, wissen wir nicht. In der nach Herders Tod erschienenen N lese zur Adrastea schloß ein morgenländische Literatur ü schriebener Aufsatz mit den denkwürdigen Worten: „Entziehe

*) Nach Riemers Mittheilungen II, 635.

**) Riemer erinnerte sich bloß, daß dieses in den Jahren 1803 bis 1 schehen sei.

Verhängniß, das die Dinge wunderbar leitet, unserm Europa nie die beiden Handhaben der östlichen und südlichen Welt, die persische und arabische Sprache; mache es sie aber in seinen Händen zu Werkzeugen nicht des Betruges und der Unterdrückung, sondern gemeinschaftlich höherer Wohlfahrt und Segens! Auch in Europa wollen wir mit diesen Sprachen nicht spielen, sondern aus ihnen und durch sie lernen. An Hafis' Gesängen haben wir fast genug*); Saadi ist uns lehrreicher gewesen. Blühe die Hoffnung, die wir an Hammer, einem glücklichen jungen Mann voll Sprachkenntniß und Gaben, aus Orient erwarten!"

Drei Jahre nach Schillers Tod erfreute unsern Dichter der persische Roman Dschamis Medschnun und Leila in einer deutschen nach Chézy gemachten Uebersetzung von Hartmann; er nahm sie mit sich nach Karlsbad, wie wenig er sich auch sonst auf seinen Reisen mit Büchern beschwerte. In den Annalen bemerkt er unter dem Jahre 1815, er habe diesen Roman, als Muster einer grenzenlosen Liebe, wieder dem Gefühl und der Einbildungskraft zugeeignet. Noch lieblicher fühlte er sich im folgenden Jahre durch den in Hammers „Schirin, ein persisches romantisches Gedicht nach morgenländischen Quellen" wehenden Geist umspielt, wenn auch dem Bearbeiter die schwungvolle Leichtigkeit echt dichterischer Sprache abging. Hammer hatte dazu sieben verschiedene theils persische theils türkische Gedichte frei benutzt, der Geschichte von Schirin und Chosru und Ferhad aber zugleich die gleichfalls vielbesungenen der Liebe des Salomon zu Balkis, der Königin von Saba, und der des Jussuf zu Suleicha episodisch eingeflochten. Er wollte ein Musivwerk liefern, welches den Geist aller persischen

*) Vollständig war sein Divan erst 1791 zu Calcutta erschienen. Herder hatte 1792 auch Proben aus Hafis' Gaselen oder Liebesoden versprochen.

Liebesgeschichten wiedergäbe und die zerstreuten Farben zu einem Gemälde ordnete. Die Versform, der er sich bediente, war die der von Wieland unserer Sprache angeeigneten Stanze. Wie sehr auch diese persische Sagenwelt und die Eigenart ihrer Dichtersprache ihn anzog, sie reizte ihn nicht zur Nachbildung. Die wenigen lyrischen Gedichte, welche in die Jahre 1808 bis 1810 fallen, zeigen nicht die geringste Einwirkung der persischen Dichtung, ja er las nicht einmal in den in seinem Hause vor einem gewählten Damenkreise oder bei Hofe gehaltenen Vorträgen etwas daraus vor, wie er durch den Vortrag von Stücken Calderons, auch von nordischen und mittelalterlichen Dichtungen seine Zuhörerinnen erfreute.

Schon am Ende des Jahres 1809 hatte er das Schema zu seiner Lebensbeschreibung entworfen, welche nach dem Abschluß seiner Farbenlehre ihn bis gegen Ende des Jahres 1813 beschäftigte. Im vierten Buche derselben wollte er auf Veranlassung seiner hebräischen Studien eine Darstellung der Patriarchenzeit geben. Ende Juli 1811 entwarf er das „Schema der hebräischen Urgeschichte“. Da er zum zwölften Buche den ältern Aufsatz Moses oder Wanderung der Kinder Israel benutzen wollte, nahm er ihn am 25. März 1812 vor; er hielt sich daran auch an den folgenden drei Tagen, legte ihn dann aber zurück. Wenn Soret in seiner gleich nach Goethes Tod erschienenen Notice sur Goethe erzählt, schon im Jahre 1811 habe ein von einem Offizier aus Spanien mitgebrachtes Blatt einer arabischen Handschrift des Korans durch die Schönheit der Schrift und Zeichnung ihn so lebhaft anzogen, daß dieser es ihm habe überlassen müssen, und dies habe die erste Anregung zu seinen morgenländischen Studien gegeben, so ist dies ein paar Jahre zu früh gesetzt. Vgl. S. 19.

Selbst das Erscheinen der vollständigen Uebersetzung des Ha

von J. Hammer 1812 und 1813*) übte zunächst keine besondere Wirkung auf unsern Dichter, er schien ihm fremd. Bisher war von Hafis nicht mehr als etwa ein Siebentel in lateinischen, englischen und deutschen Uebersetzungen erschienen. Hammer gab zuerst alle 700 Stücke, nämlich 506 Gaselen (so schreibt Hammer) oder Oden, aus nicht weniger als zehn und nicht mehr als sechsundzwanzig Distichen, Beit genannt, von denen das erste, Schachbeit genannt, denselben Reim hat, auf den auch der Schluß der folgenden Distichen reimt**), sechs Mesneviat, längere Gedichte, in denen Vers für Vers reimt, zwei Kassiden, Elegien in derselben Versform wie die Gaselen, aber länger, vierundzwanzig Mokataat oder Bruchstücke, d. h. Gaselen, denen der Schlußreim fehlt, zweiundsiebzig Rubajat, vierzeilige Strophen, worin der erste, zweite und vierte Vers reimen, und ein Tachmis, ein Gedicht aus fünfzeiligen Strophen, deren letzter Vers aus einem bekannten Gedichte stammt. Da der Uebersetzer sich die möglichste Treue vorsetzte, indem er Vers für Vers übersetzte, höchstens sich einmal erlaubte aus einem Beit vier Verse zu machen, so mußte er auf eine wesentliche Schönheit der persischen Dichtung, den Reim, verzichten, nur da, wo bei Hafis alle Strophen auf dasselbe Wort enden, befolgte dies auch die Uebersetzung. Dadurch verliert freilich der Hafis Hammers an Anmuth. Er theilte die Uebersetzung einer

*) Der Diwan von Mohammed Schemsed-din Hafis. Aus dem Persischen zum erstenmal ganz übersetzt von Joseph von Hammer. Stuttgart und Tübingen 1812. 1813.

**) Erst am Ende der Vorrede bemerkt von Hammer etwas wunderlich: „Es ist ein unerläßliches Gesetz des Gasels, daß der Dichter in dem letzten oder vorletzten Verse seinen Beinamen künstlich verschlinge, wie den seidenen Faden, um den sich der goldene des Gedichtes windet. Das Strahlen dieses Namens gehört ebenso nothwendig zum Wesen des Gasels als die schönen Augen zur Natur der Gaselle.“

Gasele (Buchstabe Dschim) vom Grafen Karl von Harrach in sechsversigen Strophen mit, wo der zweite und vierte Vers und dann die beiden letzten Verse reimen, und er rühmte, daß diese auf glückliche Weise mit Treue des Sinnes und Reims wiedergegeben sei; sie zeigte aber, wie Hafis, auch ohne zu einer bloßen, den Dichter verschwemmenden Umschreibung zu greifen, uns viel zugänglicher gemacht werden konnte als hier, wo die Gedichte, wie Kosegarten bemerkt, etwas skizzenhaft und unbefriedigend geworden. Auch die unglücklichen unter dem Texte angebrachten Parallelstellen aus römischen und griechischen Klassikern waren Goethe zuwider, wie ihn das ausschweifende Lob des Hafis, er überfliege auf den Lichtbahnen des Ruhms weit die Namen vergangener und künftiger Dichter, eben nicht bestechen konnte. So ist es nicht zu verwundern, daß er den hammerschen Divan gar bald zur Seite legte, wenn ihm derselbe auch nicht roh zugeschickt worden, wie im Jahre 1782 die müllersche Ausgabe der Nibelungen, die dasselbe Loos traf.

Die Vermuthung, daß der seit 1811 als wirklicher Rath geadelte Uebersetzer dem Dichter sein mit solcher Liebe viele Jahre lang gepflegtes Werk zugeschickt habe, ergibt sich als unhaltbar. Aus dem Briefe des beiderseitigen Freundes Graf Reinhard an Goethe vom 7. November 1812 ersehen wir freilich, daß Hammer diesem, wahrscheinlich auf Reinhards Antrieb, einige Beiträge zu seiner Autographensammlung, verschafft hatte, aber daß er diese nicht unmittelbar dem Dichter eingeschickt, ergibt sich schon daraus, daß Reinhard in demselben Briefe die Bemerkung, Hammer schreibe eine sehr unleserliche Hand, in einer Weise macht, die nicht zweifeln läßt, daß dem Dichter dessen Handschrift noch nicht bekannt war. Gleichzeitig gibt Reinhard dem weimarer Dichter von einem Trauersp[iel] Hammers die Barmekiden Kunde, in welchem dieser das orien[ta]lische Kostüm ganz genau und treu zu beachten gesucht h[abe]

wodurch es, wie es nach einem Urtheil der Gräfin Potoska scheine ein wenig fremdartig und langweilig geworden. Goethe erwiederte darauf, er wäre neugierig die Barmekiden zu sehn. „Es ist nicht das erstemal", fügte er hinzu, „daß jemand, von dem Interesse eines ganz besondern Zustandes penetrirt, sich gedrungen fühlt, dieses Complicirte, Unaussprechliche in dramatischer, theatralischer Form darzustellen. Aus diesem letzten Gesichtspunkt betrachtet, kann vielleicht die ganze Arbeit nicht viel taugen, und doch hat der Mann wohl etwas überliefert, was er discursiv und narrativ nicht hätte geben können. Ich müßte mich sehr irren, wenn das Stück nicht von dieser Seite für mich einiges Verdienst hätte." Man sieht, daß es den Dichter anzog, auf diese Weise eine leichte Anschauung des persischen Wesens zu unterhalten, wie es ihm von jeher angenehm gewesen war, sich in die Zustände fremder Völker zu versetzen. Reinhard forderte von Hammer auf, seine Barmekiden Goethe zur Prüfung zuzusenden. Von dem Stücke und seinem Dichter findet sich im Briefwechsel mit Reinhard keine weitere Erwähnung, aber dieser hat gerade hier eine sehr bedeutende Lücke. Hammer ließ sein Stück Dschafar oder der Sturz der Barmekiden. Historisches Trauerspiel im folgenden Jahre in einer wiener Buchhandlung erscheinen. Man könnte annehmen, er habe dasselbe mit dem Diwan Goethe zugeschickt, aber dagegen spricht dessen völliges Schweigen von diesem Stücke und die Art, wie Hammers in den Noten und Abhandlungen zum Divan gedacht wird. Während diese die briefliche Belehrung von Hammers Gegner, dem Prälaten von Diez, dankbar erwähnen, auch die Verbindung mit Eichhorn und Lorsbach nicht übergehen, ist dort von einem persönlichen Verhältniß zu Hammer keine Spur zu finden, und auch die sonst dankbar freundlicher Zusendungen gedenkenden Annalen nennen Hammers Diwan gar nicht unter dem Jahre

1813, sondern erst zwei Jahre später bei Gelegenheit seines eigenen westöstlichen Divans. Wenn er den Abschnitt über Hammer mit den Worten schließt: „Mögen die Verdienste der glänzenden Schirin, des lieblich belehrenden Kleeblatts*), das uns eben am Schlusse unserer Arbeit erfreut, allgemein anerkannt werden", so deutet dies keineswegs darauf hin, daß ihm Hammer sein Kleeblatt zugeschickt hatte. Man könnte denken, Graf Karl von Harrach, den Goethe schon vor vielen Jahren in Karlsbad kennen gelernt hatte, habe ihm Hammers Diwan übersandt, da er ihm gewidmet war. Eine Gräfin Harrach hatte Goethe 1790 den Hymnus an Flora von C. von der Lühe gesandt. Aber auch die Cottasche Verlagsbuchhandlung könnte das bei ihr erschienene Buch Goethe verehrt haben.

Wir haben keinen Grund an der Richtigkeit der Angabe in den Noten und Abhandlungen zu zweifeln, daß ihm Hammers Diwan „im Frühling 1813 zukam"; denn wenn er in den Annalen unter dem Jahre 1815 äußert, dies sei „im vorigen Jahre" geschehn, so kann diese spätere Angabe um so weniger bedeuten, als dieser ganze Absatz, welcher ausführlich auf die erste Anregung zum Divan und die darauf bezüglichen Studien eingeht, eigentlich zum Jahre 1814 gehört, unter welchem jetzt nur kurz erwähnt wird, daß der westöstliche Divan gegründet worden, womit die erst 1815 kommende Erwähnung der ersten Veranlassung zu demselben ein merkwürdiges Hysteron proteron bildet. Zunächst scheint Goethe nur einige Blicke in die steifgerathene Uebersetzung geworfen, dann

*) Von Hammer hatte eine Sammlung unter dem Titel „Morgenländische Kleeblatt, bestehend in persischen Hymnen, arabischen Elegien und türkisch Eklogen" 1818 erscheinen lassen. Dies entging von Loeper, als er die ungl' liche Vermuthung äußerte, unter dem Kleeblatt dürften Schirin und beiden Liebhaber Chosru und Ferhad zu verstehn sein.

das Buch vorläufig beseitigt zu haben. Riemer berichtet, er habe es einmal bei Goethe gesehen, dieser aber das Lesen desselben ihm abgerathen, weil es ihn zu sehr zerstreuen werde. Als er im Herbste 1813 von Teplitz zurückkehrte, wandte der Dichter, um den traurigen politischen Betrachtungen zu entgehn, sich nicht dem Hafis, sondern dem chinesischen Reiche zu. „Ich hatte mir dieses wichtige Land gleichsam aufgehoben und abgesondert", schreibt er den 10. November an Knebel, „um mich im Fall der Noth, was auch jetzt geschehen, dahin zu flüchten. Sich in einem ganz neuen Zustande auch nur in Gedanken zu befinden, ist sehr heilsam. Die Ankunft des Hofrath Klaproth, dessen du dich wohl aus frühern Zeiten erinnerst (vgl. oben S. 12) und der ein eingefleischter Chinese ist, hat mich sehr gefördert, indem er mir gar manches suppliren und bestätigen konnte." Doch hatte er sich schon am 20. Oktober durch Vermittlung von Eichstädt an den Consistorialrath G. W. Lorsbach, der seit dem vorigen Jahre Professor der orientalischen Sprachen in Jena war, mit der Bitte gewandt, ihm zu sagen, was das übersandte Blättchen aus einer arabischen Handschrift enthalte, das die weimarischen Soldaten aus Spanien mitgebracht. Er muß ganz vor kurzem in den Besitz gekommen sein. Erst als Blücher in der Neujahrsnacht des folgenden Jahres (1814) den Rhein überschritten hatte und man mit banger Spannung der Entwicklung des auf Europa schwer lastenden Kampfes gegen den Gewaltigen harrte, wird Goethe, der sich sehr angegriffen fühlte, sich dem persischen Dichter zugewandt haben, dessen freiheiterer Geist und seine fromme Ergebung in Gottes Willen ihn gerade in jener bedrängten Zeit, wo alles auf dem Spiele stand, herzlich anmutheten. „In dem ehernen Kriegswesen", schrieb er damals an Knebel, „werden unsere besten Wünsche nur durch Zufall erfüllt." Als dieser nach Napoleons Erfolgen gegen die große Armee seine Furcht geäußert

die Fahne Fortunas möchte sich zum Nachtheil der Verbündeten wenden, erwiederte er: „Möge der erste retrograde Schritt der verbündeten Völker auch der letzte sein! Doch leider ist der fromme Wunsch, ein Ende zu sehn, uns nur zu oft verkümmert worden!" In dieser bangen Spannung mußte ihn der aus Hafis so anmuthig ihm entgegenwehende Geist des Ergebens in den Willen Gottes und freudigen Genusses der Welt herzlich anmuthen und beruhigen. Neben Hammers Diwan benutzte er die seit dem Jahre 1809 vom Grafen Wenzel Rzewuski unternommenen, unter von Hammers Leitung erscheinenden Fundgruben des Orients von einer Gesellschaft von Liebhabern, aus denen ihm nachweislich der dort von de Sacy in französischer Uebersetzung gegebene Pend-Nameh (Buch des Rathes) von Ferid-ed-din Attar schon in der ersten Zeit bekannt war. Auch das Grundbuch des mahomedanischen Glaubens, den Koran, hatte er wieder vorgenommen und höchst wahrscheinlich Jean Chardins Voyages en Perse et autres lieux de l'Orient schon damals gelesen, obgleich er, wie die noch vorhandenen Ausleihebücher der weimarer Bibliothek beweisen, vor dem Dezember des Jahres 1814 gar kein auf das Morgenland bezügliches Buch aus derselben entlieh, während er später Chardin von dieser nahm.

Unsere wichtigste Quelle für die Entstehung der einzelnen Gedichte des westöstlichen Divans sind die in der Quartausgabe von 1837 zuerst gegebenen Datirungen von ungefähr der Hälfte der Gedichte, nur haben sich leider in diese Angaben nachweislich einzelne Irrthümer eingeschlichen. Daneben kommen besonders die Berichte von Sulpiz Boisserée, dem Goethe manche Divansgedichte vorlas, in dem ersten des seinen Namen tragenden, von der Wittwe herausgegebenen Werkes (1862) und der „Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer (Suleika). Herausgegeben mit Lebensnachrichten und Erläuterungen von Th. Creizenach" (1877)

in Betracht. Auch geben die erste Veröffentlichung einzelner Gedichte im Morgenblatt, die Vergleichung des ersten Druckes mit dem zweiten in der Ausgabe letzter Hand und einzelne Aeußerungen Goethes in seinen Werken und Briefen einige Haltpunkte. Besonders durch den Briefwechsel mit der Willemer gelang es, manche Punkte fester zu stellen, als es im ersten Bande der Erläuterungen zu den lyrischen Gedichten möglich war. Derselbe forderte aber zugleich auf, das von Creizenach nicht ganz ins Licht gesetzte Verhältniß zu Goethes Suleika genauer zu verfolgen.

Wenn die Quartausgabe das Gedicht Vier Gnaden (I, 5) auf den 6. Februar 1814 verlegt, so muß hier das Jahr 1814 mit dem folgenden verwechselt sein, wie ich schon in der ersten Auflage bemerkt habe. Von Loeper begnügt sich, jetzt dem Jahre 1814 in Parenthese „oder 1815?“ beizufügen. Aber die zweifelnde Frage genügt nicht; das Jahr 1814 ist jedenfalls ein Fehler. Das älteste Gedicht, dessen Entstehungszeit wir sonst kennen, fällt in den Aufenthalt zu Berka; es ist am 21. Juni 1814 gedichtet. Daß schon fünftehalb Monat früher ein Divanslied entstanden, und zwar eines, das sich nicht auf Hafis, sondern auf eine Stelle aus Chardin gründet, spottet jeder Wahrscheinlichkeit, und ist das Jahr 1815 um so entschiedener anzunehmen, als in den Februar 1815 eine Anzahl von Divansliedern fällt, von denen eines gleichfalls eine Anspielung auf Chardin enthält. Höchst wahrscheinlich ist das Lied, welches von allen, deren Entstehungszeit wir kennen, das früheste ist, auch wirklich das erste, zu welchem Goethe sich durch Hafis getrieben fühlte. Am 13. Mai 1814 begab dieser sich, da er zunächst nicht weit von Weimar, wo man der Rückkunft des Herzogs entgegensah, sich entfernen wollte, nach dem nahen Badeorte Berka, um dort ein Vorspiel für Halle zu dichten; aber schon vier Tage später bat ihn Iffland um ein Festspiel zur Feier der Rückkehr



des Königs für Berlin, das er wirklich nach einigem Bedenken übernahm. Vor die Vollendung desselben fallen ein paar kleine Gelegenheitsgedichte, gleich darauf der Abschluß des launigen Gesellschaftsliedes die Weisen und die Leute. Den 18. Juni begab er sich zur Begrüßung der Erbprinzessin von Mecklenburg nach Weimar. Gleich nach der Rückkehr, also nachdem er sich eben der zuletzt drückenden Last des nationalen Festspiels entledigt, am 21. schrieb er das erste Divanslied: „Hans Adam war ein Erdenkloß" (I, 8). Die erhaltene Handschrift zeigt das Datum; überschrieben ist das Gedicht: „Die 18. Gasele des Buchstaben Dal."*) Die Ghaselen des Hafis sind von dem spätern Sammler nach dem Endbuchstaben der Reime alphabetisch geordnet und in diesen gezählt. Goethe wollte durch die Ueberschrift nur andeuten, welches Gedicht des Divan ihm vorgeschwebt habe, keineswegs dachte er selbst seine Lieder so zu ordnen, was schon nach dem gewählten doppelten Reime unmöglich war; ebenso wenig konnte er daran denken, die Folge der zu Grunde liegenden Lieder des Hafis beizubehalten, da ihm nichts weniger als eine Nachbildung des ganzen Divans**) im Sinne lag.***) Das Gedicht ist keine bloße Nachbildung des persischen Dichters, es ist dazu nur eine Aeußerung von Hafis mit einer Bemerkung des Uebersetzers benutzt, das Ganze nach der mosaischen

---

*) Hammer braucht gewöhnlich Gasel, in der Mehrheit Gasele, aber auch in der Einheit eine Gasele, in der Mehrheit Gaselis.

**) Von Hammer schreibt Diwan, und er bemerkt, das Wort heiße eigentlich Genienversammlung, aber es hat die allgemeinere Bedeutung Versammlung, Sammlung angenommen. Auch Hammer hatte nicht die Länge des a bezeichnet.

***) Ich bemerke dies gegen von Loeper, der von einem gleich zu nennend Liede, das die Ueberschrift „Buchstabe Sin. Gasele XIII" führt, äußert: „Das G dicht sollte also ursprünglich das 13. des XI. Buchs bilden, sofern das Alpha der Bücher ganz ausgefüllt wurde."

und mahomedanischen Sage von der Schaffung des Menschen frei gebildet. An die Ghaselenform findet sich nicht der entfernteste Anklang, wie denn die meisten Gedichte des Divans in gangbaren Vers- und Reimformen geschrieben sind. Der Ausnahmen werden wir zur Zeit gedenken. Auf denselben Tag fallen auch das unter eine Federzeichnung geschriebene, an unsern deutschen getreuen Eckardt anknüpfende Epigramm vergebliche Müh (Epigramm 42) und zwei andere kleinere Gedichte.*) Fünf Tage später ist das Gespräch zwischen dem Dichter und Hafis (II, 1) entstanden, bei welchem nur Hammers Bemerkung über die Bedeutung des Beinamens Hafis vorschwebt. Nach Berka verlegt die Quartausgabe auch den Entwurf zweier andern Lieder, die erst im Dezember vollendet worden seien (II, 3. 4). Damit stimmt es aber nicht, wenn dieselbe den Juli als Entstehungszeit nennt, da Goethe am 30. Juni den Badeort verließ. Von Loeper läßt willkürlich ohne jede Bemerkung Berka weg, wodurch der Juli gerettet wäre, aber es kann keine Frage sei, daß hier Juli statt Juni verschrieben oder verdruckt ist. In den Aufenthalt zu Berka verlegt Riemer in einer Angabe, die sich in seinem Nachlaß findet, auch die Gedichte Liebliches, Zwiespalt und Im Gegenwärtigen Vergangnes (I, 10—12), indem er an den Garten vor dem dortigen Badehause denkt, wo der Amtmann breite Mohnfelder angelegt hatte. Stimmt nun auch diese Bestimmung nicht zu der in der Quartausgabe gegebenen Bezeichnung der Zeit und bei dem dritten dieser Gedichte auch des Ortes, so durfte von Loeper doch Riemers von mir angeführte Angabe nicht ganz zur Seite lassen, da die Mohnfelder vor dem berkaer Badehause unmöglich von Riemer erfunden sind, während die Mohnfelder, die von Loeper Goethe im erfurter Gebiet sehn

*) Vgl. Hirzels Verzeichniß einer Goethebibliothek S. 219.

läßt, wenigstens nicht verbürgt sind. Es wäre wohl möglich, daß dieser ein zu Berka ersonnenes oder angelegtes Gedicht auf der Reise nach Eisenach ausgeführt hätte.

Nach Weimar zurückgekehrt schrieb Goethe zu den Festgedichten auf die Rückkehr des Herzogs das einleitende Wort und nach guter Ueberlieferung auch die Darstellung des Glückes der Wiedervereinigung der herzoglichen Familie. Auf den 22. Juli fällt ein drittes Lied nach Hafis, das jetzt Elemente überschriebene (I, 7), gleichsam ein Programm für seine Hafisdichtung, indem er als Elemente der Dichtung Liebe, Wein, Preis des Sieges und Haß des Schlechten bezeichnet. Es trägt in der Handschrift die Ueberschrift Buchstabe Sin. Gasele XIII. Da aber der Buchstabe Sin bei Hafis nur sechs Gaselen enthält, so vermuthet von Loeper (in der „Revision des Textes") Schin statt Sin, so daß dem Dichter hier dieselbe Ghasele vorgeschwebt habe, wie bei dem Gedichte Zwiespalt (I, 11), nur vergißt er, die Möglichkeit dieser Ansicht durch den Nachweis zu begründen, welche Stelle jener Ghasele benutzt sei. Hafis verlangt dort zuerst bittern Wein, der selbst Männer umwerfe, da er von den Erdenplagen gerne ein wenig ausruhen möchte. Dann aber will er einem, den er aufruft, in reinem Weine der Welt Geheimniß zeigen unter der Bedingung, daß er sein Herz nicht den Schiefen verrathe.

> Meine flüssigen Rubinen
> Will ich aus Smaragden trinken,

heißt es weiter, und der Dichter schließt:

> Des Geliebten Brauenbogen
> Wird sich von Hafis nicht wenden,
> Ja er nahet sich und lächelt
> Seines Armen ohne Kräfte.

So ist hier also nur vom Weine und dem Schenken die Rede, der den trunkenen Dichter zuletzt halten muß. Rubin des Weins

kommt bei Hafis so vielfach vor, daß auch hierin kaum die Beziehung jener Ghasele auf unser Gedicht liegen kann. Wir glauben Sin beibehalten und nur XIII für einen Irrthum statt III halten zu müssen. In der hiernach angezogenen Ghasele klagt Hafis zunächst, daß „schöne schwarze Locken“ so oft ihn von Sinnen gebracht, sodann daß er von den Thoren wegen eines Hefenrestes viel zu tragen habe.

> Frommer Mann, o geh vorüber
> Ruhig und still; denn der Rubin
> In dem Glase hat mir Seele,
> Glauben geraubt; frage nicht!

Darauf ist wieder von der Liebe die Rede. Goethe nahm eben Liebe und Wein als Hauptgegenstände des Gesanges aus dieser Ghasele, die hiernach nur sehr entfernt als Grundlage unseres frei ausgeführten Liedes gelten kann, wie er ja auch bei Buchstabe Schin, Gasele XIII, nur von zwei ganz nebensächlichen Versen ausgegangen ist, obgleich er diese bei dem Gedichte Zwiespalt anführt.

Den 25. Juli trat Goethe heiter und munter, nur von einem Diener begleitet, die Reise nach Wiesbaden an, die ihn dem seit siebzehn Jahren nicht mehr gesehenen Main und Rhein zuführen sollte. Von dem Drucke der schweren Zeiten durch die glänzenden Siege der Verbündeten befreit, von keiner seine Seele spannenden und aufregenden Arbeit in Anspruch genommen, körperlich behaglicher als in den letzten Jahren, fühlte er sich von jugendlicher Frische neubelebt. So sprudelte denn schon am ersten Tage der Reise der Liederquell reich und lustig. Am 25. dichtete er drei Lieder, von denen nur zwei auf Hafis Bezug nehmen. Das eine ist das schon S. 23 erwähnte Lied Liebliches, wozu die Veranlassung die Mohnfelder zu Berka gegeben. Es redet den Hafis

an, der selbst das schöne Schiras als seinen Geburtsort gefeiert. Erfurt, wo er so manche schöne Tage verlebt, entlockte ihm die Verse „Sollt' einmal durch Erfurt fahren", die erst später in das „Buch der Betrachtungen" (19) aufgenommen wurden. Diese in demselben Maße wie das vorige Lied geschriebenen Verse (in Str. 3 und 4 reimen bloß die geraden Verse) deuten auf Hafis, nach dessen Weise er beständig der Gegenwart sich erfreuen und das Vergangene mitgenießen wolle. Das dritte, keine bestimmte Beziehung auf Hafis enthaltende Lied bezieht sich auf die Liebe, die ihn auch wenn die Haare schon weiß seien, noch erfreuen soll, was eher auf Anakreon als auf Hafis deutet. Er bedient sich hier eines Bildes eines im Morgennebel sich zeigenden farblosen Regenbogens. Daß er diese Beobachtung gerade am Morgen des ersten Reisetages gemacht, brauchen wir nicht mit von Loeper anzunehmen; es kann ein längst beobachtetes Phänomen sein, das er hier dichterisch verwendet, wie den Blick auf die Mohnfelder zu Berka. In allen bis jetzt erwähnten Liedern steht meist Hafis in der Schlußstrophe nach der Weise der Ghasele; einmal nennt der Dichter selbst sich dort an, einmal findet sich Hafis in der Mitte des Gedichtes, einmal vergleicht er sich mit dem redend eingeführten persischen Dichter.

Eine noch viel reichere Liederfülle trieb der zweite Reisetag, der 26., der den Dichter von Eisenach nach Fulda brachte. Gedenken wir zunächst der an Hafis sich anlehnenden Lieder. Das erste, Zwiespalt (I, 11), im Versmaße des dem vorigen Tage angehörenden Phänomen gedichtet, nahm aus Hafis den Gedanken, daß der nicht sicher bleiben könne, den Liebe und Krieg zu gleicher Zeit beunruhigen. Die in zwei Strophen zerfallenden Verse „So lang man nüchtern ist" (IX, 5) führen des Hafis Wort, daß man, wo man kein Liebchen habe, nicht trinken dürfe, frei aus. Die achtversigen Strophen sind eine Verdoppelung der im zuletzt genannten

Liebe gebrauchten. Abends um 6 Uhr dichtete Goethe zu Fulda Im Gegenwärtigen Vergangnes, dessen Schluß auf eine Bemerkung Hammers über Hafis deutet. Es ist keineswegs ein Ausfluß des Augenblicks, vielmehr versetzt sich der Dichter an einen frühen Morgen, wo ihn seine nähere und fernere Umgebung an die frische frohe Jugendzeit erinnert, deren Genuß er andern gerne gönnt. Zwei andere Lieder dichtete er zwei Stunden später. Das eine derselben: „Uebermacht, ihr könnt es spüren" (V, 5), worin er selbständige Freiheit für sich in Anspruch nimmt, deutet auf den Kampf des Hafis mit den Blauen. Auch das andere: „Wenn du auf dem Guten ruhst" (V, 7), gedenkt in der letzten Strophe ähnlicher Aeußerungen des persischen Dichters. Wenn Goethe die drei eben angeführten Lieder Abends zu Fulda schrieb, so darf man daraus nicht schließen, daß er sie dort eigentlich ersonnen, er kann sie sehr wohl auf dem Wege schon ausgebildet, ihnen aber erst in Fulda die letzte Vollendung gegeben haben, ja selbst die Möglichkeit ist nicht ganz ausgeschlossen, daß der erste Entwurf noch früher fällt. Ein Spruch, den er an demselben Tage schrieb (IV,5), ist, wie der erste Vers: „Und was im Pend Nameh steht", zu erkennen gibt aus diesem Buche Ferid-ed-din Attars genommen. Von demselben Tage sind drei andere in den Divan aufgenommene Lieder, welche keinen bestimmten Anklang an persische Dichtung haben, aber die frei heitere Stimmung des Hafis deutsch gemüthlich aussprechen, Derb und tüchtig (I, 15), Lieblich ist des Mädchens Blick, der winket (IV, 4), wo anmuthig die Lust an dem Danke eines Beschenkten in freier Ausführung des eben erwähnten Spruches aus dem Pend Nameh hervortritt, und der Anfang des Liedes „Keinen Reimer wird man finden" (V, 2). Aber auch noch zwei andere muntere Gedichte, die nicht in den Divan aufgenommen wurden, der neue Copernicus (vermischte Gedichte 58) und

Jahrmarkt zu Hünefeld (Epigrammatisch 15) fallen auf denselben 26. Juli. Am folgenden Tage, wahrscheinlich auf der Reise nach Frankfurt, begann Goethe das Divanslied „Als wenn das auf Namen ruhte“ (V, 8), das sich gegen das ihm widerwärtige Parteitreiben in Dichtung und Kunst wendet.

Während des zweitägigen Verweilens in seiner Vaterstadt*), wo er von allen Seiten in Anspruch genommen war, verstummte Hafis. Erst als er in der Nacht des 29. nach Wiesbaden fuhr, dichtete er das Lied Allleben (I, 16), welches die Sehnsucht nach dem Gewitterregen in Anlehnung an die bei Hafis sich findende Feier des auf der Schwelle der Geliebten liegenden Staubes anmuthig ausspricht. Selige Sehnsucht (I, 18) ist „Wiesbaden, den 31. Juli 1814“ datirt und hat die Ueberschrift Buch Sad. Gasele 1. Goethe hat das Gedicht des Hafis auf freie Weise zur Darstellung der Sehnsucht nach einem höhern Leben benutzt. In den Juli fällt auch das Anfangslied des „Buches der Betrachtungen“, welches mit zwei Versen einer Ghasele von Hafis beginnt, aber daran einen eigenen Rath anknüpft.

Zu Wiesbaden traf Goethe mit Zelter zusammen, dem er seine Hafislieder mittheilte. Die Badekur und mancherlei Ausflüge nahmen ihn während des August so in Anspruch, daß seine Leier verstummte. Am 15. fuhr er nach Rüdesheim und freute sich am folgenden Tage des diesmal glänzend gefeierten Rochusfestes. Den

---

*) Irrig läßt Creizenach (Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne Willemer S. 30) Goethe am 25., an welchem Tage er Weimar verließ, in Frankfurt ankommen und dort vier Nächte verweilen. Die Schuld trägt zum Theil Bernays, der in „Goethes Briefen an Fr. Aug. Wolf“ merkwürdiger Weise den offenbaren Fehler, daß Goethe am 25. von Weimar abgefahren und in derselben Nacht in Frankfurt angekommen sein solle, unverbessert stehn ließ. Statt „Nachts den 25.“ ist „Nachts den 27“ zu lesen, nicht, wie von Biedermann in der Ausgabe von Hempel (XXVI, 328. 369) thut, der 28. zu setzen.

22. kam der Herzog in Mainz an, wohin Goethe ihm entgegenging; dann machten sie von Wiesbaden aus mehrere Ausflüge. Seinen Geburtstag, der diesmal auf einen Sonntag fiel, brachte er, wie alle Sonntage, auf dem Schlosse zu Biberich zu. Er fand sich aber darauf so stark angegriffen, daß er, wie Zelter an Schultz meldete, den folgenden Tag das Bett hütete, und erst am Mittag des 30. aufstand. Doch haben wir vom 29. einen Brief von Goethe an Riemer, worin er meldet: „Die Gedichte an Hafis sind auf 30 angewachsen und machen ein kleines Ganze, das sich wohl ausdehnen kann, wenn der Humor wieder rege wird.“ Statt an Hafis muß es wohl nach Hafis heißen. Wir wissen bestimmt nur von 18 Liedern, daß sie damals vollendet, von zweien, daß sie begonnen waren. Auf den letzten Tag des Monats fallen wieder zwei Divanslieder, Unvermeidlich und Geheimes (III, 16. 17), die beide mit einem Verspaare des Hafis beginnen, wodurch das Versmaß bestimmt wird.

Die unmittelbar darauf folgenden glücklichen Tage im Rheingau, die weitere Badekur zu Wiesbaden und der vergnügliche Aufenthalt in seiner Vaterstadt waren ohne allen dichterischen Ertrag. Vom 24. September bis zum 8. Oktober verweilte er bei den Gebrüdern Boisserée in Heidelberg. Verkehrte er auch damals mit Paulus, von morgenländischen Studien ist ebenso wenig wie von Divansliedern eine Spur zu finden. Freilich versetzt von Loeper in diese Zeit vier Schenkenlieder, welche nach der Quartausgabe im Oktober gedichtet sind. Dieser Annahme aber widerspricht der Umstand, daß Sulpiz Boisserée, dem er sie in diesem Falle unzweifelhaft mitgetheilt haben würde, sie erst im folgenden August kennen lernte, wozu es stimmt, daß Paulus eines derselben, das auf das bei ihm beliebte Schwänchen sich bezieht, erst zu Neujahr zugeschickt erhielt.*)

*) Von Biedermann (Goethes Werke bei Hempel XXVI, 373) stimmt

Boisserée begleitete den Dichter auf der Rückreise nach Frankfurt bis Darmstadt. In seiner Vaterstadt aber sollte Goethe diesmal die nähere Bekanntschaft von Marianne von Willemer machen, die, wenn auch nicht augenblicklich, doch im nächsten Jahr für den Divan so höchst folgereich wurde. Während Goethes Abwesenheit am 27. September hatte sich der diesem lange befreundete, aber mehr als zehn Jahre jüngere Geheimerath von Willemer in dritter Ehe mit der am 20. November ihr dreißigstes Jahr vollendenden höchst anmuthigen und begabten Maria Anna Jung aus Linz vermählt. Diese war im Winter 1798 in Begleitung ihrer Mutter mit dem Balletmeister Traub nach Frankfurt gekommen, wo sie zuerst nur in Ballets und Divertissements, dann aber auch in Opern und Lustspielen mit vielem Beifall spielte. Willemer, welcher der Bühne lebhaften Antheil zuwandte, wurde durch die liebenswürdige Unschuld und heitere Herzlichkeit des alle Welt bezaubernden Mädchens so ungemein angezogen, daß er sich gedrungen fühlte, die begabte Schauspielerin der Bühne zu entziehen, um sie als Familienglied in sein Haus zu nehmen und sie neben den beiden noch bei ihm weilenden Töchtern ausbilden zu lassen, besonders für gründlichen musikalischen Unterricht zu sorgen. Sie erwarb sich nicht nur im Singen, sondern auch im Zeichnen und in der lyrischen Dichtkunst eine bedeutende, auf glücklichster Anlage beruhende Fertigkeit, wie ihr ganzes Wesen sich immer reizender und liebenswürdiger entwickelte. Da Mariannens eigenthümliche Stellung in der Familie auf die Dauer keine haltbare schien, Willemer auch sie

---

von Loeper in Bezug auf die drei Lieder IX, 17. 19. 20 bei, obgleich dieser seine Vermuthung nur durch die nicht bewiesene Behauptung stützt, der vierzehnjährige Sohn von Paulus habe Goethe zu Schenkenliedern angeregt. Von Loepers Anführung (Boisserée I, 58) ist durch Druckfehler entstellt; über die gemeinte Stelle vgl. unten.

zu verlieren fürchten mußte, faßte er mit Beistimmung seiner Töchter und Schwiegersöhne den Entschluß, ihr seine Hand zu bieten. Goethe wird während seiner frühern Anwesenheit in Frankfurt, wo er bei der verwandten schlosserschen Familie wohnte, von Willemer besucht haben, der ihm, wie er an Wolf schreibt, „sein früheres Zutrauen auf jede Weise in hohem Grade abermals bethätigte". Er wird dort freilich das talentvolle Mädchen, das sein etwas wunderlicher, aber vom edelsten Bildungsdrange und schönstem Menschensinne beseelter Freund trotz seines vorgerückten Alters sich ganz anzueignen entschlossen war, kennen gelernt haben, ohne aber irgend in nähere Beziehung zu ihr zu treten. Als er am 10. nach Frankfurt, wo er wieder in dem ihm liebwerthen schlosserschen Hause wohnte, zurückgekehrt war, verkehrte er mehrfach mit dem neuvermählten Paare. Am 18. fuhr er mit Willemer und dessen Gattin nach dem in dessen Weinberge am Mühlberg erbauten, mehrere Stockwerke hohen Thurme, wo er den bezaubernden Anblick der rings auf allen Höhen zur Siegesfeier der leipziger Schlacht lodernden Feuer genoß. Auf einer mitgebrachten Karte bezeichnete Marianne alle Punkte, die ihre Feuer weit in die klare Oktobernacht strahlten, mit rothen Tüpfchen. Zuletzt reichte sie dem Dichter, damit er ein Andenken seiner Anwesenheit hinterlasse, einen mit besonderer Sorgfalt gespitzten Bleistift, mit dem er auf einen Fensterpfosten die Worte schrieb: „Goethe den 18. Oktober 1814." Trat er auch diesmal der jungen Frau, die er fast nur in größern Kreisen sah, nicht ganz nahe, so blieb ihm doch ihre heitere Anmuth, die sie besonders an diesem denkwürdigen Freudentage Deutschlands zeigte, ganz unvergeßlich. Am 19. sah er noch die große Beleuchtung seiner Vaterstadt, die er am folgenden Tage verließ. In Hanau widmete er den reichen naturgeschichtlichen Sammlungen und den bedeutenden Fabriken der Stadt fünf Tage. Den 27. kehrte er nach

Weimar zurück. An den beiden letzten Reisetagen dichtete er wohl die vier Schenkenlieder die nach der Quartausgabe in den Oktober fallen. Eines derselben: „Welch ein Zustand! Herr so späte" (IX, 17), deutet auf eine bei Chardin gefundene Bemerkung. Ganz in morgenländischem Geschmack ist die Rede des Schenken: „Du mit deinen braunen Locken" (IX, 13). Eine zweite Schenkenrede, „Heute hast du gut gegessen" (IX, 19) enthält eine Hindeutung auf den in Heidelberg bei Paulus beliebten Nachtisch, während eine dritte (IX, 20) sich auf den Kuß bezieht, mit welchem der Dichter den Schenken beglückt. Auf der Rückreise oder bald nach der Rückkehr spottete er auch in einem bestimmt auf den Oktober deutenden Epigramm (Epigrammatisch 91) auf die Verspätung der Aufführung seines Epimenides in Berlin. Gehörte ja der Unmuth mit zu den Elementen des Liedes, wie er es bereits im Juli ausgesprochen, und ein paar Stücke dieser Art gedichtet hatte. Wenn er am 31. Oktober an Zelter schrieb, Poetisches sei in der Zeit nicht vorgefallen, so schienen ihm diese kleinen Sprüche kaum der Rede werth.

Da er durch einen Kenner vernommen, das a in Hafis sei lang, während er selbst nach Vorgang von Hammers das Wort mehrfach als Jambus gebraucht hatte, wandte er sich um nähere Auskunft durch Eichstädts Vermittelung an Lorsbach. Die persische Dichtung bildete fortwährend den Gegenstand seiner Neigung und seiner Studien. Daß er auch die Schriften eines entschiedenen Gegners des Uebersetzers des Hafis, des Prälaten von Diez in Berlin, der längere Zeit preußischer Gesandter in Konstantinopel gewesen, schon damals in den Kreis seiner Betrachtung gezogen, zeigt das Lied Wanderers Gemüthsruhe (V, 11), das er am 19. November schrieb; denn dieses bezieht sich auf eine Stelle aus dem Buche des Kabus, über welche Hammer und Diez in Streit gerathen waren. Die unter manchen Schwierigkeiten zu Stand-

gekommene Ausgabe des Buches des Kabus*) war schon im Jahre 1811 erfolgt. Das durch den Kommissionsverlag nicht recht verbreitete Buch scheint Goethe erst spät zugekommen zu sein, wie er auch den ersten 1811 erschienenen Band von dessen „Denkwürdigkeiten von Asien in Künsten und Wissenschaften, Sitten, Gebräuchen und Alterthümern, Religion und Regierungsverfassung aus Handschriften und eigenen Erfahrungen", nicht vor diesem Jahre kennen gelernt haben wird. An Freund Zelter schreibt er den 21.: „Mohamed Schems-eddin hat sich auch wieder vernehmen lassen."

Als er sich in der zweiten Woche des Dezember nach Jena begab, gelangen ihm wieder mehrere Lieder des Divans. Am 10. schrieb er das Gedicht offenbar Geheimniß (II, 9), nach einer Aeußerung von Hammers über Hafis. Den folgenden Tag gab er die von Jones in lateinischer Sprache wiedergegebene Stelle aus der Lebensbeschreibung Timurs von dem arabischen Dichter Ibn Arabschah in reimlosen vierfüßigen Trochäen wieder (VII, 1).**) Am 15. brachte er eine Stelle des Pend-Nameh in fünf gereimte jambische Verspaare (IV, 2) und dichtete ganz frei das Lied „Das Leben ist ein Gänsemarsch" (IV, 16). Den 16. schrieb er zu den am vorigen Tage aus dem Pend-Nameh genommenen Fünf Dingen

*) Buch des Kabus oder Lehren des persischen Königs Kjekjawus für seinen Sohn Ghilan Schah. Ein Werk für alle Zeitalter aus dem Türkisch-Persisch-Arabischen übersetzt und durch Abhandlungen und Anmerkungen erläutert von Heinrich Friedrich von Diez. Berlin, in Commission der Nicolaischen Buchhandlung. Ebert nennt das von Goethe so hoch belobte Buch „eine mit eben so viel wichtigen Bemerkungen als Uebersetzungsfehlern ausgestattete Uebersetzung eines sehr unwichtigen Buches".

**) Von Loeper meint, dies sei das curiosissimum, welches Goethe an diesem Tage an Knebel mit der Bitte schickt, es zu sekretiren. Wir möchten dabei aber eher an ein derbes Liebeslied denken, durch dessen Mittheilung er den in solchen Dingen empfindlichen Freund necken wollte.

ein deutsches Gegenstück Fünf andere (IV, 3) in eben so vielen kleinen jambischen Verspaaren, in welchen der kürzere Reimvers die Antwort enthält. Demselben Tage gehört das schöne Zwiegespräch mit dem Schenken an, „Niedergangen ist die Sonne" (IX, 20), in welchem er sich in die längste Nacht des Jahres versetzt. Zur Annahme, das Gedicht sei wirklich am längsten Tage des Jahres begonnen und jetzt erst vollendet worden, liegt kein Grund vor. In den Aufenthalt zu Jena fällt auch die Vollendung zweier zu Berka im Juni angefangenen kleinen Gedichte (II, 3. 4). Wenn er nach der Quartausgabe zu Jena „Ende Dezember" das große Gedicht Siebenschläfer (XII, 10), bei welchen der dritte Band der Fundgruben zu Grunde lag, gedichtet haben soll, so muß hier, was von Loeper unbeachtet ließ, entweder Ende Dezember auf das zweite Drittel des Monats sich beziehen oder, was fast wahrscheinlicher, statt Jena Weimar zu setzen sein.

Am 20. Dezember kehrte der Dichter von Jena, wo er Knebel mit seinen persischen Gedichten unterhalten hatte, nach Weimar zurück, wo er sich in die persische Literatur versenkte. Am 22. entlieh er der weimarer Bibliothek*) Barthélemy d'Herbelots Bibliothèque Orientale und Eichhorns Ausgabe von W. Jones' Poeseos Asiaticae commentarii, obgleich er diese selbst besaß, am folgenden Tage Warings „Reise nach Sheiraz" in der zu Rudolstadt 1808 und 1809 erschienenen Uebersetzung. Früher begonnene Divanslieder wurden jetzt vollendet und neue gedichtet. Auf den 23. fällt der Abschluß der am 26. und 27. Juli angefangenen Gedichte Keinen Reimer wird man finden und Wenn du auf dem Guten ruhst (V, 2. 8), auf den folgenden Tag das schöne Hegire

*) Durch Reinhold Köhlers stets bewährte außerordentliche Güte liegt mir das für den Divan wichtige Verzeichniß sämmtlicher auf das Morgenland bezüglichen Werke vor, die Goethe in den Jahren 1814—1819 der weimarer Bibliothek entliehen hat.

überschriebene, „seine Flucht nach dem reinen Osten" bezeichnende (I, 1). Das Lied, worin er sich als Nachfolger von Hafis einführt, verräth genaueste Kenntniß seiner Dichtung. Auch die drei Dreistigkeit überschriebenen Strophen (I, 14) dichtete er am Tage vor Weihnachten; sie sind ganz Eigenthum des Dichters. Am 27. schrieb er an Zelter: „Hafis hat mich fleißig besucht, und da ist denn manches entstanden, das dir in der Zukunft liebliche Melodien entlocken soll." Am Sylvesterabend schrieb er in trochäischen Dimetern, von denen die sechs letzten unmittelbar aufeinander, die sechs ersten künstlich verschränkt (a b c b c a) reimen, das vom Wechsel des Jahres ausgehende an Chardin und Hafis anklingende Lied Einladung (VIII, 1). Auf dieses Gedicht glaube ich jetzt die Aeußerung des in Wien weilenden Herzogs aus dem Anfange des folgenden Jahres beziehen zu dürfen: „Für das Persicum danke ich bestens; es ist geistreich und galant." Goethe hatte ihm zu Neujahr das Gedicht gesandt.

Auch am Anfange des folgenden Jahres (1815) beschäftigte ihn das Morgenland sehr lebhaft. „Täglich wird eine Perikope aus dem Homer und Hafis gelesen", schreibt er damals an Boisseré, „wie denn die persischen Dichter gegenwärtig an der Tagesordnung sind." So stärkte er sich an Homer, um nicht dem persischen Ungeschmack zum Opfer zu fallen. Dem Freunde ruft er auch das Wort: „Gottes ist der Orient u. s. w." (Divan I, 4a) zu, das er in dieser Zeit nach einem aus von Hammers Fundgruben genommenen Koranspruche sich gebildet. Am 8. Januar entlieh er der Bibliothek Saadis „persianisches Rosenthal" in der Uebersetzung von Olearius (Schleswig 1654), den ersten Band der „Denkwürdigkeiten von Asien" von Diez und dessen Buch des Kabus,*), Augustis

*) Wenn er auch dieses Buch lieh, das er wohl selbst besaß, so war es ihm wohl zur Zeit nicht zur Hand, wie wir dies auch bei Eichhorns Ausgabe des Werkes von Jones fanden.

„Memorabilien des Orients“ (Jena 1804) und auch Gleims „Halladat oder das rothe Buch“ (1775), welches dieser in morgenländischer Weise, auch mit Benutzung arabischer oder arabisch klingenden Namen, gedichtet hatte. Zwei Tage darauf ließ er sich die chinesischen, japanischen (1—28), arabischen, persischen und türkischen Handschriften (1—39), von den beiden erstern auch Klaproths Katalog geben, den 11. Klaproths „Asiatisches Magazin“ (Weimar 1802. 1803). An dem letztern Tage schrieb er seinem jenaer Freunde Knebel, die Zeit her habe er sich meist im Orient aufgehalten, wo denn freilich eine reiche Ernte zu finden sei. Man unterrichte sich im Allgemeinen und Zerstückelten wohl von einer so großen Existenz, gehe man aber einmal ernstlich hinein, so sei es vollkommen, als wenn man ins Meer geriethe. „Indessen ist es doch auch angenehm, in einem so breiten Elemente zu schwimmen und seine Kräfte darin zu üben. Ich thue dies nach meiner Weise, indem ich immer etwas nachbilde und mir so Sinn und Form jener Dichtarten aneigne. Es ist wunderlich zu sehn, wie die verschiedenen Nationen, Franzosen, Engländer, Deutsche, wie die verschiedenen Stände, Theologen, Aerzte, Moralisten, Geschichtschreiber und Dichter, den ungeheuern Stoff jeder nach seiner Art behandelt, und so muß man es denn auch machen, wenn man ihm etwas abgewinnen will, und sollte man auch dabei die Stelle des Kindes spielen, das mit der Muschel den Ozean in sein Grübchen schöpfen will. Die Gedichte, denen du deinen Beifall schenktest, sind indessen wohl aufs Doppelte angewachsen.“ Demnach müssen in der Zeit vom 20. Dezember bis zum 11. Januar viel mehr Gedichte entstanden sein, als die, von denen die uns überkommenen Angaben berichten; denn bis zum 16. Dezember waren nachweislich 34 Divanslieder vollendet, und es ist kaum anzunehmen, daß Goethe manche davon dem Freunde nicht mitgetheilt haben sollte. Wahr-

scheinlich fallen in diese Zeit mehrere Stücke aus dem Buche der Sprüche. Den 17. Januar entlieh er der Bibliothek die drei ersten Bände von Ouseleys Oriental collections (1797—1799), den 25. die vier ersten Bände von Chardin der amsterdamer Ausgabe (1735) und von den Fundgruben I—IV, 2. Den 29., am Tage vor dem Geburtstage der Herzogin, schreibt er dem noch in Wien weilenden Herzog: „Im Orient, wo ich mich jetzt gewöhnlich aufhalte, wird es schon für das höchste Glück geachtet, wenn von irgend einem demüthigen Knecht vor dem Angesichte der Herrin gesprochen wird und sie es auch nur geschehn läßt. Zu wie vielen Kniebeugungen würde derjenige hingerissen werden, dessen sie selbst erwähnte! Möchte ich doch allerhöchsten Ortes nur manchmal namensweise erscheinen dürfen!" Es ist hier von der Kaiserin von Oestreich die Rede, welche Goethe sehr gewogen war. Weiter theilt er dem Herzog mit, daß die weimarer Bibliothek ein wohl erhaltenes unvergleichliches Prachtstück persischer Art und Kunst angeschafft, eine um 1500 in Schiras geschriebene Handschrift des Mesnewi von Mewlana (Mohammed muß verdruckt sein) Dschelal-ed-din Rumi, das die Sofis für das vortrefflichste Buch nach dem Koran hielten. Dieses und eine andere persische Handschrift entlieh er am 9. Daß er die arabischen, persischen und türkischen Handschriften ihrem jenaischen Weissager (Lorsbach) zur Katalogesirung zuschicken wolle, schreibt er den 17. an Voigt.

Anfangs Februar war Goethes Frau äußerst leidend. In der Nacht vom 4. auf den 5. wurde sie von den heftigsten Krämpfen befallen, so daß man sie einen Augenblick für todt hielt. Daß seine gute Frau „zwei Querfinger vom Tode gewesen", schrieb er an Willemer. Gerade in der ängstlichsten Spannung wegen des bedrohten Lebens seiner Frau griff Goethe zur morgenländischen Dichtung. Auf diese Zeit möchten wir es beziehen, wenn Zelter im

Jahre 1823 dem Kanzler von Müller von einem Divansliede sprach, das Goethe gemacht, als seine Frau im Sterben gelegen, und bei welchem er, als er es komponirte, dessen Stimmung errathen habe; denn daß er, als diese wirklich im Sterben lag, ein Divanslied gemacht, ist wirklich unglaublich und in der Zeit vor ihrem Tode im Juni 1816 findet sich überhaupt keine Divansstimmung, da vom Januar 1816 bis zum November 1817 keine einzige Spur von einem Divansliede vorhanden, wogegen gerade aus dem Februar 1815 mehrere bekannt sind. Wir möchten bei dem von Zelter komponirten Liede, das Goethe in solcher Spannung dichtete, an Lied und Gebilde (I, 13) denken. Höchst unglücklich rieth Burckhardt auf „Deinem Blick mich zu bequemen" (VIII, 37). Wahrscheinlich fällt auf den 6. Februar dieses, nicht des vorigen Jahres das Lied Vier Gnaden (I, 5), das von einem aus Chardin genommenen Spruche ausgeht. Am folgenden Tage wurden nach der Quartausgabe gedichtet „Befindet sich einer heiter und gut" (V, 4) und „Die Welt durchaus ist lieblich anzuschauen" (VIII, 52); das erstere ist in derselben Strophe wie Vier Gnaden gedichtet. Da Goethe am 8. Knebel erwiedert: „Für die mitgetheilten orientalischen Perlen danke zum allerschönsten; ich habe sie gleich aufgereiht", so habe ich längst vermuthet, daß hierbei von Knebel mitgetheilte Sprüche zu Grunde liegen, die er irgendwo gelesen hatte. In dem Briefe an Knebel heißt es weiter: „Wenn du noch etwas dergleichen besitzest, so bitte ich mir es nicht vorzuenthalten. Meine Schatzkammer füllt sich täglich mehr mit Reichthümern aus Osten; wie ich sie ordnen und aufstutzen kann, muß die Zeit lehren. Ich segne meinen Entschluß zu dieser Hegire; denn ich bin dadurch der Zeit und dem lieben Mitteleuropa entrückt, welches für eine große Gunst des Himmels anzusehn ist, die nicht einem jeden widerfährt."

Die Liebeslieder „Komm, Liebchen, komm! umwinde mir Mütze!“ und „Hätt' ich irgend wohl Bedenken“ (VIII, 14. 16) fallen auf den 17. Februar; bei dem einen liegt eine Stelle der Denkwürdigkeiten von Diez, bei dem andern Hafis mit einer Bemerkung von Hammers zu Grunde. Schon damals wird Goethe mit Diez in brieflicher Verbindung gestanden haben. Die Annalen bemerken unter diesem Jahre, das Verhältniß zu Diez habe sich befestigt. Dieser sei die Gefälligkeit selbst gewesen, seine wunderlichen Fragen zu beantworten, Lorsbach höchst theilnehmend und hülfreich: durch beide sei er nicht ohne Verbindung mit Silvestre de Sacy gewesen; obgleich diese Männer kaum geahnt, noch weniger begreifen gekonnt, was er gewollt, so habe doch ein jeder dazu beigetragen, ihn in einem Felde aufzuklären, in dem er sich manchmal geübt, aber nie ernstlich umgesehen gehabt. Von Hammers, mit dem auch Lorsbach in Fehde lag, wird nicht gedacht.

Jetzt begann Goethe auch für den ausgewählten Damenkreis, der sich an den Dinstagabenden bei der Herzogin versammelte, den Stoff seiner Vorträge aus dem Morgenland zu nehmen. „Goethes Umgang mit dem Orient ist uns recht erfreulich“, meldet Schillers Gattin an Knebel; „denn er lehrt uns diese wunderbare Welt kennen. Die persische Poesie ist sehr merkwürdig; gestern (am 21. Februar) las er uns aus dem Gedichte des Firdusi*), welches 120000 Verse hat, 60000 Distichen. Sein Geist, der klar und reich die Verhältnisse durchblickt, weiß auch aus dieser Masse von Welt und von fremdartiger Poesie zu sondern und Licht zu schaffen, und es in ein Ganzes vor's Auge zu bringen. Es ist äußerst merkwürdig. Die Reflexionen, die der Dichter immer

*) Dem Schah Nameh, aus dem er wohl Stücke nach der Uebersetzung von Hammers in den Fundgruben las.

hineinwebt und auf die Moral hindeutet, sind so ernst und schön. Wie eine große Menge von Begebenheiten in des Ferdusi Geist vorübergegangen und der volle Glanz des Lebens sich ausspricht, sagt er:

> Du, der du dieses liesest,
> Bedenke, wie alt die Welt sei."

Am 22. entlieh er der Bibliothek die Moallakát von Jones, das Moallakah des Amr-ul-kais in der Ausgabe von Lette und die deutsche Uebertragung der Moallakát von Hartmann unter dem Titel „Die hellstrahlenden Plejaden am arabischen poetischen Himmel" (Münster 1802), am 23. Rehbinders Abul' Casem Mohammed und drei Schriften über Mahomet.*) Den erstern Tag dichtete er Begünstigte Thiere (XII, 8), besonders nach Saadi und Chardin, am folgenden Tage das Zwiegespräch mit dem Schenken: „Schenke, komm! Noch einen Becher!" (IX, 21), nach einer Aeußerung Oelsners, und „Aergerts jemand, daß es Gott gefallen" (V, 17), nach dem Koran, wohl in Oelsners Uebersetzung. Auf den 25. fällt die Parabel „Ein Kaiser hatte zwei Kassire" (X, 6), wohl nach deutscher Ueberlieferung. Am letzten Februar trug er bei der Herzogin „wunderbare arabische Dichtungen" (ohne Zweifel aus dem Moallakát) vor, wobei er, wie Frau von Schiller an Knebel berichtet, „alles aus der Bibliothek, seiner Sammlung zusammengetragen", und nach der Zeitfolge vortrug, „bald aus den Fundgruben des Orients, bald aus andern Werken, englischen Uebersetzungen u. s. w."

Anfangs März ward Goethe von einem schrecklichen Katarrh

---

*) Auch Du Boulainvilliers „Das Leben des Mahomeds" (Lemgo 1747), Turpin Histoire de la vie de Mahomet (Paris 1773), 2 Bände, und Oelsner „Mahomed, Darstellung des Einflusses seiner Glaubenslehre auf die Völker des Mittelalters" (1810) entnahm er am 23. der Bibliothek.

befallen, der ihn aber ebenso wenig wie die erste Kunde von Napoleons Flucht hinderte, am 10. zwei Gedichte zum Divan zu machen. Das erstere, Anklage überschrieben (II, 2), ist als Einleitung zu zwei früher geschriebenen (II, 3. 4) nach einer Stelle des Korans gebildet, das andere, Ferner sind allhier zu finden (XII, 3b) folgt den Fundgruben, und ist besonders deshalb bemerkenswerth, weil hier zum erstenmal des schönen Paares Jussuf und Suleika, aber nur nebensächlich, gedacht ist. Den 11. lieh Goethe von der Bibliothek den Folianten von Olearius, der die Reise nach Persien enthält (1663) und dessen „Gottorffische Kunstkammer", drei Tage später Jahns arabische Sprachlehre (Wien 1796), die vier ersten Theile von Eichhorns „Repertorium der morgenländischen und biblischen Literatur" und, wahrscheinlich wegen der Tafeln orientalischer Alphabete, den ersten Band der Encyclopédie von M. de Felice (Yverdun 1775). Den 17. März wurden zwei Divanslieder gedichtet, eines begonnen. Die beiden vollendeten sind, wie ein vor kurzem gedichtetes, Parabeln, das eine (X, 5) nach Saadi, das andere (X, 8) frei gedichtet; von dem dritten, einem Liebesliede (VIII, 15), wurde wahrscheinlich nur ein sehr kleiner Theil diesmal vollendet.

Die Bestürzung über Napoleons vom Glücke begünstigte Rückkehr, die den bittersten Unwillen über die Verschleppung auf den wiener Kongresse erregen mußte, brach vorläufig den Faden der Dichtung ab. Wahrscheinlich hatte er unterdessen eine Sammlung der bisherigen Divanslieder veranstaltet, oder eine solche erfolgte in nächster Zeit. Das oben genannte Lied XII, 3b vom 10. März ist uns auf einem Folioblatte erhalten, das die Bezeichnung trägt „Bl. 46, Nr. 31". Es gehörte demnach zu einer Handschrift, in welcher es das einunddreißigste Gedicht war, und es hindert nichts zu vermuthen, daß es dieselbe war, aus welcher Goethe im August Boisserée zu Wiesbaden vorlas, wenn wir nicht etwa

... Gedichte in der Folge las, wie
... die Handschrift enthielt also auf
... durchschnittlich jedes Gedicht andert-
... das eine Folioblatt acht vierversige
... auf die 45 Blätter etwa 1500
... in der Handschrift richtet sich
... Entstehung, wonach es ungewiß
... ihr aufgenommenen sich belief.
... aus der Bibliothek „Petri de
... schiedliche Theile der Welt, näm-
... Persien, Ostindien" (Genf 1674).
... der Lieder des Divans, Er-
... er in Wiesbaden erhalten,
... 21. März, er habe dem Hans
... er sich werde sehn lassen
... April, er zweifle nicht, daß er
... Leib gepaßt haben werde, und
... sehn; er fügt aber die bedenk-
... Orientalisiren sehr gefährlich
... herbste Gedicht wie ein Luft-
... spirituellem Gas, womit es sich
... alle Lüfte gehe. Bemerkens-
... Tage eine Reihe von Werken
... aus der Bibliothek nahm.
... an Voigt, nächstens werde er
... zu beurlauben, aber die Abreise

... VII 2, das Boisserée mit dem
... gleich nach dem auf Hafis,
... Stelle der Handschrift sich finden,
... den Rhein vollendet war.

verspätete sich, doch stellte sich bald die Dichtlust als Vorläuferin der Reise wieder ein. Am 17. vollendete er das gerade vor zwei Monaten angefangene Lied „Nur wenig ists, was ich verlange" (VIII, 15), worin aller so reichen Erzeugnisse des Morgenlandes gedacht wird. Drei Tage später fällt das launige Gedicht „Ob der Koran von Ewigkeit sei" (IX, 4), wobei Oelsners Mahomet benutzt ist. Es ist dies das erste Gedicht des Divans, welches von der gangbaren Reimart abweicht und die Ghaselenform sogar steigert, indem auf dasselbe Wort sowohl die geraden wie die ungeraden Verse ausgehen. Denselben Tag dankte er Diez für seine Gefälligkeit. Dieser hatte ihm auch sein Büchlein „Wage der Blumen oder Anweisung zum Tulpen- und Narcissenbau aus dem Türkischen des Scheich Muhammed Salézari" gesandt, wofür Goethe in einem auf seidenartigem Papier in eine prächtige goldene Blumeneinfassung geschriebenen Gedichte dankte, das mit der Erwähnung des Buches Kabus beginnt. Die Sendung begleitete er mit dem Ausdruck seiner Dankbarkeit für „so viele und schätzbare Belehrungen". „Das Buch des Kabus vereinigt mich und meine Freunde schon geraume Zeit zu der angenehmsten Unterhaltung", bemerkt er. Am Schlusse bittet er sich die Erlaubniß aus, in einem Reiche, worin er nur als Fremdling wandle, manchmal seinen Schutz und seine Hülfe anrufen zu dürfen. Vier Tage später nahm er von der Bibliothek die beiden ersten Bände von Jean Baptiste Taverniers Six voyages en Turquie, en Perse et aux Indes in der amsterdamer Oktavausgabe von 1678.

Vor der am 24. Mai angetretenen Reise an den Rhein, schrieb er an Zelter in einer Nachschrift*): „Ehe ich abschließe, seh' ich

*) Der Brief ist im Druck „Weimar den 28. Mai" datirt; in der erst später hinzugefügten Nachschrift aber heißt es: „Als ich diese Blätter anfing, dachte

meinen Divan nochmals durch, und finde noch eine zweite Ursache (er hatte im Briefe selbst bemerkt, daß sich darunter nichts Singbares für die Liedertafel finde, weil diese Dichtungsart zur Reflexion hintreibe), warum ich dir daraus kein Gedicht senden kann, welches jedoch zum Lobe der Sammlung gereicht. Jedes einzelne Glied ist nämlich so durchdrungen von dem Sinn des Ganzen, ist so innig orientalisch, bezieht sich auf Sitten, Gebräuche, Religion, und muß von einem vorhergehenden Gedicht erst exponirt sein, wenn es auf Einbildungskraft oder Gefühl wirken soll. Ich habe selbst noch nicht gewußt, welches wunderliche Ganze ich daraus vorbereitet. Das erste Hundert der Gedichte ist beinahe schon voll; wenn ich das zweite erreicht habe, so wird die Versammlung schon ein ernsteres Gesicht machen." So scheint ihm erst jetzt die Ueberzeugung aufgegangen zu sein, daß aus der Sammlung der in persischem Geschmack gedichteten Lieder sich ein dichterisches Ganzes bilden lasse, wozu ihm die Reise noch manchen Stoff liefern werde. Freilich die eigentliche Würze, die Liebe, fehlte dem Divan noch immer; hoffte er vielleicht schon damals auf die Gerbermühle? Wenn er hier sagt, das erste Hundert sei beinahe voll, so müssen damals viele Lieder, deren Entstehungszeit wir nicht kennen, vorhanden gewesen sein; denn wir wissen, wenn wir die Gedichte an Diez und das gleich zu erwähnende an Willemer hinzurechnen, nur von 52 vor dieser Reise vollendeten und von 2 begonnenen. Sollte nun auch noch eines und das andere Lied später ausgeschlossen oder anderswo eingereiht worden sein, es muß unter den

---

ich nicht, daß ich zugleich darin Abschied nehmen sollte; denn ich habe mich, mehr aus fremdem Andrang als aus eigener Bewegung, entschlossen, in diesen Tagen nach Wiesbaden zu gehn." Demnach muß die Nachschrift wenige Tage vor den 24., der Brief selbst früher, etwa auf den 18., fallen.

undatirten des Divans manche geben, die vor den 24. Mai 1815 fallen.

Gleich der erste Reisetag bis Eisenach brachte eine Fülle von Liedern; besonders waren es Liebeslieder, in denen er ein Paar beglückter Liebe einführte. Schwebte ihm hierbei bereits die anmuthige Gattin Willemers vor? Schon am 12. Februar hatte er ein Gedicht an Freund Willemer verfaßt, welches aus zierlicher Blumeneinfassung in morgenländischem Schmucke den werthen Familienkreis Willemers freundlichst begrüßen sollte; die Absendung aber verzögerte sich bis Ende April.

Die Quartausgabe hat bei fünf Liedern die Bezeichnung „Eisenach den 24. Mai“, während sie bei zwei andern bloß dies Datum angibt, wonach man glauben könnte, die letztern seien auf dem Wege am Tage, die andern erst Abends in Eisenach entstanden; allein sehr wohl konnte er in Eisenach mehrere während des Tages entworfene Lieder Abends niederschreiben oder diktiren, und bei der Ungenauigkeit der Angaben der Quartausgabe könnten auch zufällig die Ortsangaben bei den derselben entbehrenden weggefallen sein. Dennoch scheint es uns angezeigt, zunächst der beiden bloß mit dem Datum des 24. bezeichneten Lieder zu gedenken. Das eine, Schlechter Trost (III, 10),*) ist die selbständige Ausführung einer Strophe des Hafis in ganz freien reimlosen Versen, das andere, „Vom Himmel steigend Jesus bracht'“ (X, 9), eine glückliche Wendung der mahomedanischen Erzählung bei Chardin von der Entstehung der christlichen Evangelien. Unter den in Eisenach entstandenen Liedern haben wir eine im Tone persischer Feueranbetung gehaltene Feier der Sonne als der Spenderin des Weines, „Wenn der Mensch die Erde schätzet“ (XI, 2), und eine hübsch angewandte Behandlung der

*) Willkürlich gibt von Loeper auch diesem Liede die Bezeichnung „Eisenach“.

hebräischen Sage von der Schöpfung des Weibes, Es ist gut (X, 10). Eines der Lieder führte das Buch Suleika ein, indem es der Geliebten den Namen Suleika nach dem berühmten Liebespaare Jussuf und Suleika beilegte, wogegen er in einem andern für sich den Namen Hatem in Anspruch nimmt (VIII, 2. 3); das erste ist in jambischen Reimversen, die im Anfange etwas frei gehalten sind, im andern trochäischen reimen die geraden Verse ghaselenartig auf das Wort sein, während die ungeraden um eine Silbe längern, mit einer bezeichnenden Ausnahme reimende Dimeter sind. Daran schloß sich dann gleich das erste Gespräch zwischen Suleika und Hatem (IX, 9), wenn anders die im Gedichte selbst nicht genannten Personenbezeichnungen ursprünglich sind. Sehr hübsch wird hier die Vorstellung, daß der Körper ein Kerker der Seele sei, zur Erklärung des launenhaften Betragens des Geliebten benutzt.

Auffallenderweise finden wir den beiden folgenden Reisetagen bis Fulda und von da bis Frankfurt kein einziges Divanslied zugeschrieben, wogegen auf den 27., welchen Tag Goethe bis zum Abend in Frankfurt zubrachte, mit ausdrücklicher Bezeichnung dieser seiner Vaterstadt, sechs Gedichte gelegt werden, von denen wohl eines oder das andere schon an einem der beiden vorigen Tage ersonnen sein möchte. Auch könnte die Angabe der an den beiden Tagen auf dem Wege zwischen Eisenach und Frankfurt gedichteten Lieder zufällig unterblieben sein, besonders da von einigen, die Goethe Anfangs August Boisserée in Wiesbaden vorlas, die Abfassungszeit unbekannt ist. Von den auf den 27. fallenden Gedichten bezieht sich eines, „Wenn der Körper ein Kerker ist" (IX, 10), auf ein vor drei Tagen zu Eisenach in derselben Versart gedichtetes (IX, 9). Das Lied Gruß (III, 12), deutet darauf, daß, als er auf dem alten Meerboden nach Muscheln suchte, ein Wiedehopf vor ihm über den Weg lief, wodurch er sich in Erinnerung, daß dieser (Hudhud)

bei den Morgenländern als Liebesbote gilt, zu den launigen, in ganz freien, reimlosen Versen geschriebenen Auftrage an diesen, er möge die Geliebte seiner Liebe versichern, getrieben fühlte. Eine bestimmte Beziehung auf Marianne von Willemer, die sich dieser Verse später so sehr freute, liegt nicht vor, wenn es auch möglich, daß Goethe den Wiedehopf gerade in der Nähe der Gerbermühle traf; daß er an diesem Tage den Freund besucht habe, wissen wir nicht. Die gleichzeitigen Verse in der schon seltenern Reimform ababccb Ergebung (III, 15) knüpfen an Hafis an. Morgenländischen Geschmack verrathen auch die beiden Gedichte des Buches der Betrachtungen, 6. 24. Das eine gibt die Lehre, ja nichts zu verachten, wobei vier Dinge aufgezählt werden, unter denen auch die Liebe zu einem schönen Jüngling; das zweite, das sich auf seine Verehrung des Herzogs und der Herzogin bezieht, endet ghaselenartig die geraden Verse auf das Wort gefunden, während die ungeraden abwechselnd, alle männlich, reimen. Auch die auf drei schwer zu verbergende Dinge sich beziehenden, von einem deutschen Spruche ausgehenden Verse Geständniß (I, 7) in trochäischen Versen, deren Reimform III, 6 ähnlich ist, fallen auf denselben Tag.

Als Goethe in der Nacht des 27. von Frankfurt in Wiesbaden ankam, schrieb er die vielleicht schon auf dem Wege gedichteten Verse „Dir mit Wohlgeruch zu kosen" (VII, 2), die mit einer Erinnerung an die zahlreichen Opfer des Welteroberers schließen. Zu Grunde liegt ein Bericht Chardins.*) Drei Tage später entstanden die

---

) Ich weiß nicht, worauf sich von Biedermanns Behauptung (a. a. O. 373) gründet, Goethe sei erst am 29. nach Wiesbaden gefahren und das Lied „Dir mit Wohlgeruch zu kosen" trotz der Quartausgabe in Frankfurt entstanden; doch wohl nicht gar auf den falsch „Weimar den 28. Mai" datirten Brief (vgl. S. 43)? In den Anmerkungen zu den Tag- und Jahresfesten XXVII, 485 gibt derselbe richtig den 27. als Tag der Ankunft in Wiesbaden an.

Verse „Frage nicht, durch welche Pforte“ (IV, 15), die durch ein doppeltes weimarer Dienstjubiläum veranlaßt wurden. „Ende Mai“ wurden auch die in Jena oder Weimar begonnenen Siebenschläfer (vgl. S. 34) vollendet.

Von den drei ersten Wochen des Juni kennen wir bloß ein Lied, das „am längsten Tage des Jahres“ redigirte „Süßes Kind, die Perlenreihen“ (VIII, 17), das Goethes Haß gegen das als Schmuck getragene Kreuz ausspricht, den er nur der Geliebten opfert. Auf den 1. Juli fallen der Spruch „Was heißt denn Reichthum?“ (IV, 23), der den Segen der wärmenden Sonne für alle anerkennt, und die Verse Dem Schenken (IX, 12) veranlaßt durch einen schönen jungen blonden Kellner auf dem nahen Geisberg. Goethe fand sich in dieser Zeit durch die Krankheit seines Dieners unangenehm gehindert. Am 5. Juli schreibt er an Meyer, vierzehn Tage seien ihm dadurch aufs schmählichste verloren gegangen und noch jetzt sei er in einer unerfreulichen Lage, doch bessere es sich. Er mußte sich zum Briefschreiben der Hand eines Knaben bedienen.

Von Divansliedern ist uns aus den beiden Monaten nichts weiter überliefert. Goethe machte mehrere Ausflüge, zuletzt mit dem Minister Stein nach Köln. Daß mehrere Gedichte, deren Entstehungszeit wir nicht wissen, vor den August fallen, sehen wir aus dem glücklich erhaltenen Tagebuche Boisserées. Dieser kam am Mittag des 2. August auf Goethes Einladung von Schlangenbad nach Wiesbaden. Am folgenden Tage spazierte er Nachmittags mit ihm am Teiche hinter dem Kurgarten. Aus seiner Unterhaltung berichtet das Tagebuch u. a.: „Seine neueste Arbeit ist der Divan. Aneignung des Orientalismus. Napoleon, unsere Zeit bieten reichen Stoff dazu.*)

*) Zu Ausfällen auf falsche Richtungen wählte er später das nur wenig ausgeführte Buch des Unmuths. Das Buch des Timur konnte er nicht weiter fördern.

Timur, Dschengischan, Naturkräften ähnlich, in einem Menschen erscheinend. Die Freiheit der Form ist abgerissen, einzeln; und doch bringt er von den Alten mehr Bildung und Bildlichkeit mit. Das ist gerade das einzige, was den Orientalen abgeht, die Bilder. Goethe sagt: „In soweit sei er so eitel und übertrieben, zu sagen, daß er darüber stehe, und das Alte und Neue verbinde." Er las mir [ohne Zweifel in seiner Wohnung] eine sinnreiche Introduktion, eine Einleitung des ganzen Orientalismus und seines eigenen Verhaltens dazu vor. Dies letzte zuerst anfangend von dem Gegensatz der Zeit und Trost suchend im Orient. Talismane, Amulete, Abraxas, Siegelring der Araber. Hafiz (der Korankundige) wurde zum Eigennamen des Dichters; Goethes Gedicht an ihn vergleicht sich mit ihm, weil er sich die Bibel angeeignet, wie das göttliche Angesicht sich auf das Tuch abgedrückt hat." Goethe las ihm also die Gedichte I, 1. 2. II, 1, welche in dieser Folge die Handschrift begonnen haben dürften. Boisserée fährt fort: „Gedicht an Diez, Orientalist in Berlin, Herausgeber des Buchs Kabus und einer Schrift über die Tulpen, von ihm mit Gold geschrieben.*) An alle Orientalisten sollen solche Lobgedichte folgen." Vom 4. berichtet Boisserée: „Nach Tisch besprach er die Fortsetzung des Divan, Das Rosenöl,**) Behandelt die Weiber mit Nachsicht, Spiel in den Locken, Hans Adams Geburt, Der Tulbend, Freude der Freigebigkeit, Versprechungen des Liebhabers, Alle Pracht des Orients hat doch am Ende nichts Höheres

*) Vielmehr war bloß die Blumenverzierung mit Goldtinte gemacht, wie Goethe in den Noten und Abhandlungen bemerkt. Druckfehler ist beschrieben.

**) Um Mißverständniß zu verhüten, bemerke ich, daß bei Boisserée die Bezeichnung der Gedichte nicht gesperrt gedruckt ist, was zu besserer Unterscheidung hier bei denjenigen Worten geschehen, die unzweifelhaft einzelne Gedichte bezeichnen sollen.

als liebende Herzen, Stolz der Armuth des Liebenden und andere herrliche, prächtige und anmuthige Dinge. Ich sage Goethe, daß es mich an Faust erinnere, wegen der Großartigkeit und Kühnheit, und doch wieder in der Natürlichkeit und Einfachheit der Sache und in der Form und Sprache, was ihm denn ganz recht und lieb war.“ Die fünf ersten hier gemeinten Gedichte sind der Folge nach VII, 2. IV, 14. III, 6. I, 8. VIII, 14, das letzte VIII, 16. Von diesen Liedern ist nur die Entstehungszeit von zweien unbekannt, von III, 6 „Voll Locken kraus, ein Haupt so rund!“, ein Liebesspiel im orientalischen Geschmack, und IV, 14, eine freie Ausführung mohamedanischer Ueberlieferung nach den Fundgruben. Von Loeper faßt sonderbar: „Freude der Freigebigkeit. Versprechungen des Liebhabers. Alle Pracht des Orients hat doch am Ende nichts Höheres als liebende Herzen“, als Bezeichnung eines und desselben Liedes, nämlich VIII, 15: „Nur wenig ists, was ich verlange.“ Allein Goethe las dieses Lied drei Tage später Boisserée vor, den es höchlich erfreute und der nicht die geringste Andeutung gibt, daß er es schon einmal gehört. Daß Boisserée ein Lied so ausführlich beschrieben haben sollte, während er bei den andern nur ganz kurz den Inhalt angibt, ist höchst unwahrscheinlich. Auch paßt die Bezeichnung Freude der Freigebigkeit gar nicht auf den Anfang des Liedes, wogegen es unzweifelhaft die schon im Juli 1814 gedichteten Verse „Lieblich ist des Mädchens Blick, der winket“ (IV, 4) bezeichnet, die zuerst unter der Ueberschrift Wonne des Gebens erschienen. Freilich die beiden andern, Versprechungen des Liebhabers und Alle Pracht des Orients hat doch am Ende nichts Höheres als liebende Herzen (das den Schluß von VIII, 15 nur sehr ungenau wiedergeben würde) weiß ich im Divan nicht nachzuweisen; sie müssen von der Sammlung ausgeschlossen worden und

später verkommen sein. Am Abend des 5. war Goethe mit Boisserée und dem Oberbergrath Cramer auf dem Geisberg. „Es wurde oben gezecht in der Schenke. Der Wirth heißt Hastings; ein schöner, freundlicher, blonder Aufwärter bediente uns. — Auf dem Rückweg Gespräch über orientalische Poesie. Hafiz ein anderer Voltaire. Ich bedauere die Orientalen: sie haben keine Musik und keine Bilder, und nur Schrift zur Verzierung, und die Baukunst ist bloßes Bedürfniß, ein elend Ding, ohne eigentlichen Kunstwerth." Vom Nachmittag des 6.*) heißt es: „Nachher Gespräch über den Divan. Entstehen. Lob des Weins. Frechheit gegen das Gesetz. Die Perle. Unwille über die Deutschen, ihre Neuerungssucht und Zerstreuung. Gespräch über die bloße Kunst der Poesie bei dem bloßen Talent der Sprache; wie weit es in dieser bloßen Phraseologie gebracht werden könne." Die hier genannten Gedichte sind die beiden nach dem Buch des Kabus frei gewandten Sprüche Trunken müssen wir alle sein! und Da wird nicht mehr nachgefragt! (IX, 5. 6), die Parabel X, 4, für die keine morgenländische Quelle nachgewiesen ist, und „Als wenn das auf Namen ruhte" (V, 8).**) Nur die Entstehungszeit des letztern ist bekannt. Daß die beiden Sprüche IX, 5. 6 „frisch entstanden" seien, hält von Loeper für wahrscheinlich. Zweifeln kann man, ob am Anfange unter Entstehen bloß eine Mittheilung der Entstehung des Divans

*) Nicht am 5., wie von Loeper sagt, durch den offenbaren Irrthum in Boisserées Tagebuch getäuscht, bei welchem vor „Vormittags war ich bei Goethe" (S. 261) das Datum „Den 6." ausgefallen und im folgenden (S. 262) irrig, um die so entstandene Lücke auszufüllen, Sonntag am 6. statt Montag am 7. geschrieben ist. Dadurch ist der 7. ganz ausgefallen; denn unmittelbar darauf folgt (S. 263) Dinstag den 8. Eine ähnliche falsche Angabe der Monatstage zeigt das Tagebuch im September.

**) Daß Boisserée die letztern Verse im Sinne hatte, entging von Loeper.

gemeint sei, was deshalb unwahrscheinlich, weil darüber schon früher die Rede gewesen, auch in gleicher Weise das Tagebuch am 4. nach den Worten „besprach die Fortsetzung des Divan" sofort ohne weitern Uebergang die einzelnen Gedichte genannt werden, oder ob damit ein Lied bezeichnet sein soll. Im letztern Falle wüßte ich nur auf „Wo hast du das genommen" (V, 1) zu rathen, da in diesem Liede, dessen Entstehungszeit unbekannt ist, der Dichter angibt, wie das Morgenland von neuem seine Dichterglut geweckt. Die ganz frei gedichteten sechsversigen paarweise reimenden jambischen Strophen gipfeln in der schönen Schilderung des morgenländischen Lebens. Vom Abende des 7. berichtet das Tagebuch: „Goethe las mir wieder einen Theil aus seinem Divan vor, worunter das schönste Adam und Eva war, wie der Schöpfer sie macht und seine Freude an ihnen hat. Er legt dem Adam die Eva an die Seite und möchte dabei stehn bleiben. Ein Bildchen, eine Idylle von der schönsten, reinsten Naivetät und wieder der höchsten Größe; es machte mir den Eindruck, wie das beste plastische Werk der Griechen." Das Lied bildet jetzt unter der Aufschrift Es ist gut den Schluß der Parabeln; es war, wie oben bemerkt, in diesem Jahre zu Eisenach entstanden. Boisserée fährt fort: „Dann las er, wie Jesus das Evangelium gebracht und wieder mit zum Himmel genommen hat; aber was die Jünger, jeder auf seine Art, davon behalten, verstanden und mißverstanden, ist so viel, daß die Menschen genug daran haben für immer zu ihrem Bedarf." Das Lied (X, 9) ward, wie schon erwähnt, an demselben Tage mit dem vorher gelesenen gedichtet. Weiter heißt es: „Liebesgedichte. Was ich verlange, ist nur wenig, aber für die Geliebte alle Schätze. Ein prachtvolles Stück, worin alle Herrlichkeit und der ganze Handel des Orients vorkömmt, wo alle Elemente, alle Kräfte der Natur und Menschen in Bewegung gesetzt werden, um der Geliebten Geschenke zu bringen,

die aber doch nichts sind gegen die Freuden der Liebe." Es ist das Lied „Nur wenig ists, was ich verlange" (VIII, 15), das er am 17. Mai in Weimar vollendet hatte. Auffällt, daß Boisserée, obgleich er von Liebesgedichten spricht, nur eines anführt; denn er fährt unmittelbar darauf fort: „Die Feueranbeter (Feueranbetung?) der alten Parsen. Ein solcher stirbt und spricht seine Lehre als Vermächtniß aus. Verehrung der Sonne durch Ordnung und Reinlichkeit, damit sie sich nicht betrübe, den Schmutz und Wüstenei der Menschen und der Erde zu sehn. (Stiftung, eine Gasse zu reinigen, damit die Sonne mit Freuden hineinschaue.*) In demselben Bezug Ackerbau. (Auf ähnliche humane Weise erklärt Goethe sich die Verehrung der Kuh als nützlichstes Hausthier, und des goldenen Kalbes, und sei also nicht gar so absurd, als es aussehe.) Verehrung des Feuers als irdische Sonne." Für die Entstehungszeit des hier beschriebenen Vermächtnisses altpersischen Glaubens (XI, 1) erhalten wir hierdurch einen Haltpunkt. Das Gedicht dürfte, wenn nicht in Wiesbaden selbst, am zweiten oder dritten Reisetage entstanden sein. Am folgenden Abende, den 8., las Goethe wieder Stücke aus dem Divan. „Der Schenke. Kuß auf die Stirne. Eifersucht. Das Mädchen sei eine böse, ermüdende Liebhaberei für den alten Freund. Das Ganze [der Schenkendienst] als ein edles, freies, pädagogisches Verhältniß als Liebe und Ehrfurcht der Jugend gegen das Alter vorzüglich schön ausgesprochen in einem Gedicht die kürzeste Nacht, wo Morgenroth und Abendroth zugleich am Himmel sind. Astronomie. Ethik. Ein anderes Gedicht bezieht sich auf den schönen, jungen, blonden Kellner auf dem Geisberg. Dann wieder eins auf die kleine

*) Vgl. Goethes Noten und Abhandlungen im Abschnitt Aeltere Perser.

Paulus*) in Heidelberg mit ihrem Schwänchen von Pfirsichen, Kirschwasser und Mandeln." Gemeint sind hier aus dem Buche des Schenken 13. 23. 12. 19; die Entstehungszeit aller dieser Lieder ist uns bekannt. Boisserée bemerkt weiter: „Er macht mir die Konfession, daß ihm die Gedichte auf einmal und ganz in den Sinn kämen, wenn sie recht wären; dann müßte er sie aber gleich aufschreiben, sonst finde er sie nie wieder; darum hüte er sich auf den Spaziergängen etwas auszudenken. Es sei ein Unglück, wenn er es nicht ganz im Gedächtniß behalte; sobald er sich besinnen müßte, würde es nicht wieder gut, auch ändere er selten etwas. Ebenso sei es ein Unglück, wenn er Gedichte träume; das sei meist ein verlorenes [Werk]". Diese Aeußerungen sind, wie so manche im Gespräche hingeworfene, nicht in aller Strenge zu nehmen. Von der Fortsetzung des Gesprächs berichtet Boisserée: „Timurs Winterfeldzug, Parallelstück zu Napoleons moskovitischem Feldzug. Kriegsrath. Der Winter tritt redend auf gegen Mars; Fluch oder Verheißung; groß, gewaltig." Daß das im vorigen Dezember entstandene Gedicht (Der Winter und Timur, VII, 1) eine bloße Uebertragung sei, verrieth er Boisserée nicht. Dieser fährt fort: „Haß des Kreuzes. Schirin hat ein Kreuz von Bernstein gekauft, ohne es zu kennen; ihr Liebhaber Chosru**) findet es an ihrer Brust, schilt gegen die westlich-nordische Narrheit u. s. w. Zu bitter, hart und einseitig. Ich rathe es zu verwerfen. Goethe: Er wolle es seinem Sohn zum Aufheben geben; dem gebe er alle Ge-

*) So bezeichnete Goethe die von Jena aus ihm wohlbekannte Gattin des Professor Paulus in Heidelberg. Statt ihrem stand seinem verdruckt. Von Loeper wollte den kleinen Paulus verbessern, indem er an den vierzehnjährigen Sohn von Paulus dachte. Goedeke merkt gar nicht den Widerspruch und erklärt das Schwänchen als Räuschchen!

**) So hat schon von Loeper den Druckfehler Cosken verbessert. Vorher war statt Schenke Wenke gedruckt.

dichte, die er verwerfe; er habe eine Menge, besonders persönliche und zeitliche. Es sei nicht leicht eine Begebenheit, worüber er sich nicht in einem Gedicht ausgesprochen. So habe er seinen Aerger, Kummer und Verdruß über die Angelegenheiten des Tages, Politik u. s. w. gewöhnlich in einem Gedicht ausgelassen." Boisserée hat hier den Inhalt des Gedichts „Süßes Kind, die Perlenreihen" (VIII, 17) nicht ganz richtig bezeichnet. In der Handschrift werden die Unterredenden nicht bezeichnet, was Goethe beim Vorlesen gethan haben muß.

Erst am Morgen des 11. fuhr Goethe mit Boisserée nach Mainz, am folgenden nach Frankfurt. Vom Divan findet sich in diesen Tagen keine Erwähnung im Tagebuch. Der Dichter hatte dem kölner Freunde während seines Aufenthaltes in Wiesbaden 25 ausdrücklich bezeichnete Gedichte aus der Handschrift in dieser Folge vorgelesen: I, 1. 2. II, 1. VII, 2. IV, 14. III, 6. I, 8. VIII, 14. *) V, 1 (?). IX, 5. 6. X, 4. 10. 9. VIII, 15. XI, 1. IX, 13. 23. 12. 19. VII, 1. VIII, 17, auch das Gedicht an Diez, und nach VIII, 16 „viele andere herrliche, prächtige und anmuthige Dinge", auch wohl nach X, 10 noch eines oder mehrere Liebesgedichte.

Am Mittag des 11. fuhr Goethe allein zu Willemer auf die Gerbermühle, wo er in dem anmuthigen ihn verehrenden Familienkreise ununterbrochen bis zum 8. September weilte, ungemein angezogen von der kunstbegabten jungen Hausfrau, die er Abends zum Singen ermunterte, besonders seines Liedes an den Mond. Ihre frische Heiterkeit und herzliche Anmuth erfreute ihn sehr, nicht weniger der reine Antheil, den sie an allem, auch an seiner Farbenlehre nahm, ihr entschiedenes selbstbewußtes Anordnen und Durchführen (er nannte sie scherzhaft den kleinen Blücher), vor

*) Hier folgten wohl zwei in den Divan nicht aufgenommene.

allem aber ihre innige Neigung zu ihm und ihr volles Verständniß für ihn. In dem heiter belebten, höchst vergnüglichen Kreise, in dem er sich bald heimisch fühlte, las er gern vor, am liebsten aus dem Divan. Wenn man von seinen ältern Gedichten zu hören verlangte, rief er launig: „Was wollt ihr mit dem alten Zeug!“ Der freudige Antheil, welchen die zu heiterm Scherze immer aufgelegte Wirthin an seinem Divan nahm, that ihm sehr wohl. Auf diesen spielten auch ein paar der ihm zum Geburtstag (dem 28.) dargebrachten Gaben an. Unter den Geschenken befanden sich ein „mit Lorbeer umkränzter Turban vom feinsten Musselin“ (mit Bezug auf das Lied „Komm, Liebchen, komm“), eine Zeichnung von Frankfurt mit einem von Mariannen darunter geschriebenen an Schiras erinnernden Verse, und ein von derselben in einem Feldblumenkranz, den sie auf ein Blatt geklebt hatte, eingeschriebener Vers aus einem Divansliede. Auch aus Hammers Divan, den er bei sich führte, wird er wohl vorgetragen und Mariannen damit näher bekannt gemacht haben. Da Goethe am 5. September den Wunsch ausgesprochen hatte, einige Zeit in Frankfurt zu wohnen, das damals durch die an seine Jugendzeit ihn erinnernde Messe belebt wurde, so wurden für ihn in Willemers Hause einige Zimmer in Bereitschaft gesetzt. Denselben Abend brachte Boisserée auf der Gerbermühle zu. Sein Tagebuch verzeichnet: „Quodlibet der Frauen. Orientalia.“ Goethe las demnach aus seinem Divan oder aus einem oder mehrern Büchern über das Morgenland, die er mit sich führte. Das Quodlibet führten die Frauen auf.

Den 8. bezog er die Zimmer in Willemers Hause, dem sogenannten rothen Männchen. Erst in Frankfurt entstanden seine ersten für Mariannen bestimmten Lieder. Am 12. sandte er ihr das schöne Gedicht „Nicht Gelegenheit macht Diebe“ (VIII, 4), ein anmuthig heiteres Geständniß der auf Gegenliebe vertrauensvoll

hoffenden Liebe, das nicht ohne Grund im Buche Suleika die erste Stelle nach den einführenden Liedern einnimmt und mit Hatems Namen überschrieben ist. Die Quartausgabe setzt das Gedicht auf den 15., aber die erhaltene Urschrift trägt das deutliche Datum des 12. Gleichfalls schickte er von Frankfurt aus ein Blatt der morgenländischen Pflanze Gingo biloba, vielleicht mit jenen Liebesversen. Boisserée berichtet unter dem 15. von der Mühle aus, auf welche er an diesem Tage mit Goethe zurückgekehrt war: „Goethe hatte der Frau Willemer ein Blatt des Gingo biloba als Sinnbild der Freundschaft aus der Stadt geschickt.*) Man weiß nicht, ob es eins ist, das sich in zwei Theile theilt oder zwei, die sich in eins verbinden." Wenn auch die letztern Worte, die Boisserée wohl aus Goethes Munde vernommen hatte, ihren dichterischen Ausdruck in dem jetzt Gingo biloba überschriebenen Divansliede „Dieses Baums Blatt, das von Osten" (VIII, 11) erhalten haben, so scheint es doch nichts weniger als sicher, daß diese Verse die Sendung begleitet haben, wie von Biedermann und Creizenach annehmen, so unzweifelhaft es auch ist, daß das Gedicht in diesen Herbst fällt, da der Dichter dieselben Verse mit einem Blatte in diesem Spätherbste „zur Erinnerung glücklicher Septembertage 1815" Creuzer übersandte, der gar nicht wußte, was er daraus machen sollte, da doch das morgenländische Blatt ihm nur danken wollte für die über das Morgenland mit ihm geführten bedeutenden Gespräche. Das Gedicht könnte Goethe in Heidelberg bei der Anwesenheit Mariannens gedichtet haben. Marianne dichtete sofort auf Goethes Lied „Nicht Gelegenheit macht Diebe" die herrliche Erwiederung „Hochbeglückt in deiner Liebe" (VIII, 5), die freilich nicht in ihrer

*) Irrig heißt es bei von Loeper (S. 128), Goethe habe das Blatt am 15. geschickt.

Handschrift vorliegt, die sie aber als ihr Eigenthum in Anspruch nahm. Wahrscheinlich ward dieselbe dem noch in Frankfurt weilenden Dichter übersandt. Goethe wurde durch diesen wundervoll zarten Wiederhall auf das angenehmste überrascht. Wir wissen nicht, ob vor oder nach diese Sendung das Zusammentreffen im Getümmel der frankfurter Messe fällt, das Marianne am 27. April 1824 dem Dichter so herzlich in die Erinnerung zurückrief. „Sonst möchte ich lieber", hieß es hier, „Sie gedächten jenes Augenblicks, als Sie, an derselben Stelle mit Willemer sich durch das Meßgedränge windend, plötzlich vor mir standen, wiewohl ich mich, durch Ihre Stimme aufmerksam gemacht, schon lange vergebens umgesehen hatte. — Sie erinnern sich gewiß nicht mehr dieser Begegnung und mir war sie so bedeutend, es that mir so wohl, mitten im Gewühl fremder Leute zwei so befreundete Stimmen zu hören, die mir angehörten." Goethe erwiederte darauf recht bezeichnend: „Das war schön, sehr schön und gut."

Am Nachmittage des 15. kehrte er mit Boisserée, den er in einigen Tagen nach Heidelberg begleiten wollte, zur Gerbermühle zurück. Er hatte Mariannen einen türkischen Shawl von der Messe mitgebracht, sie aber überreichte ihm einen dort gekauften türkischen Orden mit Sonne und Mond, indem sie neckisch angab, ein türkischer Kaufmann habe ihr denselben für den großen Dichter gegeben. „Wie glücklich war ich über den gelungenen Scherz", äußert Marianne in dem angeführten Briefe des Jahres 1824; „er schien Ihnen Freude zu machen; das war eine schöne Zeit, gewiß meine glücklichste!" Goethe erwiederte damals, der Sonnemond schmücke noch sein Schatzkästchen. Auch Willemers Enkel und Enkelinnen auf der Mühle hatte er bedacht. Diese erinnerten sich später mit unendlicher Freude der herzlichen Liebenswürdigkeit und herablassenden

Vertraulichkeit des großen Dichters. Am Abende des 16.*) sang Marianne mit ganz besonderm Ausdrucke die Ballade Der Gott und die Bajadere, das Lied Kennst du das Land und einiges andere. Goethe las die Ballade Der Todtentanz, das Divanslied Siebenschläfer und das Liebessonett „Am jüngsten Tag, wenn die Posaunen schallen“ (Sonett 13), in welchem er die Geliebte bittet, ihn endlich zu erhören, da es ihm vor dem Gedanken schaudere, über wie viele zur Erlangung ihrer Gunst verschwendeten Worte er am jüngsten Tage Rechenschaft geben müsse. Den Tag vor der Abreise den 17., dichtete Goethe das Zwiegespräch zwischen Suleika und Hatem „Als ich auf dem Euphrat schiffte“ (VIII, 8. 9), worin er seinem Gefühle, daß er stets seines Aufenthaltes auf der Gerbermühle liebevoll gedenken werde, einen höchst anmuthigen Ausdruck gibt. Das Gedicht knüpft an eine morgenländische Ueberlieferung von einem kostbaren, in einem Flusse verlorenen Ring an. Die Vermuthung Hermann Grimms, die Anrede Suleikas sei von Mariannen gedichtet, hat keinen Halt; die Frage ist entschieden auf die Lösung berechnet. An einen wirklich von Goethe Mariannen geschenkten und im Maine verlorenen Ring ist nicht zu denken. An diesem Tage (es war ein Sonntag) fand große Mittagstafel auf der Gerbermühle statt. Nach derselben sang Marianne wieder die Ballade Der Gott und die Bajadere, was Goethe anfangs

*) In Boisserées Tagebuch steht durch Irrthum der 9. und am folgenden Tage der 18. statt des 17., und so wird irrig bis zum 23. (24.) fortgezählt. Weder von Loeper noch von Biedermann haben den Fehler bemerkt. Unrichtig ist es, wenn Creizenach bemerkt, vom 13. an (denn dieser ist doch wohl gemeint) sei eine Reihe von Tageszahlen bei Boisserée unrichtig, der erst am 1. Oktober wieder ins Geleise komme. Seltsam, wie Creizenach selbst die als falsch erkannte Zahl der Monatstage zum Theil beibehalten konnte. Die Entdeckung des Irrthums scheint er erst später gemacht, die danach nöthigen Aenderungen aber versäumt zu haben.

Suleika genannt wird, beweist noch nicht eine bestimmte Beziehung auf Mariannen, wenn wir auch zugeben, daß bei dem unendlichen Glücke, welches ihm deren Liebe gewährte, die Wonne, die der Geliebten herzlich anmuthige Neigung ihm bereitet hatte, dem Dichter vorschwebt; aber ist Marianne auch der dichterische Zunder, es ist entschieden irrig, wenn Creizenach behauptet, „dieser Liebesdithyrambus von wahrhaft berauschendem Schwunge“ habe auf Mariannen Bezug, oder von Loeper sagt, Goethe habe diesen schönen Hymnus an die in Frankfurt verbliebene Suleika gerichtet und der Anfang führe mitten in die „poetische Correspondenz“. Bei einem wirklich an Mariannen gerichteten Liede hätte der Dichter gerade der Trennung gedenken müssen, wie es Marianne von ihrer Seite that. Eine eingehende Deutung, an welcher es bisher fehlt, zeigt eben die durchaus freie Dichtung. Das Gedicht Geheimschrift in achtversigen jambischen Strophen spricht das Glück aus, welches ihm die mit der Geliebten verabredete Chiffreschrift gewährt. Daß Goethe zu dieser Mariannen schon in Frankfurt beredet gehabt, ist eine durch nichts zu beweisende Annahme von Loepers. Erst in Heidelberg scheint Goethe sie mit Mariannen verabredet zu haben, wozu gerade unser auf diese morgenländische Sitte sich gründendes Gedicht die Veranlassung gegeben haben dürfte. An demselben Tage speisten Creuzer und Daub zu Mittag mit Goethe bei Boisserée. Dieser berichtet nur, daß Goethe sie von den neugriechischen Volksliedern unterhalten, von denen dieser schon am 5. Juli an Meyer berichtete; aber das diesen befreundete Morgenland wird dabei nicht leer ausgegangen sein. Vielleicht lud schon an diesem Tage Boisserée Freund Willemer ein, er möge mit den Seinen am 25. zum Besuche kommen, da Goethe, dem der Herzog seine baldige Ankunft in Heidelberg gemeldet hatte, jetzt zweifelte, ob er den Rückweg über Frankfurt nehmen könne.

In der Frühe des andern Morgens, des 22., ging dieser auf das Schloß. Hier wird er damals Mariannens Chiffre „an des luſt'gen Brunnens Rand leis gezogen“ haben, wie es in dem diesem Tage zugeschriebenen Gespräche VIII, 37 heißt, wenn es nicht wahrscheinlicher sein dürfte, daß er dies hier nur dichterisch vorausgesetzt (wie auch das Einschneiden der Chiffre in eine Cypresse), er erst in ihrer Gegenwart es wirklich gethan. Creizenach vermuthet mit Wahrscheinlichkeit, daß dieses an dem Springbrünnchen in der Nähe der Terrasse geschehen sei, und zwar in morgenländischer Chiffre. Marianne selbst schreibt im November 1818 an Goethe: „Als ich diesen Sommer Heidelberg wiedersah, habe ich alle Orte besucht, die mir werth sind; nur jene Lettern, „fein gezogen an des lust'gen Brunnens Rand“, hatte die Hand der Zeit verwischt; für ihre Unsterblichkeit ist gesorgt; möge der Wunsch, den sie aussprachen, mein kurzes Leben ausfüllen.“ In ihrem schönen Erinnerungsgedicht Zu Heidelberg an Goethes Geburtstag 1824 heißt es:

> An der Terrasse hochgewölbtem Bogen
> War eine Zeit sein Kommen und sein Gehn;
> Die Chiffre, von der lieben Hand gezogen,
> Ich fand sie nicht, sie ist nicht mehr zu sehn.

Das genannte Divanslied ergießt sich anmuthig in morgenländischem Geschmack. Das zweite, an diesem Tag gedichtete Liebesgespräch „Die Sonne kommt“ (VIII, 13) ist durch den von Mariannen geschenkten türkischen Sonnenmondorden (S. 58) veranlaßt. Das dritte, mitdem 22. September bezeichnete „Sag, du hast wohl viel gedichtet“ (VIII, 12) nahm Marianne in einem Briefe an Hermann Grimm zweifelnd für sich in Anspruch; wir glauben mit Unrecht. Sie könnte doch nur die Frage gedichtet haben, diese aber ist offenbar mit solcher Berechnung auf die Antwort gestellt, daß eine Theilung zwischen Mariannen und Goethe kaum denkbar. Der Dichter

Neigung. Man weiß, wie viel unser Dichter auf solche Zeichen, die ihm die Erinnerung an Freunde und Liebe anmuthig vermittelten, von jeher legte. Auch versprachen sie sich beim Vollmond immer liebevoll einander zu gedenken. Irrig ist es, wenn von Loeper und Creizenach behaupten, der Tag ihres Wiedersehens, der 24. (?) September, sei Vollmond gewesen, der vielmehr auf den 19. fiel. Eine Andeutung des Versprechens findet sich in den Gedichten zum nächsten Vollmonde und zum drittfolgenden, auch im Briefe vom 18. Dezember.

Das Datum des 26. trägt in der Quartausgabe auch Mariannens Gegenstück zum Sehnsuchtsliede, das sie vor drei Tage, wie wir sahen, in Darmstadt gedichtet hatte, das unvergleichliche „Ach um deine feuchten Schwingen" (VIII, 42). Daß Mariannens eigene Zeitbestimmung „Rückkehr von Heidelberg, Oktober 1815" ebenso unmöglich sei als die des Sehnsuchtsliedes „Wiedersehen. Oktober 1815", ist jetzt allgemein anerkannt. Längst habe ich bemerkt, daß der Irrthum sich aus Mariannens späterer Annahme erklärt, Goethe habe erst am 6. Oktober die Gerbermühle verlassen. Von Loeper kümmert sich nicht darum, wie das Datum des 26. September dazu stimme, daß Marianne an diesem Tage noch in Heidelberg war; über die Zeit ihrer Abreise äußert er nur, sie werde nicht bis zum Oktober verblieben sein. Creizenach macht sich die Sache sehr leicht; er glaubt weder Marianne, die das Lied auf den 6. Oktober setze (sie nennt vielmehr bloß den Oktober, meint aber einen spätern Tag, da sie Goethe erst am 6. von Frankfurt abreisen läßt), noch der Quartausgabe, sondern „möchte es um einige Tage später (als letztere) setzen." Meine frühere Vermuthung, daß es an diesem Tage in Darmstadt gedichtet sei, ergibt sich jetzt als unzweifelhaft. Wie Marianne das Sehnsuchtslied in Darmstadt vor der Abreise gedichtet, so sah sie sich auf der Heimreise in Rückerin-

nerung an dieses zu dem neuen, die Gefühle der Rückkehrenden anmuthig aussprechenden Liede getrieben. Creizenach fand keinen zwingenden Grund zur Annahme, die Rückreise sei schon am 26. erfolgt, indem er in der Anmerkung eben diesen zwingenden Grund durch die durch nichts begründete Annahme wegschafft, das Lied „Ach um deine feuchten Schwingen" sei nicht am 26., wie die Quartausgabe besagt, sondern einige Tage später gedichtet. Als ich den für Goethe hochverdienten Mann zuletzt auf der Philologenversammlung zu Wiesbaden sprach, gestand er mir, daß er durch einen unterdessen ihm zugekommenen Brief Goethes an Frau Städel vom 27. von der Richtigkeit meiner Ansicht überzeugt worden.

Am Nachmittag des 26. fuhren die Reisenden von Heidelberg ab, blieben die Nacht in Darmstadt, von wo sie am folgenden Morgen zurückfuhren. Unsere Ueberlieferung verlegt keines der Divanslieder in die nächste Zeit nach der Trennung*); doch könnten Goethes schöne Lieder „Deinem Blicke mich zu fügen" und „Laßt mich weinen! Umschränkt von Nacht" (VIII, 40. 41) auf den Abend des 26. oder auf den 27. fallen, wie denn schon von Loeper sie „nach der Abreise Suleikas" setzt. Das oben S. 64 f. erwähnte Lied „Nicht mehr auf Seidenblatt" darf man wohl nicht in diese Zeit setzen, weil der Dichter sonst erwähnen müßte, daß an dieser Stelle ihn noch vor kurzem die Liebe Suleikas beglückt. Gegen den 29. (Michaeli)**) fallen die auf die Liebestrunkenheit bezüglichen

*) Vgl. indessen oben S. 66**.

**) Von Loeper setzt unbedenklich (Michaeli steht nur in Klammern) „Sonntag den 24.", ohne Zweifel, weil der Sonntag vor Michael, wenn auch meist nach Trinitatis, doch auch zuweilen als Michaelfeier bezeichnet wird, aber nicht einfach als Michael. Dazu kommt, daß zwei Lieder wirklich vom 24. datirt sind und es doch sehr auffallen müßte, wenn derselbe Tag zweimal vom Monatstage, einmal von Michael bezeichnet würde. Demnach wird man unter Michael entweder den Michaelstag oder eine unbestimmte Zeitbestimmung des

Verse: „Sie haben wegen der Trunkenheit“ (IX, 14), wobei eine Aeußerung Kjatibis zu Grunde liegt, die er bei Diez fand.*) Es ist dies das zweite Gedicht, in welchem wir eine ghaselenartige Reimform finden; denn alle ungeraden Verse schließen auf Trunkenheit oder einer Zusammensetzung mit diesem Worte (nur V. 11 macht davon eine Ausnahme, die vielleicht erst durch eine spätere Einschiebung dieses Reimpaars hereinkam), die geraden haben denselben Reim. Eine abweichende Ghaselenform hat das Lied auf den Elfer, das von Loeper dem Divan (IX, 11) einverleibt hat**); hier schließen die geraden Verse auf das Stichwort Eilfer, während die ungeraden paarweis reimen, mit Ausnahme des vorletzten, dem kein Reimvers entspricht, wobei die Vermuthung, daß diese Abweichung durch einen spätern Zusatz entstanden sei, weniger wahrscheinlich ist. Das Gedicht gehört wohl auch in diese Tage. Den 28. kam endlich der Herzog Karl August, mit dem Goethe am 29. das Schloß bestieg, dann in der Boisseréeschen Sammlung ihn herumführte, am 30. nach Mannheim ging. Auf diesen letzten Monatstag fällt das innige Zwiegespräch der Liebenden „Locken, haltet mich gefangen“ (VIII, 25), dessen Suleikarede, wie oben bemerkt, Marianne, wohl aus täuschender Erinnerung, für sich beanspruchte. V. 10 „Jener Gipfel ernste Wand“ deutet auf Heidelberg, das nicht ausdrücklich als Ort der Entstehung angegeben ist.

Am Vormittage des 1. Oktober kam Goethe ohne den Herzog,

Endes September verstehn müssen. Für letzteres spricht Goethes Sprachgebrauch, der z. B. im sechsten Buche von Dichtung und Wahrheit sagt: „Michael rückte heran.“ Im Jahre 1824 datirt Goethe einen Brief an Mariannen Jubilate, obgleich dieser in der Woche nach diesem Sonntag geschrieben ist.

*) Man könnte denken, das Gedicht sei wirklich am 29. gedichtet, nach dem „lustigen Abendessen“ mit dem Herzog und dessen Schwager Christian von Hessen-Darmstadt am vorigen Abend.

**) Vgl. die Erläuterungen zu den lyr. Geb. I, 343 f.

mit dem er in Frankfurt wieder zusammentreffen sollte, nach Heidelberg zurück, wo er noch an diesem Tage seine Sehnsucht nach der Geliebten in dem herzlich anmuthigen Liede: „Wie sollt' ich heiter bleiben" (VIII, 31) ergoß. Diesen und den folgenden Tag ruhte er aus, um in der Frühe des 3. mit Boisserée nach Karlsruhe zu reisen, wozu ihn der Herzog dringend aufgefordert hatte. Im Wagen kam die Rede auf die Willemers. „Er lobte die Frauen und bedauerte, daß Willemer mit seinem strebenden, unruhigen Geist sich nicht auf ein bestimmtes Fach, auf eine Liebhaberei geworfen. Die Verhältnisse mit Frauen allein können doch das Leben nicht ausfüllen, und führen zu gar zu viel Verwicklungen, Qualen und Leiden, die uns aufreiben, oder zur vollkommenen Leere. Doch sehr zu rühmen und zu ehren sei die Macht des sittlichen Prinzips bei diesem Mann; dieses allein habe ihn in der Höhe gehalten in der Verwirrung von Verhältnissen, in die er sich gestürzt. So ist die Stellung der kleinen liebenswürdigen Frau ein großes sittliches Gut. Wenn die Menschen bei so viel Verirrung edel bleiben und gut, so müssen wir uns schon Herbigkeit und Schroffheit gefallen lassen. Es ist ein Wunder, daß Willemer nach allem, was er getrieben und erlebt hat, noch ein solcher Mann ist und solch ein Haus hat. Gegen die gewöhnlichen, ja gemeinen kaufmännischen und Geldverhältnisse kämpfte sein unbezwingbares edleres Wesen." Wir müssen es dahin gestellt lassen, ob Boisserée Goethes Worte hier ganz treu wiedergegeben, da er sie nur aus dem Gedächtniß niederschrieb und ein anderer Ausdruck einer Aeußerung oft eine ganz verschiedene Farbe gibt. Als dieser ihn an sein Vorhaben, ein Naturgedicht zu schreiben, erinnerte, wollte er davon nichts mehr wissen, weil man dabei zu sehr gebunden sei; „besser einzelne Gedanken, wie die Gedichte des Divan, die man nachher in ein Ganzes ordnet." Bei aller Vertraulichkeit war an den beiden

Reisetagen von dem Divan und Mariannen nicht weiter die Rede. Am Morgen nach der Rückkunft, am 6., beunruhigte den Dichter eine Einladung der ihm widerwärtigen Jagemann-Heygendorf, „zu Tableaux und Attituden" nach Mannheim zu kommen, da er fürchtete, auch der Herzog werde ihn dazu bestimmen wollen, wo er nicht wohl ablehnen könne. „Er ist sehr angegriffen, hat nicht gut geschlafen, muß flüchten", berichtet Boisserée. „Er gibt mir einen Theil seiner Gedichte zum Lesen für Melchior (den Bruder) und Bertram." Es ist hier nicht an Divanslieder, sondern an einen der beiden ersten eben ausgedruckten Bände der neuen Ausgabe der Werke zu denken, welche die Gedichte, und unter ihnen manches Neue, enthielten. Diese Bände kündigte er bald darauf Zelter mit der Bemerkung an, er werde darin wunderliches Zeug und, wie er hoffe, manches für seinen Gaumen finden. An demselben Tage nahm er in einem herzlichen Briefe von Willemer Abschied. „Hundert Einbildungen hab' ich gehabt: wann, wie und wo ich Sie zum erstenmal wiedersehn würde, da ich noch bis gestern Beruf hatte, mit meinem Fürsten am Rhein und Main schöne Tage zu verleben, ja vielleicht jene glänzende Jahresfeier (des 18. Oktober) auf dem Mühlberg zu begehn. Nun kommts*) aber, und ich eile über Würzburg nach Hause, ganz allein dadurch beruhigt, daß ich ohne Willkür und Widerstreben den [von meiner innern Stimme] vorgezeichneten Weg wandle und um desto reiner meine Sehnsucht nach denen richten kann, die ich verlasse. Doch das**) ist schon zu viel für meine Lage, in der sich ein Zwiespalt nicht verleugnet, den ich auch nicht aufrege, sondern lieber schließe." Aber doch kann

*) **Kommts**, eine Ahnung beschleicht ihn, daß er weg müsse, es treibt ihn unwillkürlich weg, als ob ihn etwas bedrohe. Denselben Tag schreibt er an Frau Städel: „Nun nimmts mich beim Schopf."

) **Das, das eben gemachte, ihn ergreifende briefliche Geständniß.

er nicht unterlassen noch hinzuzufügen: „Herzlichen Dank für alles Gute und Liebe. Doch dieser Dank wäre nicht der rechte, wenn er nicht Schmerzensform annähme. Das werden Sie, Herzenskündiger, zu vermitteln wissen. Wie denn billig diese Worte an die zwei gerichtet sind, die man beneidenswerth glücklich verbunden sieht.“ Es ist kaum glaublich, daß vom 26. September bis zum 6. Oktober die Verbindung zwischen Goethe und Mariannen gänzlich gestockt habe; sie wird ihm ihr darmstädter Lied und wohl einen Chiffrebrief gesandt haben, und man könnte vermuthen, die Visitenkarte mit Goldschnitt, die einen Chiffrebrief Goethes enthält, und eines oder das andere vom 26. bis zum 30. gelungene Gedicht werde Mariannen zugekommen sein, wogegen der Umstand, daß in Mariannens Nachlaß keine Spur davon sich findet, kaum zeugen dürfte, da auch andere Gedichte Goethes dieser verkommen waren.

Am frühen regnichten Morgen des 7. fühlte sich Goethe so unruhig, daß er zu erkranken fürchtete, und schon zu Mittag abreisen wollte. Boisserée bot sich zum Begleiter bis nach Weimar an, was dieser freundlich annahm. Der Abschied von Heidelberg ward ihm schwer, doch im Wagen stellte er sich bald her, und Abends las er in Neckarelz dem Freunde aus seinen orientalischen Liebesgedichten. Daß er aber an diesem Tage, wie die Quartausgabe angibt, das Lied „Kaum, daß ich dich wieder habe“ (VIII, 38) gedichtet haben solle, ist nach Boisserées Bericht ganz unmöglich.*) Den andern Tag ist Goethe so wohl aufgelegt, daß er zu Mittag in Hardheim ein junges frisches Mädchen, dessen verliebte Augen ihm gefallen, küßt. Den Abend kommen sie nach Würzburg, wo

*) Von Biedermann verwirft in der Datirung „Frankfurt den 7. Oktober 1815“ nur den Ort, wie ich vor Erscheinen des Buches über Boisserée gethan, von Loeper bezweifelt auch den Tag.

sie im pfälzischen Hofe übernachten. Am Morgen des 9. konnte Boisserée den alten Dichter, der ihn noch am vorigen Morgen nicht hatte entlassen wollen, ohne Sorge mit seinem Diener weiter reisen lassen. Auf dem Wege zwischen Würzburg und Meiningen dürfte das eben erwähnte, auf Mariannens Lieder hindeutende „Kaum daß ich dich wieder habe“ entstanden und so einfach 7. statt 9. verlesen sein. Dies möchte um so wahrscheinlicher sein, als das längere Lied „Wie des Goldschmieds Bazarlädchen“ (VIII, 24) auf den folgenden Reisetag, der den Dichter bis Gotha führte, den 10. gesetzt wird, und auch dieses auf Mariannens hohe dichterische Begabung sich bezieht. Beide Lieder sind in derselben trochäischen Strophe nur mit verschiedener Reimstellung gedichtet, bloß die Antwort Suleikas im erstern zeigt eine ganz andere jambische Strophenform. Uebrigens hatte Goethe Mariannens dichterische Begabung bereits auf der Gerbermühle durch die schöne Antwort „Hochbeglückt in deiner Liebe“ erkannt, so daß das Lied „Kaum daß ich dich wieder habe“ insofern die Wirklichkeit nicht treu wieder wiedergibt, als es voraussetzt, erst nach einiger Zeit, in welcher die Liebenden voneinander getrennt gewesen, habe Suleika ihre eigenen Lieder gesungen. Hiernach war es nicht genau, wenn Marianne behauptet haben soll, ein Wechselgesang im Divan beziehe sich auf den Hergang, wie Goethe ihr bißchen Talent erkannt habe, wenn auch freilich nicht einem, sondern zwei Liedern die freudige Anerkennung ihrer dichterischen Begabung zu Grunde liegt. Vom 10. soll nach Grimm auch ein auf der Rückseite einfach Mariannen überschriebenes Chiffreblatt datirt sein. Goethe wird dieses dem an demselben Tage von Meiningen an Frau Städel gerichteten Briefe beigelegt haben. Daß er dieses von Weimar aus gleich nach seiner Ankunft gethan habe, wie Creizenach sagt, also am 11., finde ich durch nichts begründet, ja völlig unwahrscheinlich, da er das Blatt in einen andern

Brief oder einen an Willemer adressirten Umschlag gelegt haben müßte, er aber im nächsten Briefe von Weimar aus, am 26., seine Rückkunft als Neuigkeit meldet.

Die Tage nach seiner am 11. erfolgten Rückkehr waren sehr unruhig. Am Vollmond, der diesmal gerade auf den Festtag des 18. fiel, gedachte er der Geliebten nach gegenseitigem Versprechen um so inniger, als er den Abend, den er im vorigen Jahre an Mariannens Seite genossen hatte, vor die Seele führte. Den frankfurter Freunden schreibt er: „Am 18. fuhr ich mit Freund Meyer auf unsre Hügel, um die Feuer, welche auf Thüringens Höhen zwar nicht so reichlich und prächtig als am Main, aber doch ganz anständig und fröhlich brannten, im ganzen zu überschauen. Da vergegenwärtigte ich mir die Freunde und die über Frankfurts Panoram so zierlich aufpunktirten Flämmchen (vgl. oben S. 31), und zwar um so mehr, als es gerade Vollmond war, vor dessen Angesicht Liebende sich jedesmal in unverbrüchlicher Neigung gestärkt fühlen sollen." An demselben Tage hatte er in ein für Willemer bestimmtes Exemplar des Buches des Kabus von Diez folgende datirte Zueignung geschrieben: „Dem verehrten Einsiedler am Maine widmet dieses königliche Buch orientalischer Weisheit der dankbare Gastfreund Hatem." Ob das bei der Absendung in einer Umlage mit der Ueberschrift „Der lieben Kleinen" beigelegte Gedicht Abglanz (VIII, 49), das in hübscher Weise ausspricht, wie des Liebchens Bild aus seinen Liedern überall hervorblicke, an demselben Tage dem Buche beigelegt worden, wie Creizenach annimmt, oder erst bei der wohl erst am 26. erfolgten Absendung*), ist nicht bestimmt zu

*) Wenn es in dem Briefe von demselben Tage heißt: „Das Buch Kabus kommt mit dem Postboten", so kündigt Goethe damit ein späteres Eintreffen an, wonach wohl die Absendung des Pakets gleichzeitig mit der des Briefes erfolgte.

sagen; möglich, daß es erst durch den Abend des 18. hervorgerufen wurde. Den 21. schreibt er an Knebel: „Zugleich muß ich Dir mit Vergnügen melden, daß für den Divan sich neue reiche Quellen [es waren recht lebendige!] aufgethan, so daß er auf eine sehr brillante Weise erweitert worden." Bald darauf traf Willemers freundliche Begrüßung ein. Marianne selbst hatte ein Protokoll der Feier des 18. Oktober beigefügt, das dem Dichter, wie er sagte, „die Freuden des vorigen Jahres, das Glück des jetzigen [wo er sich ihr viel näher fühlte] unmittelbar wieder zu Herz und Sinn brachte". Wahrscheinlich hatte er bereits die freundliche Ansprache von Willemer erhalten, als er am 24. das wundervolle Gespräch: „Herrin, sag, was heißt das Flüstern?" (VIII, 47) dichtete, das, an Hafis anknüpfend, aber zugleich das in Heidelberg gegenseitig gegebene Versprechen benutzend, die sehnsüchtig schmachtende Liebeslust in einem glühenden Bilde zeigt, das eben nur dem dichterischen Schwunge sein Leben verdankt, nichts weniger als Goethes eigenes Gefühl für Mariannen aussprechen soll. Auf den folgenden Tag fällt das in kleinen reimlosen Versen in orientalischer Laune sich ergießende Lied „Jene garstige Vettel" (IX, 18), welches die Freude ausspricht, daß der Dichter, indem er seine Liebe zwischen Suleika und den Schenken getheilt, sich ganz wiedergefunden habe. Tags drauf schrieb er an Willemer, dem er zugleich die Absendung des Buches des Kabus und eines dichterischen Blättchens anzeigt, das dem Divan entnommen, der um viele Glieder gewachsen sei. „Ich schickte mehr", bemerkt er, „wenn ich nicht bedächte, daß es wohl besser sei, diese Novitäten einige Monate aufzuheben, damit man, bei erneuter Gegenwart, auch wieder mit neuen Gaben vor den Freunden erscheinen könne." Von seiner fortwährenden Beschäftigung mit dem Morgenlande zeugt es, daß er am 27. die vier ersten Bände der Fundgruben von der Bibliothek nahm. Erst zwei

Tage später wandte sich Goethe auch wieder einmal an Zelter, dem er fünf Monate lang geschwiegen, und auch von ihm nichts gehört hatte. „Sodann verkündige ich“, schreibt er diesem, „daß mein Divan um viele Glieder vermehrt ist, worunter sich welche von der jüngsten und frischesten Sorte befinden. Er kann nun schon, dem verschiedenen Inhalt gemäß, in Bücher abgetheilt werden.*) Manches Singbare wird sich darunter finden. Doch waltet, nach orientalischer Art, die Reflexion am meisten darin, wie sie auch den Jahren des Dichters geziemt.“ So hatte er also damals schon wenigstens den Gedanken gefaßt, die Lieder in eine Reihe durch den Inhalt geschiedener Bücher zu fassen. Hierzu war er durch Hafis gebracht worden, dessen Ghaselen freilich alphabetisch nach den Endbuchstaben des Reimes geordnet sind, aber auf diese folgen noch vier Mesnewiat, und zwei längere Lieder, die Moganniname das Buch des Sängers und Sakiname das Buch des Schenken überschrieben sind. Diese beiden nahm Goethe zunächst auch für sich in Anspruch; da aber auch Liebe und Satire Hauptgegenstände der morgenländischen Dichtung bilden (vgl. I, 7), so ergaben sich daneben von selbst ein Buch der Liebe und eines des Unmuths. Neben allgemeinen Liebesliedern war eine reiche Zahl Suleikalieder vorhanden, wonach sich für diese wiederum um so mehr ein eigenes Buch ergab, als sie die „brillantesten“ und „tiefempfundensten“ von allem, aus seinem Herzen geflossen waren. Auch schied sich von selbst ein Buch der Parabeln aus und für die allgemein reflektirenden Lieder ein der Betrachtungen. Außerdem fanden sich einige Lieder, welche auf

*) In den Annalen schreibt er, „gegen Ende dieser Wallfahrt“ (in seine Heimat) habe er seine Sammlung so bereichert gefunden, daß er sie schon nach gewisser Verwandtschaft habe sondern, in Bücher eintheilen und das Ganze, wo nicht der Vollendung, doch dem Abschlusse habe näher bringen können. Dies dürfte kaum ganz richtig sein.

sagen; möglich, daß es erst durch den Abend des 18. hervorgerufen wurde. Den 21. schreibt er an Knebel: „Zugleich muß ich Dir mit Vergnügen melden, daß für den Divan sich neue reiche Quellen [es waren recht lebendige!] aufgethan, so daß er auf eine sehr brillante Weise erweitert worden." Bald darauf traf Willemers freundliche Begrüßung ein. Marianne selbst hatte ein Protokoll der Feier des 18. Oktober beigefügt, das dem Dichter, wie er sagte, „die Freuden des vorigen Jahres, das Glück des jetzigen [wo er sich ihr viel näher fühlte] unmittelbar wieder zu Herz und Sinn brachte". Wahrscheinlich hatte er bereits die freundliche Ansprache von Willemer erhalten, als er am 24. das wundervolle Gespräch: „Herrin, sag, was heißt das Flüstern?" (VIII, 47) dichtete, das, an Hafis anknüpfend, aber zugleich das in Heidelberg gegenseitig gegebene Versprechen benutzend, die sehnsüchtig schmachtende Liebeslust in einem glühenden Bilde zeigt, das eben nur dem dichterischen Schwunge sein Leben verdankt, nichts weniger als Goethes eigenes Gefühl für Mariannen aussprechen soll. Auf den folgenden Tag fällt das in kleinen reimlosen Versen in orientalischer Laune sich ergießende Lied „Jene garstige Vettel" (IX, 18), welches die Freude ausspricht, daß der Dichter, indem er seine Liebe zwischen Suleika und den Schenken getheilt, sich ganz wiedergefunden habe. Tags drauf schrieb er an Willemer, dem er zugleich die Absendung des Buches des Kabus und eines dichterischen Blättchens anzeigt, das dem Divan entnommen, der um viele Glieder gewachsen sei. „Ich schickte mehr", bemerkt er, „wenn ich nicht bedächte, daß es wohl besser sei, diese Novitäten einige Monate aufzuheben, damit man, bei erneuter Gegenwart, auch wieder mit neuen Gaben vor den Freunden erscheinen könne." Von seiner fortwährenden Beschäftigung mit dem Morgenlande zeugt es, daß er am 27. die vier ersten Bände der Fundgruben von der Bibliothek nahm. Erst zwei

Tage später wandte sich Goethe auch wieder einmal an Zelter, dem er fünf Monate lang geschwiegen, und auch von ihm nichts gehört hatte. „Sodann verkündige ich“, schreibt er diesem, „daß mein Divan um viele Glieder vermehrt ist, worunter sich welche von der jüngsten und frischesten Sorte befinden. Er kann nun schon, dem verschiedenen Inhalt gemäß, in Bücher abgetheilt werden.*) Manches Singbare wird sich darunter finden. Doch waltet, nach orientalischer Art, die Reflexion am meisten darin, wie sie auch den Jahren des Dichters geziemt.“ So hatte er also damals schon wenigstens den Gedanken gefaßt, die Lieder in eine Reihe durch den Inhalt geschiedener Bücher zu fassen. Hierzu war er durch Hafis gebracht worden, dessen Ghaselen freilich alphabetisch nach den Endbuchstaben des Reimes geordnet sind, aber auf diese folgen noch vier Mesnewiat, und zwei längere Lieder, die Moganniname das Buch des Sängers und Sakiname das Buch des Schenken überschrieben sind. Diese beiden nahm Goethe zunächst auch für sich in Anspruch; da aber auch Liebe und Satire Hauptgegenstände der morgenländischen Dichtung bilden (vgl. I, 7), so ergaben sich daneben von selbst ein Buch der Liebe und eines des Unmuths. Neben allgemeinen Liebesliedern war eine reiche Zahl Suleikalieder vorhanden, wonach sich für diese wiederum um so mehr ein eigenes Buch ergab, als sie die „brillantesten“ und „tiefempfundensten“ von allem, aus seinem Herzen geflossen waren. Auch schied sich von selbst ein Buch der Parabeln aus und für die allgemein reflektirenden Lieder ein der Betrachtungen. Außerdem fanden sich einige Lieder, welche auf

*) In den Annalen schreibt er, „gegen Ende dieser Wallfahrt“ (in seine Heimat) habe er seine Sammlung so bereichert gefunden, daß er sie schon nach gewisser Verwandtschaft habe sondern, in Bücher eintheilen und das Ganze, wo nicht der Vollendung, doch dem Abschlusse habe näher bringen können. Dies dürfte kaum ganz richtig sein.

die persische Religionsanschauung und besonders auf die Erwartung von dem jenseitigen Leben sich beziehen, eines, das politischer Art war, und viele kleinere Sprüche, woraus sich dann noch vier neue Bücher ergaben. Ursprünglich hatte Goethe auch noch ein Buch der Freunde im Sinne, in welches Gedichte an Orientalisten, wie das an Diez, aber auch an andere Freunde, wie Willemer, kommen sollten. Dadurch wäre die Zahl der Bücher auf dreizehn erhöht worden. Für die einzelnen hatte er wohl schon damals neben den deutschen persische Bezeichnungen im Sinne. Auch dürfte er schon darauf bedacht gewesen sein, jedes einzelne dieser Bücher als ein Ganzes zu betrachten und in sich zusammenzuschließen.

Am 15. November dankte Goethe launig Willemer für ein Dutzend Flaschen Rheinwein, wobei er den Wunsch aussprach, die liebe Kleine möge dem Gesang und der Zither ein Viertelstündchen abgewinnen und von Zeit zu Zeit etwas von sich hören lassen. Zwei Divanslieder gehören nachweislich dem November an. Am 7. dichtete er das schöne, das Gefühl der Trennung von der Geliebten verklärende „Die Sonne, Helios der Griechen" (VIII, 43) und die an Hafis sich anlehnende Klage des schmachtenden Liebhabers „Es klingt so prächtig, wenn der Dichter" (VIII, 44). Außer diesen Divansliedern entstanden in diesen Monaten nur ein paar kleine Gelegenheitsgedichte, so als er vom 18. bis zum 24. November in Jena verweilte, das launige In einer Stadt einmal.*) Davon, daß er diesmal den Vollmond im Andenken an die Geliebte gefeiert, findet sich keine Spur. Dem jenaer Freunde Knebel wird er von seinen neuen Divansliedern manches mitgetheilt haben, kaum die seine Neigung zu Mariannen schwärmerisch feiernden. Sein Versprechen an diesen, ihm eine „Lese" seiner Schätze zu schicken, bezog sich wohl eben auf Divans-

*) Vgl. die Erläuterungen zu den lyr. Ged. I, 345 f.

lieder. Gleich nach seiner Rückkehr von Jena, am 25., ließ er sich die persische Handschrift des Ferdusi und zwei des Korans von der Bibliothek geben. Knebel sandte ihm am 2. Dezember einen in Aussicht gestellten „arabisch-italienischen Brief“, eine italienische Uebersetzung eines arabischen Gedichtes, die Goethe, als er sehr spät dafür dankt, als ein „sehr schönes orientalisches Gedicht“ bezeichnet. Im Dezember ließ ihn der am 16. eintretende Vollmond wieder herzlich der Geliebten gedenken, aber zu einem neuen Liede kam es nicht; denn das „Hatem“ unterzeichnete „Gedicht aus dem Divan“, das er mit der Unterschrift „den 16. Dezember 1815, Mitternacht“ und der Adresse „An Mariannen“ auf einem blaugeränderten Oktavblatt einer an den Weihnachtstagen abgehenden Sendung an Frau Städel beilegte, die Abdrücke ihrer Zeichnung von Frankfurt enthielt, ist das zu Heidelberg am 1. Oktober gedichtete; nur wurde der Anfang:

> Wie sollt' ich heiter bleiben,
> Entfernt von Tag und Licht?
> Nun aber will ich schreiben,

mit Bezug auf den Vollmondschein also geändert:

> Mir will es finster bleiben,
> Im vollsten Mondenlicht;
> Ich mag nicht singen, schreiben.*)

Unmittelbar darauf scheint ein Brief Willemers eingetroffen zu sein, der von Mariannens Unwohlsein und ihrer eindringlichen Beschäftigung mit seinen Werken meldete. Goethe erwiederte: „Dem lieben kleinen Kritikus, der seinen Autor so sorgfältig studirt und emsiger als die größten Philologen alle die Umstände zu entziffern sucht, die zum Verständniß der wunderlichen Werke dienen

*) Die Annahme, die Angabe des 1. Oktober in der Quartausgabe, sei irrig, und wir hätten hier die später veränderte Urgestalt des Liedes, dürfte doch zu gewagt sein.

können, sagen Sie meinen herzlichsten und treulichsten Gruß, mit dem Vermelden, daß der 16. nicht fruchtlos vorübergegangen, wovon jene obgedachte Sendung [das der an Frau Städel adressirten Mappe beigelegte Gedicht] einiges Zeugniß geben werde." Eigenhändig fügte er dem Briefe hinzu: „Die liebe Kleine nicht am Klavier denken zu können ist mir sehr peinlich. Wie glücklich sind Sie, zu ihrer Erheiterung allerlei Liebes und Gutes anwenden zu können!" An Frau Städel selbst schrieb er am 21: „Der lieben Kleinen für so manches innige Laute".

Die zweite Hälfte des Dezember stimmte Goethe wieder dichterisch. Am 22. dichtete er für das Buch des Hafis, das seine Kühnheit, mit diesem Dichter zu wetteifern, entschuldigende Lied „Hafis dir sich gleichzustellen" (II, 8) in der schon früher von ihm gebrauchten gesteigerten Ghaselenform, daß die ungeraden Verse denselben Reim haben, die geraden paarweise aufeinander reimen. Wir wissen jetzt aus der auf der wiener Hofbibliothek befindlichen Handschrift, daß das Lied „Wie mit innigstem Behagen" (VIII, 50) am 23. gedichtet ist. Es ist ein mit Beziehung auf Stellen des Hafis in gangbaren trochäischen Strophen gedichtetes Gegenstück zu dem Oktobergedichte Abglanz (VIII, 49), wahrscheinlich schon mit Bezug auf ein Zusammenschließen der Lieder des Buches Suleika gedichtet. Tags darauf schrieb Goethe zwei schöne, weil sie einen andern Ton anschlagen, nicht in den Divan aufgenommene Liebeslieder.*)

Auch der Anfang des Januar 1816 fand Goethe wieder dichterisch gestimmt. Nachdem er am 2. ein liebliches Sehnsuchtslied gedichtet, das nicht zum Divan gehört (vermischte Ged. 52), schrieb er am 5. den aus einem türkischen erweiterten Spruch „Sich selbst zu loben" (V, 13), den 6., durch den Dreikönigstag veranlaßt, den

*) Vgl. die Erläuterungen zu den lyr. Ged. I, 346.

bildlich ausgeführten Rath an Boisserée „Hast den Anker fest im Rheine liegend" (an Personen 98). Auf den 8. fällt der Liebesseufzer Hatems: „Sprich, unter welchem Himmelszeichen" (VIII, 23), in welchem die Reime der geraden und ungeraden Verse ganz durchgehen. Das Datum des 12. trägt das nach dem Koran gedichtete Gespräch „Du hast so manche Bitte gewährt" (VI, 51), wo in Rede und Gegenrede dieselben Reimworte sich finden. Schon am 10. hatte er Cotta seine Absicht mitgetheilt, ihm zu seinem Taschenbuch für Damen Proben aus dem Divan zu senden.*) „Sie hätten ja wohl die Gefälligkeit, diese, wenn sie etwas zu spät kommen sollten, mit römischen Zahlen paginirt, an die Spitze des kleinen Bandes zu setzen. Für das Morgenblatt sende ich alsdann eine kleine Notiz mit, worin ich von meinem Orientalismus vorläufige Rechenschaft ablege." Am 23. entnahm er der Bibliothek zwei auf die Türkei bezügliche Werke.**) Den 20. schreibt er an Boisserée: „Ob es gleich um mich her auf alle Weise saust und braust und ich in diesen Tagen wenig zur Ruhe komme, so wird doch immer des Orients lesend, schreibend (abschreibend) und dichtend gedacht." Daß seine Sehnsucht in die Regionen des Ostens unaussprechlich sei, hatte er schon am Ende des vorigen Jahres dem Freunde vertraut. Wie sehr er sich auch eine lebendige Anschauung des Morgenlandes zu verschaffen suchte, Abhandlungen zum Divan scheint er noch nicht beabsichtigt zu haben. Auf den letzten Januar fällt die Strophe „Bist du von deinem Geliebten getrennt" (VIII, 27), ein türkischer Spruch desselben Dichters, der beim Liede vom 5. zu Grunde liegt.

---

*) Die Mittheilungen aus den ungedruckten Briefen Goethes an Cotta verdanke ich der Freundlichkeit von W. Vollmer.

**) D'Ohsson Tableau général de l'Empire Othoman. (Paris 1787), 2 Folianten, und de Ferriols „Abbildung des türkischen Hofes" (Nürnberg 1719—1721).

im Kampfe begriffen. Auf gleiche Weise verfährt der deutsche Dichter, indem er das, was ihn widerwärtig berührt, heftig und gewaltsam abweist. Mehrere dieser Gedichte werden sich erst in späten Zeiten für den Druck eignen. Timur Nameh, Buch des Timur*), faßt ungeheure Weltbegebenheiten wie in einem Spiegel auf, worin wir zu Trost und Untrost den Widerschein eigener Schicksale erblicken. Erfreulicher ist das Buch der Sprüche. Es besteht aus kleinen Gedichten, zu welchen orientalische Sinnreden meist den Anlaß gegeben. Das Buch der Parabeln enthält bildliche Darstellungen mit Anwendung auf menschliche Zustände. Das Buch Suleika, leidenschaftliche Gedichte enthaltend, unterscheidet sich vom Buch der Liebe dadurch, daß die Geliebte genannt ist, daß sie mit einem entschiedenen Charakter erscheint, ja persönlich als Dichterin auftritt und in froher Jugend mit dem Dichter, der sein Alter nicht verleugnet, an glühender Leidenschaft zu wetteifern scheint. Die Gegend, worin dieses Duodrama spielt, ist ganz persisch.**) Auch hier dringt sich manchmal eine geistige Beziehung auf, und der Schleier irdischer Liebe scheint höhere Verhältnisse zu verhüllen. Saki Nameh, Buch des Schenken. Der Dichter überwirft sich mit dem gemeinen Kellner und wählt einen anmuthigen Knaben, der ihm den Genuß des Weins durch gefällige Bedienung versüße. Das Kind wird sein Lehrling, sein Vertrauter, dem er höhere Ansichten mittheilt. Eine wechselseitige edle Neigung belebt das ganze Buch. Buch des Parsen. Hier wird die Religion der Feueranbeter möglichst zur Darstellung gebracht, welches um so

---

*) Es folgte später erst nach dem Buche der Sprüche.

**) Der Dichter wollte mit dieser Aeußerung wohl jede Beziehung auf wirkliche Verhältnisse von Anfang an ablehnen. Die Freunde wußten sehr wohl, welche Gegend gemeint war, und Marianne mußte ahnen, daß auch ihre Gedichte, auf die Goethe sich bezog, Aufnahme finden würden.

nöthiger ist, als ohne einen klaren Begriff von diesem frühesten Zustande die Umwandlungen des Orients immer dunkel bleiben. Das Buch des Paradieses enthält sowohl die Sonderbarkeiten des mahometanischen Paradieses als auch die höhern Züge gläubigen Frommsinns, welche sich auf diese zugesagte künftige heitere Glückseligkeit beziehen. Man findet hier die Legende von den sieben Schläfern nach orientalischen Ueberlieferungen und andere, die im gleichen Sinne den fröhlichen Umtausch irdischer Glückseligkeit mit der himmlischen darstellen. Es schließt sich mit dem Abschiede des Dichters an sein Volk, und der Divan selbst ist geschlossen.

Wir haben für nöthig erachtet, diese Anzeige vorauszuschicken, indem der Damenkalender für 1817 mehrere Glieder der Versammlung dem deutschen Publikum empfehlen wird. v. Goethe."

Dieser Anzeige zufolge muß das Schlußlied des Divans, Gute Nacht! schon damals von Goethe vollendet gewesen sein. Dasselbe gilt von den Versen Dem Kellner „Setze mir nicht, du Grobian" (IX, 11), die als Gegensatz zu der Strophe dem Schenken (III, 12) gedichtet sind. Persische Namen scheint Goethe damals außer den beiden von Hafis genommenen und den sich von selbst ergebenden für die Bücher des Hafis, der Suleika und des Timur noch nicht gebildet zu haben. Daß er schon damals eine schöne Ausgabe des Divan vorbereitete, zeigt die Aeußerung an Cotta vom 26. Februar: „Zu den orientalischen Gedichten lasse in Jena kleine Druckerstöckchen schneiden, welche sehr zierlich von einem dortigen Künstler gefertigt werden, wie Beilage (Abdrücke) ausweist." Die Auswahl, welche er für das Morgenblatt beabsichtigte, sollte ganz anderer Art sein als die später gegebene; denn er schrieb den 11. März an Cotta: „Für den Damenkalender werde passionirte, zärtliche und anmuthige Glieder des Divans aussuchen."

Am 2. März schreibt er der nach Petersburg gegangenen Gräfin

Constanze von Fritsch, die ihm eine umständliche Beschreibung des „orientalischen" Einzugs gegeben, sie habe dadurch eine Art Neid in ihm erregt; denn da er eben im Orient gedankenweis sich herumtreibe, so könne er eine Anschauung, wie jene, die sie genossen, nicht entbehren. Denselben Tag nahm er von der Bibliothek Buchanans „neueste Untersuchung über den gegenwärtigen Zustand des Christenthums und der biblischen Literatur in Asien" in der Uebersetzung von Blumhardt (Stuttgart 1814) das und Carmen arabicum (Tabbata Sjerran Chelph Elahmar) perpetuo commentario et versione iambica germanica illustravit G. W. F. Freytag (Göttingen 1814). Seine Uebersetzung dieses arabischen Gedichtes, die er später in den Noten und Abhandlungen gab, wird er bereits damals entworfen haben. Am 11. sandte er ein schon früher aus Hafis zusammengesetztes Chiffregedicht, das in den Noten und Abhandlungen unter Chiffre mitgetheilte „Dir zu eröffnen" an Zelter als ein „allenfalls singbares Lied". In dem betreffenden Briefe heißt es: „Der Divan ist angewachsen und stark. Die Dichtart, die ich ohne weitere Reflexion ergriffen und geübt habe, hat das Eigene, daß sie fast wie das Sonett dem Gesang widerstrebt. Auch ist es merkwürdig genug, daß die Orientalen durch Schreiben, nicht durch Singen verherrlichen. Indessen ist es eine Dichtart, die meinem Alter zusagt, meiner Denkweise, Erfahrung und Umsicht, wobei sie erlaubt in der Liebe so albern zu sein als nur immer in der Jugend." Zelters bald einlaufende Komposition des „famosen Liedes" sandte er an Willemer noch vor dem freundlichen Briefe vom 5. April.

Im März und April gelangen ihm einige kleine Gedichte, die keine Divansstimmung zeigen. Von der weimarer Bibliothek nahm er bis zum Schlusse des Jahres keine auf das Morgenland bezüglichen Bücher. Am 30. März hatte ihn Lorsbachs Tod einer stets

bereiten Hülfe beraubt. Ehe er am 11. Mai auf einige Zeit nach Jena ging oder von dort aus sandte er zwei Proben des Divans ins Morgenblatt, das sie am 22. brachte, die Gedichte Talismane und Vier Gnaden (I, 4. 5); unter der erstern Ueberschrift standen aber am Schlusse noch die beiden jetzt Freisinn benannten Strophen (I, 3). An Riemer schreibt er den 25: „Da ich keine Bücher bei mir habe, so nahm ich aus der büttnerschen Bibliothek nur, was mir Noth that, und habe mich in den Thomas Heyde*) zum erstenmal recht hineingelesen. Auch von der Insel Ceylon, die uns nunmehr immer interessanter werden muß, habe ich durch R. Knox**) eine hinlängliche Anschauung gewonnen, und so versire ich, wie Sie sehen, immer im Orient. Brächte man nicht aber so viel Form mit sich, so wäre man verloren. Die elf Bände Asiatic Researches sind ein Abgrund, in den man sich nicht ungestraft hineinstürzt. Verbleiben Sie in den griechischen Regionen! man hats nirgends besser; diese Nation hat verstanden aus tausend Rosen ein Fläschchen Rosenöl auszuziehen.“ ***)

In den Annalen, bemerkte Goethe unter diesem Jahre, der Divan sei immer mehr supplirt, geordnet und einiges davon zum Damenkalender bestimmt, für den historischen Theil immer mehr Vorarbeit gesammelt worden. „Von Diez Denkwürdigkeiten, dessen Streitigkeiten mit von Hammer †), des letztern Fundgruben

*) Heydes Schrift Veterum Persarum et Magorum religionis historia (1690).

**) Historical relation of the island of Ceylon (1681). Die Engländer hatten sich der Insel im vorigen Jahre bemächtigt.

***) Divan VII, 2.

†) Im zweiten Theil der Denkwürdigkeiten stand die auch besonders erschienene leidenschaftliche Streitschrift: „Unfug und Betrug in der morgenländischen Literatur nebst hundert Proben von der Unwissenheit des Herrn von

studirte ich mit Aufmerksamkeit und schöpfte überall östliche Luft. Knox' Ceylon kam zur rechten Zeit mir in die Hände, besonders werth jedoch erschien mir Heyde' persische Religion; und wie denn, sobald ein bedeutender Stoff mir vor die Seele trat, ich denselben zu gestalten aufgefordert wurde, so entwarf ich eine orientalische Oper und fing an sie zu bearbeiten."

Am 3. Juni meldete er Cotta: „Nächstens gehen auch die für den Damenkalender bestimmten Gedichte des Divans ab. Ich werde suchen die zartesten herauszuheben und durch Stellung zu verbinden. Andere aus den Büchern des Unmuths und des Schenken können gelegentlich im Morgenblatt erscheinen." Aber drei Tage später setzte ihn der Tod seiner Frau in tiefe Trauer, der er in einigen Versen tiefen Ausdruck lieh. Daß er, als seine Frau im Sterben lag, ein Divanslied gedichtet, ist höchst unwahrscheinlich. Vgl. oben S. 37 f. Davon, daß er den frankfurter Freunden die Trauerkunde mitgetheilt, findet sich keine Spur. Den 26. Juni entschuldigte er bei Cotta die erst jetzt so spät erfolgende Sendung der Divanslieder mit dem Tode seiner Gattin; dieser scheint auch auf die veränderte Auswahl der Lieder Einfluß geübt zu haben. Unter dem Titel: „Westöstlicher Divan. Versammelt von Goethe in den Jahren 1814 und 1815" gab er folgende: I. Hegire (I, 1). II. Vier Gnaden (I, 5). III. Drei Fragen (später Geständniß, I, 6). IV. Phänomen (I, 9). V. Hafis (später Unbegrenzt, II, 6). VII. Denksprüche (VI, 50—53). VIII. Liebesmuster (später Musterbilder, III, 1). IX. Theil-

---

Hammer zu Wien in Sprachen und Wissenschaften", worauf dieser im „Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst" in diesem Jahre die Erwiederung erließ: „Trug und Wahrheit in der morgenländischen Literatur nebst einigen wenigen Proben von der feinen Gelehrsamkeit des Herrn von Diez in Berlin in Sprachen und Wissenschaften".

nahme (später Ergebung, III, 15). X. Ungeduld (später Unvermeidlich, III, 17). IX. Glückliches Geheimniß (später bloß Geheimniß, III, 18). XII. Vollendung (später Selige Sehnsucht, I, 8). Die Suleikalieder hatte er absichtlich, wohl wegen der Trauer um seine Gattin, ausgeschlossen. Auch die im Morgenblatt gedruckten Talismane fehlten. In dem die Sendung begleitenden Briefe heißt es: „Halten Sie für gut und nöthig, daß man diesen Gedichten in dem Damenkalender einige Einleitung und Erläuterung hinzufügte, so bin ich dazu bereit und werde dabei das, was im Morgenblatte gestanden, zum Grunde legen. Leider konnt' ich von unserm geschickten Holzschneider nur die paar Stöcke erhalten, da er mit Accordarbeiten sehr beschäftigt war. Sie folgen mit dem zehnten Band der Werke. Da Sie diese Proben des Divans an die Spitze des Damenkalenders mit römischen Zahlen paginirt setzen wollen, so kann ich Ihre Gedanken und Wünsche wegen jener prosaischen Zugabe noch abwarten. — Wegen der Druckerstöcke zu einer dereinstigen anständigen Ausgabe des ganzen Divans werde ich mich mit Herrn Gubitz in Berlin in Connexion setzen, auch wegen des Preises und der Zeit zu konveniren suchen."

Während eines kurzen Aufenthaltes zu Jena gelang ihm das parabolische Gedicht Poesie (Parabolisch 15). In Weimar erfreute ihn Zelters Ankunft, dessen Töne mehrere Divanslieder belebt hatten. Ein Unfall, der ihn und besonders seinem Begleiter Meyer auf der eben nach Heidelberg angetretenen Reise befiel, hielt ihn von der beschlossenen Badekur in Baden zurück. Auch die sieben Wochen, die er in dem kleinen benachbarten Badeort Tennstedt verbrachte, trugen für den Divan keine Früchte, wogegen zwei Stoffe die eine lange Reihe von Jahren ihm im Sinne gelegen, ihn zur dichterischen Gestaltung drängten, unter diesen die indische Legende

vom Paria, die ihm durch zeitweilige Beschäftigung mit diesem wunderbaren Lande wieder nahe getreten war.

Blieb er auch mit Mariannen in freundlicher Verbindung, die Suleikalieder waren verstummt. Einer Uebersendung des Taschenbuches für Damen finden wir gar nicht gedacht. Boisserée schrieb ihm darüber am 9. Oktober, die Gedichte nähmen sich auch beim Lesen so jugendlich kräftig und großartig aus, wie beim Hören. Ihm selber war damals die Divansluft verflogen, wie bald darauf nach seiner eigenen Aeußerung die Rhein- und Mainluft, die man freilich in seiner herrlichen Schilderung des in diesem Jahre endlich vollendeten Rochusfestes nicht vermißt. Den 9. Dezember sandte er an Gubitz in Berlin die beiden 1814 entstandenen Gedichte Divan IV, 4. 5 unter dem Titel Wonne des Gebens, da sie für dessen Sammlung Gaben der Milde bestimmt waren, in deren zweitem Bändchen sie bald darauf erschienen. Sieben Tage später fragt er bei Cotta an, ob er nichts dawider habe, daß die Ausgabe des Divans, zu welchem Gubitz Holzschnitte liefern sollte, unter dessen Aufsicht in Berlin gedruckt werde, und ob man nicht eine billigere Ausgabe in Jena veranstalten solle. Die Gedichte lägen bereits fertig vor. Die Sammlung und Anordnung muß in der letzten Zeit erfolgt sein.

Vom Jahre 1817 berichten die Annalen: „Um des Divans willen setzte ich meine Studien orientalischer Eigenheiten immer fort und wendete viel Zeit darauf; da aber die Handschrift im Orient von so großer Bedeutung ist, so wird man es kaum seltsam finden, daß ich mich ohne sonderliches Sprachstudium doch dem Schönschreiben mit Eifer widmete, und zu Scherz und Ernst orientalische mir vorliegende Manuscripte so nett als möglich, ja mit mancherlei herkömmlichen Zierrathen nachzubilden suchte.*) Dem

*) Das hatte er nicht erst in diesem Jahre begonnen.

aufmerksamen Leser wird die Einwirkung dieser geistig technischen Bemühung bei näherer Betrachtung der Gedichte nicht entgehn." Ein Quartblatt auf welchem er die vier ersten Verse der letzten Sure des Korans arabisch geschrieben, hat sich erhalten. Am 14. Januar entlieh Goethe der Bibliothek die sechs Bände der pariser Ausgabe von Herbelots Bibliothèque Orientale (1781—1783). Damals las er auch W. v. Humboldt von seinen „den orientalischen nachgebildeten Gedichten" vor, der sie zum Theil wunderschön fand. Am 17. April schrieb er an Cotta: „Wegen des Divans thue nächstens Vorschläge. Wir wollen die Sache ganz einfach nehmen; denn Zeichner, Kupferstecher und Holzschneider sind mit Vorausbestellungen so überhäuft, daß mit ihnen durchaus nichts anzufangen ist." Im August las er dem Staatsrath Schultz aus Berlin Divanslieder vor. Erfreulich war ihm die Wiederbesetzung der Stelle von Lorsbach durch Kosegarten, der in demselben Monat eintraf; war am 7. April ja auch Diez hingeschieden, der bis zu seinem Tode alle seine Fragen auf das sorgfältigste und eingehendste beantwortet hatte. Von Goethes morgenländischen Studien in den folgenden Monaten wissen wir wenig. Am 5. September lieh er von der Bibliothek das eben in London erschienene Drama Laon-seng-urh, or a heir in his age, am 24. Oktober Raffles The history of Java (2 Bände, London 1817), am 19. November drei arabische Handschriften, den 2. Dezember Williamson Oriental Fieldsports (London 1807) und elf Tage später die zweite Ausgabe von Meninskis großem Lexicon arabico-persico-turcicum (Wien 1780 in vier Bänden). Damals muß er schon die Absicht gehabt haben, einen prosaischen Zusatz zum Divan zu machen. Am 12. Dezember dichtete er noch ein Divanslied, das in reimlosen trochäischen Dimetern geschriebene „Kenne wohl der Männer Blicke" (VIII, 10), mit einem leisen

Anklang an Hafis. Ob er auch anderes damals zum Divan gedichtet habe, wissen wir nicht.

Unter dem Jahre 1818 berichten die Annalen: „Der Divan ward auch den Winter über mit so viel Neigung, Liebe und Leidenschaft gepflegt, daß man den Druck desselben im Monat März nicht länger anzufangen zauderte.“ Aber nach dem Briefe an Meyer vom 24. Februar war dieser schon damals begonnen. Der Dichter hatte seine Wohnung bei Jena in einem Gasthofe an der camsdorfer Brücke genommen, um den Druck besser leiten zu können. Dort dichtete er am 19. März „in Sturm und Regen“ das den gegen ihn geschäftigen Haß abfertigende Lied des Unmuths „Mit der Deutschen Feindschaft“ (V, 3), wo die geraden Verse auf denselben Reim ausgehen, die ungeraden paarweise reimen. Die eigentliche Suleikastimmung war so sehr verflogen, daß er Mariannen ein „13. März, Abends 10 Uhr“ datirtes Gedicht zusandte, das er vor fünf Jahren gedichtet und schon in der neuen Ausgabe seiner Gedichte veröffentlicht hatte, nur V. 7 f. waren mit Beziehung auf Mariannen verändert, statt „Wenn du im Tanze dich regst, so regen sich alle Gestirne“, gesetzt:

> Singst du dem himmlischen Dom,
> Erklingen sogleich die Gestirne.

Die freundliche Verbindung mit Willemer und Mariannen war durch Briefe und Sendungen fortgesetzt worden, ohne besonders lebhaft zu sein. Am Anfange des Jahres hatte ihn das indische Gedicht Megha-dûta des Kalidâsas gefesselt, das er sich am 24. Januar in der Ausgabe von Wilson mit englischer Uebersetzung von der Bibliothek geliehen hat. Den 21. entnahm er derselben eine kleine persische Handschrift und Daniell A picturesque voyage to India (London 1810). Mit dem Druck ging es langsam, da zu gleicher Zeit Hefte von Kunst und Alterthum und zur Morpho-

logie gedruckt wurden. Mit dem Spruche „Warum ist Wahrheit fern und weit“ (VI, 28), der auf dem siebenten Bogen steht, schließt Goethe am 1. Mai einen Brief an Boisserée, doch kann er am 10. Cotta nur melden, daß fünf Bogen fertig seien. Den 16. Juli schreibt er Boisserée, der Divan sei bis zum zwölften Bogen gedruckt. „Ob ich genöthigt sei, bei Durchsicht und Revision dieser Gedichte bei Ihnen und in erfreulicher Umgebung zu verweilen, werden Sie selbst ermessen.*) Viel Neues finden Sie nicht darin; ich hoffe jedoch manches, was sich in der guten Gesellschaft [der übrigen] zeigen kann. Wie geschwind das Leben wegrauscht, sieht man erst, wenn man genöthigt ist, solche Produktionen nach einigen Jahren mit Aufmerksamkeit wieder zu beachten.“ Daß er den Divan zunächst noch zurückhalten wolle, verschweigt er, obgleich er schon damals entschlossen war, denselben nicht ohne Noten und Abhandlungen erscheinen zu lassen. In den Annalen schreibt er nach Erwähnung des Anfanges des Druckes im März: „Auch gingen die Studien immer fort, damit man durch Noten, durch einzelne Aufsätze ein besseres Verständniß zu erreichen hoffen durfte; denn freilich mußte der Deutsche stutzen, wenn man ihm etwas aus einer ganz andern Welt herüberzubringen unternahm. Auch hatte die Probe in dem Damenkalender das Publikum mehr irre gemacht als vorbereitet. Die Zweideutigkeit, ob es Uebersetzungen oder angeregte oder angeeignete Nachahmungen seien, kam dem Unternehmen nicht zu Gute; ich ließ es aber seinen Gang gehn, schon gewohnt, das deutsche Publikum es stutzen zu sehn, eh es empfing und genoß. Vor allen Dingen schien sodann nothwendig den Charakter der sieben persischen Hauptdichter und ihre

*) Das Buch Suleika, das auf dem achten Bogen begann, enthielt manche in Heidelberg gedichtete Lieder.

Leistungen mir und andern klar zu machen. Dies war nur möglich, indem ich mich der von Hammerschen bedeutenden Arbeit mit Ernst und Treue zu bedienen trachtete. Alles ward herangezogen, Anquetils Religionsgebräuche der alten Parsen *), Bidpais Fabeln **), Freytags arabische Gedichte ***), Michaelis arabische Grammatik †), alles mußte dienen, mich dort einheimischer zu machen." Das hier in Rede stehende Werk Hammers „Geschichte der schönen Redekünste Persiens mit einer Blüthenlese aus 200 persischen Dichtern", das eben in Wien erschienen war, ließ er schon am 15. Juli durch den Bibliotheksbeamten Ernst Weller bei dem Buchhändler Mauke in Jena für sich bestellen, da er es baldmöglichst zu haben wünschte; er erhielt es wohl in Karlsbad, von wo aus er Weller für eine Sendung am 18. August dankt.

Die fünfzehn Bogen der Gedichte des Divans waren ohne Zweifel ausgedruckt, als er Ende Juli nach Karlsbad reiste. Wir wissen, daß er am 21. Juli zu Jena das jetzt den Schluß des Schenkenbuchs bildende Lied dichtete: „So hab' ich endlich von Dir erharrt", am 22. den Spruch: „Was wird mir jede Stunde so bang" (III, 9). In den Divan konnten diese keine Aufnahme

*) Dessen discours préliminaire zur Zendavesta, den Purmann unter dem Titel: „Anquetils du Perron Reise nach Ostindien, nebst einer Beschreibung der bürgerlichen und Religionsgebräuche der Perser" (1776) übersetzt hatte. Er nahm das Buch am 15. Juli von der Bibliothek, sieben Tage früher Brissonius de regio Persarum principatu und Epitome of the ancient History of Persia, translated by W. Ousely (London 1797).

**) Erst am 23. September nahm er von der Bibliothek „Indianische Geschichten und Fabeln des Bidpai und Lockmann (Frankfurt und Leipzig 1745) und Pilpai, les fables politiques et morales par Ch. Mouton (Hamburg 1750).

***) Vgl. oben S. 86.

†) Die neueste Ausgabe dieser Grammatik und Chrestomathie war 1815 erschienen.

mehr finden. Zu Karlsbad schrieb er am 5. September die nach einem türkischen Spruche gemachte Parabel: „Zum Kessel sprach der neue Topf“ (X, 7) und in Franzensbrunn den 13. den Spruch: „Woher ich kam? Es ist noch eine Frage“ (IV, 12).

Gleich nach der Rückkehr wandte er sich mit Eifer den morgenländischen Studien zu. Den 18. September entlieh er der Bibliothek Malcolms The history of Persia (London 1815 zwei Bände), den 23. „Proben der arabischen Dichtkunst in verliebten und traurigen Gedichten nach dem Montanabbi, Arabisch und Deutsch, nebst Anmerkungen (von Reiske, Leipzig 1765), die oben angeführten Fabeln des Bidpai und Reland „Zwei Bücher der türkischen oder mohammedischen Religion“ (Hannover 1717). Denselben 23. sandte er Kosegarten seine Uebersetzung des von Freytag herausgegebenen altarabischen Gedichts. „Ich habe es in irgend einer Reisebeschreibung prosaisch gefunden und in diese freie Art von Rhythmen umgeschrieben“, schrieb er dabei; „nun weiß ich nicht, wo es steht, noch weniger aus welchem Zeitalter sich das Original herschreibt, woran mir doch gegenwärtig viel gelegen wäre. Gewiß können Sie mir darüber Auskunft geben. Sodann würde ich, wenn Sie erlauben, nächstens noch einige Nachfragen und Ansinnen folgen lassen.“ Daß die Uebersetzung nach Freytag sei, hat Bauer*) nachgewiesen. Goethe hatte es im Februar 1816 übersetzt und erinnerte sich seiner Quelle nicht mehr. Den 24. lieh er Herbelots Bibliothek in der deutschen Ausgabe (Halle 1785) und den die Araber behandelnden Band der allgemeinen Weltgeschichte, den 28. den Koran in der deutschen Uebersetzung von Arnold (Lemgo 1746), Saadis Rosenthal von Olearius, den 19. Oktober

*) Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft X, 96 f.

das letzte Heft der Fundgruben (V, 4) und am 3. November das arabische Lexikon von Golius.

Schon am 26. September hatte er Boisserée gemeldet: „Der Divan ist abgedruckt, wird aber noch zurückgehalten, weil Erläuterungen und Aufklärungen anzuhängen sind; denn ich hatte bei meinen bisherigen Hörern und Lesern zu bemerken, daß der Orient ihnen völlig unbekannt sei, weshalb ich denn, den augenblicklichen Genuß zu fördern, die nöthigen Vorkehrungen treffe. Sie können denken, wie oft mir unter diesen Arbeiten der heidelberger Platz und Schloß unter die Augen tritt.“ An Willemer sandte Goethe ein Stück des Divans am 4. November, wobei er sich darüber, daß er erst nach so langer Zeit dessen Meldung vom Tode seines im Zweikampf gefallenen Sohnes erwiedere, besonders damit entschuldigen möchte, daß er etwas vollständig habe mittheilen wollen, was ihm und ihrer geliebten Marianne zur Freude gereichen möchte. „Hierbei also ein Fragment, an dem Sie gewiß abnehmen, daß ich schon seit geraumer Zeit um die Mühle und um das rothe Männchen her beschäftigt bin. Mögen diese Blätter Ihnen, wenn auch nur für Augenblicke, jene schönen Tage zurückrufen, die mir unvergeßlich bleiben; möge die Freundin, den vorüberfließenden ewigen Fluß betrachtend, auch der beharrlichen Bächlein gedenken, die schweigsam, ohne Rauschen sich immer um sie herschlängeln. Diese beiden Bogen bitte niemand mitzutheilen; denn es dauert leider noch eine Weile, bis ich das Ganze senden kann.“ Jene beiden Bogen waren ohne Zweifel der achte und neunte, welche das Buch Timur (das zweite Gedicht ist an Suleika gerichtet) und den Anfang des Buches Suleika (die ersten 22 Gedichte) enthalten, unter denen Mariannens „Hoch beglückt in deiner Liebe“. Wenn es gleich darauf heißt, das Büchlein selbst solle nach dem Vorschmack der wenigen Bogen Zeugniß von jenen Tagen auf der Gerbermühle ablegen, so dürfen

wir doch an nicht mehr als zwei Bogen denken. Goethe wollte, da er wußte, das Ganze werde erst in längerer Zeit ausgedruckt sein, noch einige Bogen des Suleikabuches zurückhalten, um der Freundin später damit eine neue Freude zu bereiten. Am 16. November sandte er dem Grafen Reinhard einige Bogen, die ihm „ein seltsames Werkchen ankündigen“ sollten. Es war dies unzweifelhaft der Anfang des Divans.

In der Bearbeitung der Noten und Abhandlungen zum Divan ward Goethe gestört durch den nicht abzulehnenden Auftrag, einen Maskenzug zur Anwesenheit der Kaiserin Mutter zu dichten. Hierzu begab er sich nach Berka. Der Festzug desselben ward mit einer Strophe des noch nichterschienenen, aber bei Hofe wohl bekannten Divans, der vorletzten von III, 19, eröffnet. Erst nach der Entfernung der hohen Frau wagte es Marianne dem Dichter für seine Sendung zu danken, da Willemer ihr bemerkt hatte, man müsse erst die hohen Häupter abtreten lassen, ehe ein niedriges Gehör finden könne.*) Der freundliche Brief nebst den ihn begleitenden Blättern, äußerte sie, habe sie ganz wieder in jene Zeit versetzt, in der sie so glücklich, ja sie dürfe wohl sagen, jugendlich heiter gewesen. Wie viel Schönes werde ihnen noch aus dem Osten erklingen, wie viel Erquickliches für sie! Veredelt durch Goethes Geist trete jedes noch so kleine Ereigniß, jedes unwillkürlich ausgesprochene Wort in ein höheres Leben; sie staune über das Bekannte und

*) Da der Maskenzug zu Ehren der Kaiserin erst am 18. Dezember stattfand, so kann Mariannens Brief, worin diese äußerte, sie habe sich beschieden, den hohen Norden abziehen zu lassen, ehe sie für den Osten danke, unmöglich in die erste Hälfte November fallen, wie Creizenach will. Ein Weihnachtsbrief fehlt auch in den nächsten Jahren, so daß es nicht auffällt, wenn Marianne in diesem Briefe, ihrem ersten an Goethe gerichteten, Weihnachtens nicht gedenkt. Möglich, daß eine gemeinsame Weihnachtsbescherung von Frankfurt aus erfolgte.

freue sich doch innig, daß es ihr angehört habe, ja daß sie es in einem gewissen Sinne sich zueignen dürfe.

Schon am 9. Dezember hatte Goethe Kosegarten das Titelkupfer wegen des arabischen Titels vorgelegt. Gleich nach der Entfernung der Kaiserin Mutter wandte er sich eifrig den morgenländischen Studien zu. Am 29. Dezember lieh er von der Bibliothek die französische Uebersetzung des Koran von Du Ryer (Paris 1672). Den 4. Januar 1819 äußerte er gegen Zelter: „Ich möchte meinen Divan mit seinen Zugaben eben so gern los sein, als ich ihn zu Ostern in euern Händen wünschte. Da müssen wir aber diese drei oder vier Monate bei mancherlei Zwischenfällen noch thätig und fleißig genug sein.“ Vier Tage später schreibt er an Schultz: „Für den Augenblick mache ich eine nothgedrungene Reise nach dem Orient; der weſtöstliche Divan läßt sich nicht ohne Vor- und Mitwort in die Welt senden.“ In Weimar las er gern den Freunden aus dem Divan vor, wie am 24. Februar dem Kanzler von Müller. Wir wissen, daß er in den drei ersten Monaten des Jahres von der Bibliothek Hammers „Geschichte der Assassinen“ (Tübingen 1808), die fünf Bände der Fundgruben und eine persische Handschrift einer Anthologie lieh. Am 26. März erhielt er unverhofft einen Besuch des nach Berlin reisenden Willemer. Nach dessen Entfernung sprach er sofort seine unangenehme Enttäuschung an Mariannen aus, daß sie den Gatten nicht begleitet habe. „Hierbei wieder Fragmente“, fügte er hinzu; „das Ganze folgt bald als Zeugniß fortwährender Unterhaltung mit der Entfernten.“ Die Fragmente waren ohne Zweifel der Schluß des Buches Suleika und der Anfang des Schenkenbuches (1—10), Bogen 10 bis 12. Diesem Briefe folgte eine Woche später sein Bildniß in Bronzemedaillon von Schadow mit einem Gedichte an Mariannen in einer Schachtel, worin sie ihm Mirabellen geschickt hatte. Daß

aber weder Willemer auf der Rückreise, wie er versprochen, sich bei ihm einstellte, noch Marianne ihm ein Wort erwiederte, verstimmte den Dichter. Den 4. April legte er Reinhard einen Bogen bei zum Zeugniß, daß er auch von seiner Seite die Preßfreiheit gebrauche und mißbrauche. Aus Reinhards Erwiederung ergibt sich, daß es das Buch der Sprüche (Bogen 7) war. In vier Wochen hoffe er mit dem Ganzen aufzuwarten, fügte er hinzu. Damals arbeitete er an dem Abschnitte über die ältern Reisebeschreiber; denn er lieh am 5. April die schon angeführte Reisebeschreibung von Pietro della Valle, Marco Polos „Reise in den Orient. Mit einem Kommentar von F. Peregrin" (Ronneburg 1802, erster Band), den zweiten Band von Ramusios Werk delle navigationi et viaggi (Venedig 1574), der Marco Polo enthält, am 7. das „Reisbuch des heiligen Lands" (Frankfurt 1609), am 15. Olearius' „colligirte und viel vermehrte Reisebeschreibung" und auch wieder Malcolms The history of Persia, am 21. Simonis' Onomasticon novi testamenti (Halle 1762), in welchem eine Abhandlung desselben de itinerariorum orientalium usu in philologia sacra, antiquitatibus biblicis et historia ecclesiastica (1741) steht. Auch die Fortsetzung der Fundgruben (VI, 2) entlieh er am 6. Mai. Den 29. muß er Zelter melden: „Die jenaische Druckerei verspätet meinen Divan unverantwortlich; indessen hoffe ich, er soll auch noch immer zur rechten Zeit kommen. Damit nun aber diese Sendung nicht ganz leer und leicht ausfällt, so folgen ein paar Aufklärungen zum Divan. Ich wünsche, daß sie dir die folgenden wünschenswerth machen." Die am 13. Juni weiter an Zelter gesandten Bogen können nicht den Schluß enthalten haben, da wir noch in dem Briefe an Boisserée vom 18. lesen: „Den Druck haben die Jenenser unverantwortlich verspätet und ich selbst kann mit dem prosaischen Nachtrag nicht fertig werden." Was den Dichter noch zuletzt aufhielt,

war wohl der Abschnitt Endlicher Abschluß, der die Uebersetzung eines persischen Briefes und zwei allerneueste persische Gedichte mit Kosegartens Uebersetzung bringt. Noch als er am 9. Juli Willemer dringend bittet, er möge doch Mariannen veranlassen, ihm zu schreiben, äußert er: „Wie nah ich meinen südwestlichen Freunden bin, können Sie denken, da ich mich gegenwärtig in Jena befinde, um den Abdruck des Divans zu beschleunigen, den man mir bis jetzt unverantwortlich verzögert hat." Sieben Tage später sandte er Kosegarten das Titelkupfer zur letzten Ansicht und bat ihn um einen orientalischen Spruch zum Schlusse, ungefähr des Inhalts:

> Herr, laß dir gefallen
> Dieses kleine Haus!
> Auf die Größe kommts nicht an,
> Die Frömmigkeit macht den Tempel.

Vgl. den ähnlichen im Divan VI, 42.. Die letzten Druckbogen sollten zunächst folgen. Als er am 11. August Cotta den Abschluß des Druckes meldete, bemerkte er, daß er froh sei, diese Arbeit los zu sein, die sich im Fortschreiten auf manche Weise immer schwieriger gemacht habe.

Am 19. konnte Marianne, von Willemer gedrängt, nicht länger anstehn, auf Brief und Sendung vom 26. März und 4. April von Baden aus, wo sie zur Kur war, zu erwiedern. „Daß ich so lange gezögert, für Ihre herzlichen Worte zu danken, ist kaum zu entschuldigen", schreibt sie; „denn ich fürchte meine Schuld zu vergrößern, wenn ich mich auf ein Gefühl berufe, was mich im Augenblicke unfähig machte, so viele Güte zu erwiedern. Ich war überrascht, gerührt; ich weinte bei den Erinnerungen einer glücklichen Vergangenheit; es kam mir fast alles wie ein Traum vor, den ich mir in der Gegenwart wiederholte, um ihn nicht zu vergessen. Daß Willemer Sie gesehen, gesprochen hatte, vermehrte das Unbegreifliche meines Zustandes, ja selbst was er mir von Ihnen schrieb; und Ihr eigener Brief vollendete meine Verwirrung! ich konnte

oder wußte nicht zu antworten; können Sie mir verzeihen, was sich nicht entschuldigen läßt? — Ich würde mich sehr freuen, wenn ich noch einige Zeilen in Baden erhielte; freilich darf ich es kaum hoffen; denn ich habe es nicht verdient." Goethe fühlte sich zu der gemüthlichen Freundin so hingerissen, daß er bei der rasch erfolgenden Antwort vom 26. in das leidenschaftliche Du fiel. „Nein, allerliebste Marianne", begann er, „ein Wort von mir sollst Du in Baden nicht vermissen, da du deine lieben Lippen wieder walten lässest und ein unerfreuliches Stillschweigen brechen magst. Soll ich wiederholen, daß ich dich von der Gegenwart des Freundes unzertrennlich hielt und daß bei seinem treuen Anblick alles in mir rege ward, was er uns so gern und edel gönnt. Ob du gleich schwiegst, hatte ich allerlei zurecht gelegt; der Rückkehrende vermied, und es blieb liegen. Nun, da du sagst, und so lieblich, daß du mein gedenkst und gern gedenken magst, so höre doppelt und dreifach die Versicherung, daß ich jedes deiner Gefühle herzlich und unabläßig erwiedere. — Wäre ich Hudhud, ich liefe dir nicht über den Weg*), sondern schnurstracks auf dich zu. Nicht als Boten, um mein selbst willen müßtest du mich freundlich aufnehmen. Zum Schluß den frommen liebevollen Wunsch: Eja, wären wir da!" Goethe hatte sich diesmal leidenschaftlich hinreißen lassen. Hätte es einer Mahnung bedurft, daß er sich sein gewohntes „Nicht weiter!" zurufen müsse, so wäre ihm diese Mariannens Schweigen geworden. Am 5. August meldete er Willemer, daß er nach Baden geschrieben; man werde verzeihen, wenn er zu aufrichtig gewesen. Zwei Tage später versprach er Boisserée, ein reinliches Exemplar des Divans mit ausgemaltem Titelkupfer solle vor seiner Abreise nach Karlsbad, wenn er ein solches bis dahin zusammenbringen könne, unmittelbar

*) Divan III, 12.

an ihn abgehn. „Sie werden dem Werklein ansehn", bemerkte er, „welche Ausdauer und Anstrengung gefordert wurde, um es zu runden und abzuschließen." Erst zwei Wochen später antwortete Marianne, die unterdessen, früher, als sie geglaubt hatte, nach Frankfurt zurückgekehrt und dort von einer nicht unbedeutenden Unpäßlichkeit befallen worden war, was sie zur Entschuldigung ihres längern Schweigens anführte. Die freundlichen und herzlichen Worte, die sie in Baden erhalten, hätten ihre Wirkung nicht verfehlt; sie habe darauf vieles, Bekanntes und Neues, zu erwiedern gehabt; nun aber wisse sie nichts mehr zu sagen, als daß sein Wohlergehen sie innig gerührt und erquickt habe und ihr ein Bewußtsein verleihe, das sie zugleich erhebe und demüthige. Sie erzählt ihm darauf ein kleines Abenteuer guter Vorbedeutung, das sie mit Boisserée, der kurz vor ihrer Abreise nach Baden gekommen, in einem nahen, von der Abendsonne herrlich beleuchteten Walde gehabt, welcher mit Stechpalmen reichlich durchwachsen gewesen, deren grünes Gold, vom Sonnenglanze schimmernd, aus dem dunklen Schatten südlich und üppig hervorgestochen. „Und wahrhaftig, Hudhud lief über den Weg und blieb auf dem Stamme einer Stechpalme sitzen. Ich trat zu ihm, und sagte ihm — — nein, ich sagte ihm nichts; denn er weiß ja alles! Er versprach mir alles pünktlich auszurichten, und die Aufträge, wozu mir der Griffel und das Pergament fehlen (fehlten?)*), aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Auch wolle er auf jenen Tag, dessen Feier wir immer im Stillen begehen**), alle Herzenswünsche unter seine Fittige nehmen und vor Ihren Füßen ausstreuen. Als Erinnerung an jenes häusliche Fest, an dem sich das Rohr zur Palme

*) Vgl. Divan IX, 1, 10.
**) Den 28. August.

emporschwang*), bringt er abermals eine Surrogatpalme mit, die als Spitze gelten kann**), um sich auf diese Weise dem Lorbeer und der Eiche zum Gesellen anzuschließen. Das Buch der Bücher soll ja schon einigen Erwählten sichtbar geworden sein, und zwar in vollendeter Gestalt. Also bald, recht bald wird sich uns der Osten mit allem Glanze des Blüthen- und Farbenschmucks aufschließen; ich kann es kaum erwarten. Willemer hat mich doch wohl ein wenig zu krank geschildert. Ich bin wieder gesund, und lebe der Hoffnung, Sie zu sehn, wozu viele Leute die Veranlassung geben, die alle behaupten wollen, was ich sehnlichst wünsche." Mit diesem Briefe wird sich Goethes Sendung vom 22. gekreuzt haben. „Nur noch wenige Tage, verehrter Freund", schrieb er dabei an Willemer, „und ich bewege mich doch noch endlich, obwohl nicht ganz gerne, nach Karlsbad; vielleicht kommt nur (mir?) noch vorher einige Nachricht von Freund und Freundin, wo nicht, doch hoffentlich dorthin. Complette Exemplare vom Divan erhalt' ich so spät, daß ich sie nicht einmal kann einbinden lassen. So viel bemerke ich, daß zwei Blätter des ersten Bogens durchgeschnitten, die Kartons aber sogleich eingelegt sind.***) Der in Kupfer gestochene Titel liegt inwendig; er soll künftig bunt und das Ganze besser im orientalischen Anstand erscheinen. Möge indessen das Vergangene in die Gegenwart und der Freund in die nächste Nähe treten." Das

---

*) Dieses orientalische Bild der vollsten Entwicklung soll wohl auf die höchste Vollendung der deutschen Dichtung hindeuten, die freilich etwas auffallend dem Geburtstage zugeschrieben würde. Des Ausdrucks scheint sich Marianne schon zu einem frühern Geburtstage bedient zu haben, wo sie ähnlich wie diesmal, eine Surrogatpalme übersandte.

**) Wahrscheinlich ein Pfeil in Gestalt eines Myrthenzweiges.

***) S. 11 f. mit dem Gedicht Vier Gnaden (5) und S. 15 f. mit den zwei letzten Strophen von Elemente (I, 7) und den vier ersten von Erhalten und Beleben (I, 8).

gesandte Exemplar ließ Marianne mit einen schönen rothen Einband versehn, und es wurde von ihr, obgleich ein zweites gebunden und mit buntem Titelkupfer nachfolgte, als Urdivan verehrt.

Der Divan erschien mit dem in Kupfer gestochenen Titel: West-oestlicher Divan von Goethe. Auf dem voranstehenden Titelkupfer fand sich eine reiche arabische Verzierung, und in einem Achteck eine oberhalb der Mitte der Seite beginnende arabische Inschrift, welche zu Deutsch heißt: „Der östliche Divan vom westlichen Verfasser.“ Verzierung und Inschrift sino schon in der Ausgabe letzter Hand weggefallen; die letztere hat erst von Loeper wieder hergestellt, aber sie oberhalb des Titels West-östlicher Divan gesetzt. Das Schlußblatt, nach dem Register, bringt auf der Vorderseite die vier Silvestre de Sacy überschriebenen Verse, unter welchen in arabischer Sprache mit derselben Ueberschrift steht: „Buch, geh zu unserm herrlichsten Meister und bring ihm Gruß mit diesem Blatt, welches da ist der Anfang und das Ende des Buches, das heißt sein Anfang im Morgenlande, sein Ende im Abendlande.“ Die letzte Seite nimmt der von Kosegarten angegebene persische Spruch aus Saadis Rosengarten mit einer freien Uebersetzung in reimlosen fünffüßigen Jamben ein. Wörtlich heißen diese Verse: „Wir haben Rath an seinem Orte gegeben, eine Lebenszeit haben wir darauf verwandt; wenn er nicht kommt an das Ohr des Verlangens von irgend einem, dem Boten liegt Botschaft ob. Und (nun) genug!“ Der Titel jedes der zwölf Bücher stand auf einem eigenen Blatte (erst persisch, aber nicht mit persischen, sondern größern lateinischen Buchstaben), nur die beiden ersten Bücher und das Buch Suleika hatten unter dem Titel ein Motto aus vier Versen, wovon das erste dem Dichter selbst angehört, die beiden andern nachgebildet sind. Diese auffallende Ungleichmäßigkeit wurde auch später nicht weggeschafft. Goethe hatte ein-

zelnes bei der Zusammenstellung neu gedichtet, dagegen manche vorhandene, in den Kreis des Divans gehörende Gedichte diesmal weggelassen. In den Noten und Abhandlungen bezeichnete er selbst seine Zusammenstellung der Lieder als unvollkommen, doch habe er es vortheilhafter gefunden, sie selbst zu machen als sie wie Hafis den Nachkommen zu überlassen, da eben das Gefühl dieser Unvollkommenheit den Wunsch in ihm errege, ihm die gebührende Vollständigkeit zu geben. Vom Buche des Sängers oder, wie er es hier nennt, des Dichters bemerkt er, der heitere Garten könne noch weiter auf das anmuthigste verziert werden, wenn er auf dem eingeschlagenen Wege fortgehe, besonders erfreulich aber könnte die Anlage sich erweitern, wenn er hier auch seinen Dank Gönnern und Freunden, lebenden wie abgeschiedenen, freundlich ausspräche. Daß er früher ein besonderes Buch der Freunde beabsichtigt hatte, sahen wir oben (S. 83). Dem Buche Hafis möchte wohl künftig, meint er, die Aufgabe vorbehalten sein, die Vorzüge der sechs Dichter darzustellen, welche mit Hafis als das Siebengestirn der persischen Dichter bezeichnet werden. Wie das Buch der Liebe weiter anschwellen könnte, wird nach zwei Seiten hin bezeichnet. Das Buch der Betrachtungen erweitere sich jeden Tag demjenigen, der im Orient hause. Manches zum Buch des Unmuths Gehörende sei, um alle Mißstimmung zu verhüten, einstweilen bei Seite gelegt worden, wie er es schon vorher (S. 84) als nöthig bezeichnet hatte. Das Buch des Timur sei erst zu gründen; es müßten dazu vielleicht erst ein paar Jahre hingehn, damit nicht eine von den letzten ungeheuren Weltereignissen nahe gelegte Deutung den Genuß verkümmere. Als abgeschlossen möchte das Buch Suleika anzusehn sein. Sehr bezeichnend heißt es, der Hauch und Geist einer Leidenschaft, der durch das Ganze wehe, kehre nicht leicht zurück, wenigstens müsse man ihn, wie ein gutes Weinjahr,

in Hoffnung und Demuth erwarten. Ueber seine Behandlung des Schenkenbuches erklärt er sich näher. Für das Buch der Parabeln werde noch manches einzuernten sein. Der herrlichste Stoff biete sich zum Buche des Parsen dar, und er könne nur wünschen, daß es ihm vergönnt sein möge, das hier Versäumte glücklich nachzuholen. Auch für das Buch des Paradieses sei noch gar manches zu gewinnen. Das Ganze schließt mit dem Wunsche, Kosegarten, dem er so vieles verdanke, möge auch seine Vorbereitung zu einem künftigen (d. h. erweiterten) Divan befördern. In die Noten waren noch zwei nach dem Drucke der Gedichte entstandene Lieder aufgenommen, an Hafis (I, 11) und Noch ein Paar (III, 2). Auch finden sich hier der aus Hafis zusammengesetzte Chiffrebrief „Dir zu eröffnen", ein in einen Roman gekleidetes Beispiel der Blumensprache („Die Wächter sind gebändigt") und die Uebersetzung eines arabischen Siegesliedes. Vgl. S. 8. 95.

Die Noten und Abhandlungen, deren Absicht, durch Erläuterung und Nachweisung ein unmittelbares Verständniß zu befördern, die Einleitung ausspricht, beginnt er mit einer kurzen Schilderung der Dichtung bei den Hebräern und den Arabern, die beide für die Bildung der spätern persischen von hoher Bedeutung waren. Bei den Persern geht er auf die ältere zurück, deren Geschichte bis zur Besiegung durch die Araber er in den Grundzügen andeutet. Nachdem er Mahomets Abneigung gegen alle Dichtung hervorgehoben, wendet er sich zum Einfluß der Barmekiden zu Bagdad, dann zu dem aus parsischem Stamme hervorgegangenen berühmten Eroberer Mahmud von Ghasna, welcher zugleich Stifter persischer Dichtkunst und höherer Kultur geworden. In der wichtigsten Epoche der persischen Dichtkunst schildert er zunächst die äußere Geschichte der sieben großen Dichter, um daran eine Charakteristik ihrer dichterischen Eigenthümlichkeit zu schließen, und dann das Wesen orienta-

lischer Dichtung im allgemeinen zu bezeichnen. Sodann geht er zu den neuern und neuesten persischen Dichtern und zu der Liebe, Schätzung und Verehrung über, welche die Perser seit achthundert Jahren ihren Dichtern zugewendet. Den Hauptgrund, weshalb wir Westländer die persische Poesie nicht ganz rein, mit vollem Behagen aufnehmen können, findet er in der Despotie, welche den Dichtern einen knechtischen Sinn einflöße, doch übe auch hier die menschliche Natur ihr unbezwingliches Recht, indem dem äußersten Drucke der Allgewalt des einen sich der Frei- und Eigensinn der einzelnen entgegenstelle. In Bezug auf die Sprache handelt er besonders über den Gebrauch der Tropen, Gleichnisse und Reime, der zu manchen uns fremden Uebertreibungen und einer zerstreuenden Zufälligkeit führe. Daran schließt sich die Warnung vor Vergleichung der morgenländischen Dichter mit den Griechen und Römern, die nur zu ihrem Nachtheile gereichen könne; doch glaubt er in gewisser Weise Jean Paul mit jenen vergleichen zu können. Nach dem Gehalt und der Sprache wendet sich Goethe zur Dichtform, ohne aber von den allgemein aufgestellten Sätzen zur Anwendung auf die morgenländische Dichtkunst überzugehn, nur hebt er bei dieser den Mangel des Dramas hervor. Sodann wird der bei den Morgenländern sehr bedeutsame Gebrauch des Buchorakels, der Blumen- und Chiffresprache besprochen.

Hiermit findet die Einführung des westlichen Lesers in die morgenländische Dichtweise ihren Abschluß. Unter der Ueberschrift Künftiger Divan folgen Andeutungen der Vervollständigung, welche die einzelnen Bücher des westöstlichen Divans in der Folge noch erhalten könnten, wobei nur zum Theil die Absicht der einzelnen Bücher näher bezeichnet wird, wie es bestimmter in der Ankündigung des Morgenblattes (vgl. S. 82ff.) geschehen war. Ganz ununerwartet und ungehörig tritt hier nach einer die Ueberschrift

Alttestamentliches führenden Einleitung der neu durchgesehene Aufsatz Israel in der Wüste (vgl. oben S. 9ff. 14) ein, wozu den Dichter nur der Wunsch veranlaßte, demselben, statt ihn in einer nur engern Kreisen zugänglichen Zeitschrift zu bringen, gleich eine weitere Verbreitung zu geben. Nach diesem störenden Einschiebsel geht er auf die nähern Hülfsmittel (im Gegensatz des Alttestamentlichen) zur Vergegenwärtigung des Morgenlandes ein. Kurz wird der Wallfahrer und Kreuzzüge gedacht*), sodann Marco Polo, Johannes von Montevilla, dann aber unverhältnißmäßig weitläufig der von Goethe sehr geliebte Pietro della Valle und, nach einer Entschuldigung dieser großen Ausführlichkeit, Olearius, Tavernier und Chardin aufgeführt, ein näheres Eingehen auf die so zahlreichen und verdienstlichen neuern und neuesten Reisenden abgelehnt. Dankbar wird sodann dessen gedacht, was Goethe neuern Vertretern der morgenländischen Literatur, schon abgeschiedenen wie noch lebenden, von Jones an bis von Hammer, verdanke, wobei er seine Ansicht in Bezug auf Uebersetzungen ausspricht. Hier wäre der Zweck der Noten und Abhandlungen vollständig erreicht, aber da ihm noch einiges aus der allerneuesten Zeit bekannt geworden, in welchem sich die bis heute herab herrschende persische Anschauung ausspricht, so will er nicht, versäumen dieses nachzutragen, was unter der Ueberschrift Endlicher Abschluß! geschieht, die launig darauf hindeutet, daß er gar nicht zu Ende kommen könne. Den Schluß bildet ein Abschnitt Revision, der sich auf die Druckfehler

*) Die Ueberschrift Wahlfahrten und Kreuzzüge ist hier um so auffallender, als die Ausführung mit deren an sie anknüpft. Wir erwarteten die allgemein einleitende Ueberschrift Reisende, wonach der Anfang etwas umgeändert und am Schlusse ein Uebergang auf die einzeln erwähnten Reisenden gemacht werden mußte.

und die Schreibung der morgenländischen Namen bezieht, wobei der freundlichen Hülfe Kosegartens dankbar gedacht wird.

Man kann nicht leugnen, daß die Anordnung dieser Noten und Abhandlungen zum bessern Verständnisse (die Worte Noten und Abhandlungen sind wenig bezeichnend und dazu unnöthig) wohl überdacht und im ganzen glücklich ausgeführt, nur durch das Einschieben eines fremden Aufsatzes, der, wenn irgendwo, unter dem Abschnitt Hebräer seine Stelle hätte finden sollen, gestört und durch den angefügten Nachtrag und die Bemerkungen über die Revision über den systematischen Gang hinaus erweitert ist. Der Uebersichtlichkeit schadet es, daß die Massen nicht in größere Abtheilungen gesondert sind und Ueberschriften einzelner eingeschalteten Bemerkungen neben denen von bedeutenden Abschnitten wie gleichberechtigt herlaufen.

Kehren wir nun zu den Liedern des Divans zurück, so ist es äußerst merkwürdig, daß, während Goethe sonst, wenn er die ihn aufregenden Gefühle dichterisch ergossen hatte, sich von der ihn beherrschenden Leidenschaft befreit fühlte, jetzt die Neigung zu seiner auf den Flügeln morgenländischer Dichtung erhobenen Suleika, welche seit dem Abdruck der Gedichte sich ganz beruhigt hatte, nach der Vollendung des prosaischen Nachtrags, ohne den diese nicht in die Welt treten sollten, neu erglühte und auch zu einigen neuen Suleikaliedern trieb, obgleich er dieses Buch, weil die darin wehende Stimmung geschwunden und schwer zurückzurufen sei, für abgeschlossen gehalten hatte.

An einer diesmal auf würdigste Weise in Frankfrt begangenen Geburtstagsfeier hatte auch Willemer theilgenommen. Auf dessen Wunsch, etwas über sein Leben in Karlsbad zu vernehmen, berichtete Goethe am 8. September. Sogleich habe ihn Hudhud auf das liebenswürdigste begrüßt, ihm viel und mancherlei vertraut und zu

seiner Legitimation richtig erhaltener Aufträge verlangt, den Inhalt derselben in Reimen verfaßt zu hören, welches ihm denn auch nicht zu versagen gewesen. Hiernach scheint es unzweifelhaft, daß die Gedichte im Divan III, 13 f., von denen das zweite auf Mariannens Brief deutet, damals entstanden sind. Unter den vier Gedichten, die Goethe Ende Dezember, „auf die vier Seiten eines weitläufigen Doppelquartblattes geschrieben“, an Mariannen sandte, ist das erste III, 14. Das liebeglühende: „Hudhud sprach: Mit einem Blicke“ (III, 13) könnte er mit dem Prachtexemplare des Divans gesandt haben, auf das sich Mariannens Brief aus dem Oktober bezieht. „Es bleibt immer eine schwere Aufgabe“, so beginnt sie, „aus der Ferne und in die Ferne Gedanken und Worte zu senden, die nur in der nächsten Nähe gedeihen; das innige Gefühl spricht sich nur in vollendeter Form oder gar nicht aus, und wenn es heißt:

> Es sagt dir ein beredtes Schweigen
> Oft mehr als ein beredter Mund,

so setzt es allerdings eine erfreuliche Nähe voraus. Wenn ich diese allgemeinen Bemerkungen auf meine Lage anwende, so geht daraus hervor, daß ich eigentlich schweigen müßte, und durch die Entfernung gezwungen zu reden, will ich versuchen, ob sich schreibend beides vereinigen läßt. Ich habe den Divan wieder und immer wieder gelesen; ich kann das Gefühl weder beschreiben noch auch mir selbst erklären, das mich bei jedem verwandten Ton [ergreift]; wenn Ihnen mein Wesen und mein Inneres so klar geworden ist, als ich hoffe und wünsche, ja sogar gewiß sein darf (denn mein Herz lag offen vor Ihren Blicken), so bedarf es keiner weitern ohnehin höchst mangelhaften Beschreibung. Sie fühlen und wissen genau, was in mir vorging; ich war mir selbst ein Räthsel: zugleich demüthig und stolz, beschämt und entzückt, schien mir alles

wie ein beseligender Traum, in dem man sein Bild verschönert, ja veredelt wiedererkennt, und sich alles gerne gefallen läßt, was man in diesem erhöhten Zustand liebens- und lobenswerthes spricht und thut; ja sogar die unverkennbare Mitwirkung eines mächtigen höhern Wesens, insofern sie uns Vorzüge beilegt, die wir vielleicht gar nicht zu besitzen glaubten, ist in seiner Ursache so beglückend, daß man nichts thun kann als es für eine Gabe des Himmels anzunehmen, wenn das Leben solche Silberblicke hat. Haben Sie Nachsicht mit mir und meinen verworrenen Begriffen; das größte Glück ist immer am unbegreiflichsten. Sie verzeihen mir wohl, daß mein Dank für alles Uebersendete später kommt als die Freude über den Besitz. — Diese schönen Tage haben wir fast immer auf der Mühle zugebracht, obschon wir in der Stadt wohnen; der Hain, die Terrassen färben sich wie damals, und die Erinnerung belebt die Schatten, und es wandeln Gestalten unter den Bäumen, die dem Ganzen eine wundersame Bedeutung geben."

Zu Weihnachten erfreute der Dichter „ein schönes Kind" mit einem türkischgebundenen Exemplar des Divans, dessen Titelkupfer bunt ausgemalt war. Solche Exemplare kamen allmählich zu Stande, so daß die Freunde nur einzeln in längern Zeiträumen damit bedacht werden konnten. So erhielt Zelter ein solches erst am nächsten 30. Januar, Boisserée, dem es schon zu Dreikönigen bestimmt war, erst am 20. Februar. Goethe selbst wurde zu Weihnachten durch die Bildnisse von Willemer und dessen Gattin erfreut, die so zufrieden heiter blickten, wie Goethe in der dankenden Erwiederung bemerkt, daß man ihnen das Gefühl ansah, wie wohl sie empfangen seien. Aus der weitern Bemerkung: „Reichliche (von den frankfurter Freunden empfangene) Zuckergaben machen mich Kindern und Hausfreunden interessant, und da Hudhuds Räthsel nicht unergründlich sind, so kann zum neuen Jahre nichts

fehlen", ergibt sich deutlich, daß Marianne Räthsel beigelegt hatte, in welchen Hudhud redend eingeführt wurde. Er selbst sandte das S. 110 erwähnte Doppelquartblatt mit vier auf Hudhud bezüglichen Gedichten. Auf das schon erwähnte „Hudhud auf dem Palmensteckchen" folgten unter der Ueberschrift: „Hudhud erklärt eine räthselhafte Stelle" die jetzt Ideale genannten Verse (Kunst 18. vgl. Erläuterungen III, 526)*), deren Beziehung wir jetzt erst erkennen. Es bezieht sich wohl auf eine in Mariannens Gedichten geäußerte Frage. Unbekannt war bisher das dritte Gedicht:

Hudhud als einladender Bote.

Dich beglückte ja mein Gesang,
Nun dräng' er gern zu dir ins Ferne.
Ich singe Morgen und Abend entlang;
Sie sagen: „Besser!" das hör' ich gerne.

Kommt auch ein Blatt von Zeit zu Zeit,
Bringt einen Gruß: „Laß dich nicht stören!"
Aber ist denn Bagdad so weit?**)
Willst du mich gar nicht wieder hören?

Ohne Zweifel hat der Dichter hier eine briefliche Einladung Mariannens in Verse gebracht. Endlich findet sich unter der Ueberschrift: „Hudhud erbittet ein Neujahrsgeschenk räthselweise" das Gedicht Räthsel (Epigrammatisch 81). Von Loepers Deutung auf den Kamm ist jetzt gesichert.***) Frau Hollweg geborene Bethmann aus Frankfurt brachte den Kamm in einem saubern Packetchen, wobei sie so wenig wie Goethes Schwiegertochter ihre Neugierde

*) Hier steht V. 6 ist hoch statt es ist.

**) Vgl. Divan VIII, 27.

***) Creizenach übersah (S. 112), daß diese schon von Strehlke gebilligt, auch von mir (Erläuterungen III, 618, die er gar nicht gekannt zu haben scheint) angenommen worden.

bergen konnte, was es enthalten möchte. „Da ich aber solches in die Busentasche steckend an meinem Herzen verbarg“, schreibt Goethe am 6. März der Freundin, „so beruhigten sie sich nur ungern und langsam. Erst heute komme ich dazu, schönstens dafür zu danken und durch den geflügelten Boten neue Aufträge zu wagen.“ Beilagen die mit der Unterschrift Oculi 1820*) versehenen, auf Goethes Räthsel anspielenden Verse, welche nach des Dichters Tode unter die Gedichte an Personen (jetzt 130) aufgenommen wurden:

> Schön und köstlich ist die Gabe,
> Wohlenträthselt das Verlangen:
> Daß die Weihe sie empfangen,
> Bleibet aber ungewiß.
>
> Wäre das nicht nachzubringen?
> Was er sittsam nicht entraubte,
> Wenn Sie Sichs nun selbst erlaubte!
> Hudhud, geh und melde dies!

Von Loeper hat diese Verse in den Divan (III, 14) aufgenommen, dann müßte ihnen aber auch das Räthsel selbst vorhergehn. Niemand wird bezweifeln, daß man mit Creizenach nur an die Bitte um eine Haarlocke denken kann. Goethe übersandte zugleich das neueste Heft Kunst und Alterthum (II, 2), theilte auch mit, daß Zelter einige Lieder des Divans komponire, die er, sobald er sie erhalte, schicken werde. Er hatte diesem, der den Divan in Wien sich gekauft, schon am vorigen 7. Oktober geschrieben: „Möchtest du aus diesem Büchlein dich wieder aufs neue erbaut fühlen. Es steckt viel drin, und man kann viel herausnehmen und viel hineinlegen.“ Am 30. Januar hatte er ihm ein gutes Exemplar mit dem Wunsche zugesandt: „Möge er dich aufs neue erregen und drängen, daß du

*) Der Sonntag Oculi war der 5. März.

mit musikalischer Fülle dieses doch im Grunde für sich nackte Liederwesen bekleidest und in die Welt einführst.“ Dieser antwortete am 11. Februar: „Schönen Dank für den schönen Divan. Der ist wie der gestirnte Himmel; je länger ich ihn betrachte, desto klarer werden mir seine Bilder, und so ich ihn wieder ansehe, ist mir alles neu und frisch. Das schöne rothe Kleid mit Gold hat mich sogleich kräftiger aufgeregt, auch nach meiner Art daran zu putzen. So habe ich gleich nach Empfang des Bandes zu dem Gedichte Wiederfinden S. 168 Noten gesetzt, worin du dich und deinen Hafis wiederfinden wirst.“ Den 26. fügt er zu dem lange liegen gebliebenen Briefe hinzu: „Das Liedchen der Suleika S. 166 habe ich gestern in Musik gesetzt, und nach etlichen Tagen wollen wirs wieder ansehn. Die kleinen Spaziergänge im Divan bringen doch etwas an Tag.“ Das bezeichnete Lied ist das an den West gerichtete von Mariannen: „Ach, um deine feuchten Schwingen.“ Wenn Goethe an Mariannen schreibt, besonders der Westwind habe stark auf Zelter gewirkt, und er hoffe lieblichen Ausdruck, so verwechselt er keineswegs, wie Creizenach behauptet, Mariannens Lied mit seinem eigenen Wiederfinden, sondern Creizenach übersah die Nachschrift von Zelters Brief. Weiter äußerte Goethe gegen die frankfurter Freundin den Wunsch zu erfahren, was die zarten Herzen am Main, dergleichen es dort auch wohl geben möge, sich für Stellen und Lieder des Divans ausgesucht, da es ihn anzog zu wissen, was sich besonders wirksam zeige. Aus dem nördlichen Deutschland seien ihm zwar anonyme, aber sehr freundliche Worte zugekommen. Von der Wirkung des Divans in Weimar wissen wir nur, daß Frau von Stein und Schillers Gattin sich am Buche der Sprüche ergetzten. „So viel Klarheit und Poesie und Fülle findet man darin“, schreibt letztere, „daß es eine immer neue belebende Erscheinung ist. Man findet immer neue Resultate, je

mehr man liest. Ich finde auch diese Form so glücklich gewählt." Sonderbar mußte beiden die Leidenschaftlichkeit der Lieder an Suleika scheinen, deren Veranlassung sie nicht ahnten.

Schon am 12. März folgte Mariannens herzlichster Dankbrief für des Dichters liebenswürdige Gaben und Worte, welche sie nicht zu vergelten oder auch zu erwiedern wisse. „Ja, wenn der Klang in die Ferne reichte wie das Wort, so würde ich versuchen, den Tönen, die um wohlbekannte Worte hallen, eine bestimmte Richtung zu geben*), aber dies bleibt mir versagt, und so kann ich denn leider nichts als danken. Vielleicht gelingt es mir, auch meine Luftgeister zu beschwören und durch ihre Vermittlung das Melodische und Harmonische in Suleikas Worten auf eine würdige Weise dem Reiche des Tones zuzueignen. Möge es dem verehrten Freunde, wenn auch aus fremdem Munde, ein Gruß des verwandten Herzens sein." Offenbar deutet sie hier auf den Versuch eigener Komposition. Ueber das Erscheinen von Wilhelm Meisters Wanderjahren, deren buchhändlerische Ankündigung sie gelesen hatte, sprach sie ihre kindische Freude aus; doch fragt sie zugleich, ob nicht auch ein zweiter Theil des Divans erscheine. „Es geht manchen Leuten jetzt erst ein Licht auf, und zwar aus Osten; sie waren bis jetzt immer noch nach Norden gewendet." Auch diesmal fehlte es nicht an einer sehnsüchtigen Einladung an den „verehrten Freund", den sie im Sommer wieder einmal bei sich begrüßen möchte.

Dieser aber hatte sich diesmal sehr frühe, schon am 23. April, ohne sich zu verabschieden, nach Karlsbad gewandt. In den Annalen berichtet er unter diesem Jahre: „Die freie Gemüthlichkeit einer Reise erlaubte mir dem Divan wieder nahezutreten; ich erweiterte das Buch des Paradieses und fand manches in die vorher-

*) Beziehung auf das Gedicht „Hudhud als einladender Bote".

gehenden einzuschalten.“ Wir wissen bestimmt nur, daß er zu Hof am Abend des 24. April das schöne Paradiesgespräch zwischen einer Huri und dem Dichter Einlaß (XII, 4) und am 10. Mai zu Karlsbad ein anderes „Deine Lieder, dein Kuß mich entzückt!“ (XII, 6) schrieb. Daß aber auch die beiden andern Gespräche zwischen dem Dichter und einer Huri (XII, 5 und 7) dieser Reise angehören, beweist die Aeußerung an Zelter vom 6. Juni: „Vier Gedichte zum Divan und zwar zum Buch des Paradieses haben (in diesen sechs Wochen der Badereise) mich selbst überrascht; deshalb ich nicht zu sagen wüßte, wie sie gerathen sind.“ Daß auch XII, 1 dem Jahre 1820 angehöre, wie von Loeper sagt, läßt sich nicht beweisen. Eine lustige Parabel sandte er den 2. Mai an Zelter, dem er am folgenden Tage schreibt: „Möge mein Divan dir immer empfohlen bleiben. Ich weiß, was ich hineingelegt habe, welches auf mancherlei Weise herauszuwickeln und zu nutzen ist. Eberwein*) hat einige Lieder gesetzt. Sage mir dein Urtheil darüber. Deine Komposition fühle ich sogleich mit meinen Liedern identisch; die Musik nimmt nur, wie ein einströmendes Gas, den Luftballon mit in die Höhe: bei andern Komponisten muß ich erst aufmerken, wie sie das Lied genommen, was sie daraus gemacht haben. Unter den eberweinschen hat das eine: „Jussuffs Reize möcht' ich borgen)(.“ (VIII, 19, 8 f.) mich und andere besonders angesprochen, wie sies nennen. Die Frau trug sie recht gut, fließend und gefällig vor. Indessen sammeln sich wieder neue Gedichte zum Divan. Die mohamedanische Religion, Mythologie, Sitte geben einer Poesie Raum, wie sie meinen Jahren ziemt. Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Ueberblick des beweglichen, immer

*) Franz Karl Adalbert Eberwein, seit 1818 Musikdirektor an der Stadtkirche zu Weimar. Er gab „Lieder aus Goethes westöstlichem Divan“ zu Hamburg heraus.

kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erdetreibens, Liebe, Neigung zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend. Was will der Großpapa weiter?"

Marianne, die nichts von seiner Abreise wußte, gab am 12. Mai dem Violinspieler Boucher Brief und Sendung mit. „Was jenen Mangel anbelangt, der sich bei der Auflösung von Hudhuds Räthsel finden soll*), so scheint mir, ihm sei früher schon abgeholfen worden, und ein kleines Etui, in dem der Name Friederike und nebst einem bekannten Distichon auch noch ein bekannter Name zu finden ist, enthalten das Verlangte." Creizenach hat eine wunderliche Deutung des Räthsels versucht. In dem Etui wird sich außer der Haarlocke, vielleicht einer Arbeit aus ihren Haaren, auf einem Blatte unter der Ueberschrift Friederike und mit Goethes Namen unterschrieben das venediger Epigramm (7) von ihrer Hand gefunden haben:

Eine Liebe hatt' ich, sie war mir lieber als Alles!
Aber ich hab' sie nicht mehr! Schweig und ertrag den Verlust!

Marianne, die, wie wir früher hörten, den Bezügen in Goethes Dichtungen nachspürte, wird dieses Distichon auf die sesenheimer Friederike bezogen haben. Willemer fügte zu ihrem Brief die launige Bemerkung hinzu: „So weit ist es mit mir gekommen, daß ich zu nichts weiter gebraucht werde, wie Ort und Zeit zu beschreiben; ich thue, was ich geheißen werde. Gerbermühle den 12. Mai im Zimmer, wo Herr Goethe wohnte. Wie der deutsche ...... **) noch denkt, weiß ich nicht, ich aber bin der Alte oder vielmehr der viel älter Gewordene; nichts ist jung geblieben, nur das Herz und

---

*) Er hatte in den zuletzt gesandten Versen es für ungewiß erklärt, ob die Gabe die rechte Weihe empfangen, nämlich dadurch, daß sie sich vorher einmal selbst des Kammes bedient.

**) Hier findet sich eine absichtliche Lücke, „breit genug für einen Namen".

die Liebe. Erfrischen Sie beide diesen Sommer; auch Marianne ist die Alte geblieben.“ In der Lücke dachte sich Willemer natürlich Hatem, wie sich Goethe im Divan nannte, nicht, wie Creizenach meinte, Hafis.

Aus dem Bade kehrte der Dichter diesmal schon Anfangs Juni zurück, doch von einer Erwiederung an Mariannen findet sich keine Spur, und daß er wirklich schwieg, wahrscheinlich weil er sich vor einer leidenschaftlichen Erregung fürchtete, vielleicht auch weil eben Unterhandlungen über ein ihm zu Frankfurt zu errichtendes Denkmal schwebten, über das er sich nicht äußern mochte, zeigt die Hindeutung des Briefes vom 2. September auf „unerträgliche Pausen“, die bisher die Mittheilung unterbrochen. Während des Sommeraufenthaltes in Jena scheinen keine Divanslieder entstanden zu sein; an die Stelle derselben war jetzt die Spruchdichtung getreten. Er ließ damals ein neues Heft Kunst und Alterthum (II, 3) drucken, welches nicht allein eine Anzahl zum Theil bedeutender Gedichte von 1807 und 1814 bis 1816 brachte, sondern auch zahme Xenien, die nur seinem Unmuthe zur Ableitung dienten und somit dem Buche des Unmuths Abbruch thaten. Auch die freundliche Aufnahme des Divans von manchen Seiten war nicht im Stande, ihn länger auf diesem Wege zu erhalten. Kosegarten hatte in der hallischen Literaturzeitung eine einsichtige, freilich in Bezug auf Indien und den Zug der Israeliten in der Wüste Widerspruch erhebende Beurtheilung geliefert. Zelter fuhr fort einzelne Lieder durch seine Töne zu heben. Schon am 21. Mai hatte er acht Stücke gesetzt, Elemente (I, 7), Erschaffen und Beleben (I, 8), Selige Sehnsucht (I, 18), „Ach um deine feuchten Schwingen“ (VIII, 42), Wiederfinden (VIII, 43), „In tausend Formen“ (VIII, 51), „So lang man nüchtern ist“ (IX, 5) und „Alle Menschen groß und klein“ (X, 8).*) Die Art, wie dieser sich über das Entstehen seiner

*) Schon in der Sammlung die Liedertafel (Berlin 1818) hatte Zelter

Kompositionen im Gegensatz zu denjenigen, welchen die Worte eine bloße Unterlage, eine Art Lerchenspieß für irgend eine Melodie oder ein Krystallisationsfaden seien, mußte ihn sehr ergetzen. „Lebe wohl, mein Hafis!“ schrieb Zelter am 29. Juli. „Gott weiß, wie dieser Weinsofi mir den Kopf wie ein Fliegenpflaster nach allen Seiten zieht. Ich gehe mit ihm ins Bette und stehe auf mit ihm.“

Am 16. Juli bat der Dichter Boisserée, ihm von den Freunden auf der Gerbermühle „erfreulichst“ zu melden. „Ich habe so lange von dorther nichts gehört, und es will mir immer nicht in den Sinn, so freundliche Erworbenheiten ganz fahren zu lassen; indessen ich freilich bekennen muß, daß meine actio in distans weder sehr kräftig noch anhaltend ist.“ Zu seinem Geburtstage stellte sich Marianne wieder mit einem herzlichen Briefe und einem hübschen Geschenk ein, einer Kette und einem amuletartigen mit Sternen besetzten Medaillon, das etwas von ihren Haaren einschloß. „So ist denn abermals ein Jahr verstrichen, jener Tag, uns allen so werth, kehrt wieder ohne den Freund“, begann sie. „Mit freudiger und wehmüthiger Stimmung gedenken wir seiner und jener frohen Stunden, die wir vereint durchlebten: ob sie wohl jemals wieder kommen? Ich zweifle: das Gleiche wiederholt sich nie im Leben, selten das Aehnliche. Und so schwindet denn mit jedem Herbst eine still genährte Hoffnung und der Frühling, nicht müde, neue Blüten zu treiben, bringt auch immer eine neue Hoffnung mit. So lange nun der Raum eine so große Rolle zu spielen hat, und weder Nähe noch Gewohnheit den Freund an uns bindet, so lange muß Hudhud auch sein Möglichstes thun, die Ferne durch heitere Botschaft zu

---

I, 7 und 8 gegeben. Wenn von Loeper auch I, 13 und 14 aus dieser Sammlung anführt, so vergaß er, daß diese nur in der frühestens 1836 erfolgten Erweiterung dieser Sammlung steht, die freilich auch die Jahreszahl 1818 trägt. Vgl. Hirzels „Neuestes Verzeichniß einer Goethebibliothek“ S. 78.

kürzen, und so suchen wir denn auch noch den Entfernten auf alle Weise an uns zu ketten, indem wir ihm das Zeichen der Freundschaft und Liebe als Repräsentant seiner vereinten Glieder übersenden, wobei es weniger auf seine persönliche Freiheit als auf einen gewissen Herzenszwang abgesehen ist. Dem Dichter, dem das Wasser sich gestaltet*), dem bleiben die Sterne nicht stumm; es wäre anmaßend das Sternbild deuten zu wollen, was sie gefügig bilden; wie man aber einer Gefahr entschlüpft**), um in der andern umzukommen, so habe ich nicht vermeiden können noch wollen, daß, ohne die Schönheit von Berenicens Haaren zu theilen, den meinigen doch ein ähnliches Loos geworden; für diese Anmaßung, die sich natürlich auf kein Verdienst gründen kann, muß mich abermals Hudhud vertreten." Anmuthig deutet sie weiter darauf hin, wie sie vor sechs Wochen in Straßburg des Dichters gedacht, dessen dortiges Leben ihr besonders in Dichtung und Wahrheit so nahe getreten war. Gerührt von dieser unendlichen Liebe, antwortete der Dichter alsbald ausführlich in herzlichster Weise. Durch alle die Schachteln, bemerkte er, habe er gleich auf den Grund gesehen und das Mitteljuwel (die kleine Locke) erblickt; die Einfassung, die seinem geistigen Auge entgangen, habe nachher um so mehr sein sinnliches erfreut. Tagtäglich gewähre ihm innewärts die Beschauung des neu angekommenen Amulets neue Ermunterung und Ermuthigung, wie denn das Doppel-SS***) den Augen besonders erquicklich sein möge. Auch theilte er ihr mit, daß ihn auf seiner diesjährigen Badereise ein liebenswürdiger brauner Geselle begleitet, dem nur weniges abzugehn geschienen, um ganz und gar voll-

*) Divan I, 18 zu Ende.

**) Sie denkt an die Gefahr der Deutung, welche sie abgelehnt hat.

***) An zwei Seiten fand sich wohl der Anfangsbuchstabe des Namens Suleika.

kommen zu sein. Dieser braune Geselle war, was Creizenach erst in der zweiten Ausgabe bemerkte, der von Mariannen ihm geschenkte Kamm. Nachdem er das sofort abgehende Briefblatt beendet, will er gleich ein neues anlegen, welches zur rechten Zeit in die Hand der Freunde gelange, damit nicht so unerträgliche Pausen die Mittheilung unfreundlich unterbrechen mögen. „Wenn es eine Zeit zu schweigen gab, so gebe es auch eine Zeit zu reden und zu schreiben." Freilich blieb dieser gute Vorsatz, wie es scheint, ohne Folgen. Doch erhielten die frankfurter Freunde durch Fritz Schlosser und dessen Gattin, welche Weimar besucht hatten, freundliche Kunde. Zu Weihnachten erfolgten wie gewöhnlich gegenseitige Geschenke. In Mariannens Begleitschreiben heißt es: „Die Vergangenheit gab mir viel! zu viel! es wäre ungerecht, wenn ich von der Zukunft noch etwas erwarten sollte. In der Hoffnung lebend, daß der verehrte Freund meiner nicht vergißt, habe ich bis jetzt die kühnen Wünsche bezähmt; nun, da sie wirklich zahm sind, sprechen sie sich doch aus, indem sie von andern zahmen Wesen*) gehört haben, wünschen sie durch diese ihre alte Kühnheit wieder zu erlangen." Goethes zufällig verspätete Sendung brachte für Mariannen einen sehr bunten Glasperlenbeutel und eine Goldschleife von feinem Zeuge, beide angekauft bei der Verloosung des weimarischen Frauenvereins; der letztern war die Inschrift aus dem Divan (VIII, 14): „Der schönste Schmuck bleibt stets der Musselin", hinzugefügt. Da Marianne ihrer Betheiligung in musikalischen Aufführungen im Cäcilienverein gedacht hatte, schrieb Goethe mit dem Datum des 22. Dezember auf ein rosenrothes Oktavblättchen mit gepreßtem Rande die seit 1836 ohne nähere Beziehung bekannten Verse:

*) Den eben erschienenen zahmen Xenien, später als erste Abtheilung derselben bezeichnet.

Du! Schweige künftig nicht so lange,
Tritt freundlich oft zu mir herein:
Und laß bei jedem frommen Sange
Dir Glänzendes zur Seite sein.

In dem Briefe bezeichnet er diese Verse als eine Notiz, wonach beide Geschenke wenigstens eine Zeit lang gebraucht werden möchten. Von Willemers ihm übersandter Schrift Lebensansichten. Ein Buch für Jünglinge sagt er, sie stimme zu jeder religiös vernünftigen Ansicht und sei ein Islam, zu dem wir uns früher oder später alle bekennen müssen.*) Auch sein „zahm-wildes Völkchen“ (die zahmen Xenien) sei nichts anderes. Ernst oder Scherz, Unmuth oder Gelassenheit seien nur die verschiedenen Schattirungen ein- und ebendesselben Gefühls. „Man darf nicht viel davon reden, doch da Sie von gewissen Lebensepochen sprechen, wo die Freude zu versiegen scheint, so kann ich auch wohl sagen, daß seit dem 15.**) September 1815 mir von außen viel Glück, von innen wenig Heil widerfahren ist; deswegen auch die einzelnen weisen Lehren***), obgleich noch ziemlich heiter, zuletzt mit dem einlenkenden Rathe sich abschließen:

„Sei lustig; geht es nicht, so sei vergnügt.“

Das Heft Kunst und Alterthum ward am 23. der am folgenden Tage abgehenden Sendung hinzugefügt.

Auch im Jahre 1821 ward die Verbindung mit den frankfurter Freunden durch Briefe und Geschenke anmuthig belebt. Goethe sandte am 2. April seiner Suleika Turban, Shawl und „Zubehör“,

---

*) Vgl. Divan VI, 39.

**) Er meint wohl den Tag, wo er ihn zuletzt in Heidelberg gesehen, den 26. Creizenach denkt an den 19. (18.), den Tag, wo Goethe die Gerbermühle verließ, aber darauf hatte er ja noch die schönsten Tage in Heidelberg genossen.

***) Der ersten Abtheilung der zahmen Xenien.

welche seine Freundin Adele Schopenhauer „niedlich zu- und ausgeschnitten“, vierzehn Tage später ein „kleines Kästchen“, am 23. sein Bild, das dem Gedichte vom Jahre 1815 „Reicher Blumen goldne Ranken“ in einem ganz gleichen Rahmen gegenüber gehängt werden möge. Marianne erwiederte in herzlichster Weise. Sie vertraute ihm, daß sie zuversichtlicher und in ihrem Innern bewußter geworden; und so auch an Muth gewonnen, das, was sie für gut und nothwendig halte, gelinde durchzusetzen. „Und somit bin ich denn in jenen Zauberkreis der Frauen getreten, aber nicht um darin zu bleiben, wie so viele, sondern um nach gethaner Beschwörung sogleich wieder den stillen Pfad, den ich seit meinen Jugendjahren wandle, zu betreten, und so Gott will nie verlassen werde. Vergessen Sie nicht Mariannen.“ Im Juni empfahl er, bei Uebersendung des eben erschienenen ersten Theiles der Wanderjahre den mit seiner Gattin, einer talentvollen Sängerin, nach München reisenden Musikdirektor Eberwein. „Ich wünsche seinen Kompositionen des Divans, welche die Gattin gar heiter vorträgt, eine günstige Aufnahme“, schrieb er, „und mir die Dauer eines liebwerthen Andenkens, an welches unabweichlich zu glauben mein größtes Glück macht.“ Marianne, welcher Goethe das zweite Heft von Eberweins Liedern beigelegt hatte, deren erstes sie schon besaß, äußerte, dieses sei ihr so willkommen als das erste gewesen, und sie freue sich auf das künstlerische Paar. Solle sie aber recht aufrichtig sein, so wünsche sie, Beethoven schriebe Melodien zu diesen herrlichen Liedern; er würde sie ganz verstehn, sonst niemand. Dieser habe auch seinen Egmont ganz verstanden, wie seine himmlische Musik zu diesem zeige. Eberwein erschien zu ihrem Bedauern nicht. Durch die kleine Irrung, daß Marianne das mit der Widmung an Adele Schopenhauer versehene Exemplar der Wanderjahre erhalten hatte, diese dagegen das ihre, wurde Goethe zu einer

launigen Lösung veranlaßt*), wobei er die Gelegenheit ergriff, auf eine Verbindung beider Freundinnen hinzuwirken. Die Mitte Mai im Druck vollendeten Wanderjahre hatten hinter dem Titelblatt auf zwei eine Reihe kleine Gedichte enthaltenden Blättern auch die Sprüche VI, 6—8. 11. 13 und das Gedicht III, 9 gebracht, die zum Theil aus morgenländischen Quellen geflossen sind. Von letzterm wissen wir, daß es dem Jahre 1818 angehört und auch die übrigen werden nicht erst damals entstanden sein. Ehe er nach den böhmischen Bädern ging, bat er Mariannen, ihn diesmal nicht ohne Nachricht in den wilden Wäldern zu lassen. Ihre Frömmigkeit in Bezug auf Musik wisse er zu ehren und er gebe gerne zu, daß die Kompositionen oft nur ein qui pro quo gäben; selten sei der Dichter durchdrungen, doch habe er manches Schätzenswerthe gefunden, in dem man sich vielmal abgespiegelt sehe, zusammengezogen, erweitert, selten ganz rein. Welchen hohen Werth er auf Zelters Kompositionen lege, wollte er der Freundin gegenüber, die eben anderer Ansicht war, nicht aussprechen. Dieser hatte unterdessen auch die Lieder Dreistigkeit und Derb und tüchtig (I, 14. 15) gesetzt, von denen ihm das erstere am meisten gelungen scheine und auch sonst Beifall finde; bei dem andern hatte er sich Aenderungen des Gedichts erlauben zu müssen geglaubt, die Goethe freilich nicht billigen konnte.

Willemer und Marianne begrüßten ihn freundlichst zu seinem Geburtstage. Freilich fehlen uns aus der zweiten Hälfte des Jahres 1821 alle brieflichen Mittheilungen, aber wir wissen jetzt, daß die vollkommene Stickerin, welcher er in dem Gedichte „Ich kam von einem Prälaten" anmuthig dankt**), Marianne war, die ihm ein

*) Vgl. die Erläuterungen zu den lyr. Ged. I, 374.

**) Vgl. a. a. O. 376. Wenn Goethe das Gedicht datirt „Marienbad am

paar prächtig gestickte Achselblätter geschickt hatte. Am 31. Oktober sandte er von Jena aus Mariannen das Heft: „Radirte Blätter nach Handzeichnungen von Goethe, herausgegeben von C. A. Schwerdtgeburth“ (auf dem Umschlag stehen sechs neue Gedichte)*) mit den Versen (Kunst 17), die erst jetzt ihre Erklärung finde:

> Gar manches artig ist geschehen**)
> Durch lichter Griffel Spiele;
> Doch recht betrachtet, recht besehen,
> Fehlt immer Hain und Mühle;

denn Hain und Mühle beziehen sich eben auf die Gerbermühle.

In dem vor dem Ende des Jahres ausgedruckten Hefte Kunst und Alterthum (III, 2), das eine zweite Reihe zahmer Xenien, diesmal „mit Bakis Weissagungen untermischt“ enthielt, konnte der Dichter auch zwei Blüten, die sein Divan getrieben, und die seiner mit höchster Anerkennung gedacht hatten, freundlich begrüßen, Rückerts östliche Rosen, deren Eingangslied den Mann, der vom Westen den besten Wein von jeher aus voller Kanne geschenkt, auch als Herrn des Morgenlandes begeistert feierte, und Platens sich ganz eng an Hafis dichterische Reimform und Anschauung anschließende Gaselen, mit dem schönen Epilog, der ihn als seinen Stern des Dichterpoles, als seinen Schacht des Lebens bezeichnete, und mit den Versen schloß:

---

28. August“, so deutet er nur darauf, daß er das Geburtstagsgeschenk zu Marienbad erhalten hatte; denn schon drei Tage vor seinem Geburtstage hatte er Marienbad verlassen. Oder sollte etwa 28. statt 25. verlesen sein?

*) Er hatte den Umschlag dazu erst am 21. erhalten.

**) Im Abdruck steht gesehen, was doch wohl Druckfehler ist. In den Werken findet sich geschehn und gesehn und V. 2 leichte Griffelspiele. Licht können die Griffel freilich nur heißen, insofern die Klarheit des Künstlerauges dem Griffel zugeschrieben wird.

Der Orient sei neu bewegt,
Soll nicht nach dir die Welt vernüchtern;
Du selbst, du hasts in uns erregt:
So nimm hier, was ein Jüngling schüchtern
In eines Greises Hände legt.

Jene Anzeige beginnt Goethe mit dem Ausdruck der Freude über Zelters und Eberweins Kompositionen aus seinem Divan und empfiehlt dann Rückerts östliche Rosen allen Musikern. „Aus diesem Büchlein, zu rechter Stunde aufgeschlagen, wird ihnen gewiß manche Rose, Narcisse und was sonst sich hinzugesellt, entgegenduften; von blendenden Augen, fesselnden Locken, gefährlichen Grübchen findet sich manches Wünschenswerthe; an solchen Gefahren mag sich Jung und Alt gerne üben und ergetzen.“ Platens Gaselen, die freilich nicht zum Gesange sich eigneten, rühmt er als „wohlgefühlte, geistreiche, dem Orient vollkommen gemäße sinnige Gedichte“. Er selbst hatte vor kurzem bei seinem Freunde Knebel in Jena Platens Bekanntschaft gemacht, den diese öffentliche Anerkennung des großen Dichters freilich über die sonstige kalte Aufnahme seiner so fremdartigen Gaselen, bei denen man zweifeln konnte, ob sie Nachbildungen oder eigene Gedichte seien, nicht trösten konnte.

Daß in den letzten Monaten keine Erwiederung von Mariannens Seite erfolgte, nur die gewohnte „süße und würzhafte Sendung zum Weihnachten“ anlangte, ließ unsern Dichter am 17. Januar 1822 bei Gelegenheit eines geschäftlichen Auftrages den Wunsch nach nähern Nachrichten vom Leben der Freunde aussprechen. „An ein solches Briefchen würden gewisse kleine Personen wohl eine Stunde wenden und mir dadurch aufs frische einen guten Tag und Abend machen.“ Leider mußte Marianne melden, daß sie an Nervenschwäche gelitten, die sie für angenehme und ernste Beschäftigungen unfähig und zugleich muthlos gemacht. Ihre Freude über die ihr von anderer Seite zugekommene Kunde, daß die Fortsetzung von

Dichtung und Wahrheit erscheinen solle, gibt sie einen eben so anmuthigen Ausdruck als ihrem freilich ziemlich aussichtslosen Wunsch seines endlichen Wiederbesuches. Freundliche Sendungen von Goethe trafen in den folgenden Monaten bei den Freunden auf der Gerbermühle ein, unter ihnen auch die Campagne in Frankreich. Auf einen nicht vorliegenden Brief erwiederte Marianne am 16. Juni: „Die erfreulichsten Beweise Ihres Andenkens und Wohlwollens erneuern das Glück gemeinsam verlebter Stunden. Wenn ich die wohlbekannten Züge (in dem von Goethe geschickten und unter Glas aufgehängten Bilde) erblicke, so tritt die schönste vergangene Zeit unmittelbar vor mich hin, und es ist mir, als redeten Sie mich an, wie sonst, und so geht es mir auch mit Ihren Briefen: das Wort Marianne sieht noch gerade so aus, wie Sie es vor sieben Jahren schrieben, und die herzlichste Neigung klingt harmonisch in meine[r] Seele nach. — Graf Reinhard, der gestern bei uns war, theilte einen Brief von Ihnen mit; ich habe ihm den meinen nicht mitgetheilt." Da Goethe vor zwei Jahren geschrieben hatte, dem ihn begleitenden braunen Gesellen habe nur wenig abzugehn geschienen, um ganz und gar vollkommen zu sein, sandte sie ihm einen neuen Kamm. „Dieser etwas blondere Gefährte, der an die Stelle des braunen tritt", scherzte sie, „hat mir versprochen, sein Amt mit Eifer und Sanftmuth zu verwalten, und Sie gelegentlich und oft von mir zu grüßen. Möge er Wort halten!"

Dieser Brief nebst dem „bräunlichen Gefährten" begleitete den Dichter nach Marienbad, und „gab", wie er später berichtete, „zu mancherlei erfreulichen Gedanken und Gefühlen Anlaß". An diesem Heilorte sollte den alternden Dichter zu Marienbad eine leidenschaftliche Liebe zu der fünfzehnjährigen Ulrike von Lewezow ergreifen, die in den Aeolsharfen überschriebenen Strophen einen tief

sehnsüchtigen Ausdruck erhielt; es waren dies keine das Gefühl in dichterischem Schwunge steigernde Suleikalieder, sondern der glühendste Drang der mächtig bewegten Seele hatte sie eingegeben.*) Vor Ende August war er zurück. In Weimar war unterdessen wieder die gewohnte Sendung Rheinwein zum Geburtstag angekommen. Als er am 18. September den Oberbaudirektor Coudray an Mariannen empfahl, sprach er seinen „herzlichen Dank" für ihre „letzten Briefe" aus, auf die nächstens „treuliche Erwiederung" folgen solle. Von dem in einer frankfurter Buchhandlung stehenden Sohne des jenaer Buchhändlers Frommann vernahm sie, daß dessen Schwester Allwine einige schwermüthige Augenblicke an Goethe belauscht haben wolle. Seine versprochene Erwiederung unterblieb, da er sein Herz nach einer andern Seite gezogen fühlte, ohne es der Freundin gestehn zu dürfen. Dem Schwiegersohne Willemers Andreä, der nach Berlin reiste, gab Marianne außer „einigen Spätlingen des 51. Grades", einer Sendung der von Goethe so geliebten Artischocken, einen Brief mit, in welchem sie über den seltsamen Eindruck berichtete, welchen die von Goethe so sehr empfohlene Adele Schopenhauer bei ihrer kurzen Anwesenheit in Frankfurt auf sie gemacht. „Ich kann Ihnen nicht beschreiben, welche eigene Empfindung mich in der Anwesenheit dieses achtungswerthen Mädchens erfüllte, ein Gemisch von Demuth, Verlegenheit und fast möchte ich sagen von Schelmerei machte die wunderbarste Person aus mir, und ich kann und muß es gestehn, die beidemale, als ich sie sah, habe ich mich selbst nicht erkannt. Sie werden dies wohl begreifen, wenn es schon mir nicht ganz klar ist. Die Demuth weiß ich mir zu erklären, aber der Uebermuth, der sich zu gleicher Zeit meiner

*) Vgl. die Erläuterungen I, 381 f. III, 392 f.

bemeisterte, an dem sind Sie wohl Schuld, an der Demuth gewiß.*) Wenn Sie meine Briefe eigentlich beantworteten, was man so heißt, so würde ich freundlich bitten, mir diese Zweifel zu lösen. Dazu kommt noch, daß es mir nie wohl zu Muthe ist, wenn ich an Adele denke. Das wird davon kommen, daß ich mich sehr gebunden fühlte in ihrer Nähe, und nun durch ihre Entfernung das Gefühl der Verpflichtung für ihre Gefälligkeit in mir wächst, welches ich bei der nächsten Gelegenheit zu beschwichtigen hoffe. Vielleicht darf ich Sie bitten, ihr in meinem Namen für die freundliche Herstellung des geschnittenen Divans zu danken. — In Schlangenbad versuchte mich ein Tausendkünstler in den Schatten zu stellen; setzen Sie mich durch Ihren Blick wieder in das gehörige Licht." Daß Marianne sich von Adelen abgestoßen fühlte, erklärt sich leicht, da selbst ihre Mutter, wie sie später an Holtei schrieb, sehr wohl wußte, daß deren äußere Erscheinung sehr ungünstig wirkte. Erst längere Zeit nach Andreäs Entfernung, am 18. November, folgte Goethes freundliche Erwiederung. „Wenn die Beantwortung Ihrer Briefe nicht zu Ihnen gelangt", schrieb er, „so ist Schuld, daß ich sie alle gleich und wiederholt im Sinne beantworte. — Das räthselhafte Gefühl, dessen Auslegung Sie von mir verlangen, habe dem erhabenen Bakis vorgelegt, welcher mir darauf eine gleich räthselhafte Antwort ertheilte, wie sie Wort für Wort hier beifolgt." Sie lautet:

> Da das Ferne sicher ist,
> Nahes zu überwiegen,**)
> Wies der kleine Blücher ist,
> Freut es sich im Siegen.

---

*) Die Demuth erklärt sie launig sich daher, daß sie nicht im Stande gewesen, Adelen so zu schätzen, wie es Goethe thue, den Uebermuth daher, daß Goethe sie verwöhnt habe.

**) Das Ferne soll auf Mariannen gehn, die ihm fern ist, das Nahe auf

Fühlt auch erst ein zartes Blut
Einige Verlegenheit,
Bald erwacht Verwegenheit
Liebenswürdger Uebermuth.

Marianne erwiederte unter herzlichem Danke für Andreäs freundliche Aufnahme, nach dessen Ankunft sie noch weitere Nachrichten durch den Obermedizinalrath Froriep erhalten hatte.*) „Bakis' räthselhafte Enträthselung eines Zwiespalts im Herzen der Müllerin", scherzt sie, „läßt sie siegreich aus dem Kampfe mit Verlegen- und Verwegenheit hervorgehn; aber obschon diese Begünstigung ihr große Freude macht, muß sie doch gestehn, daß sie eigentlich geschlagen wurde, und nur insofern ein kleiner Blücher ist, als sie selbst im Rückzug nicht ganz den Muth verliert, und sich auf ihr Incognito etwas zu gute thut; dabei muß sie aber freilich gewiß sein, ob sie nicht durchschaut wird, und das ists eben, und überdies versteht sich von selbst,

Was uns die Erfahrung lernt**):
Fernes muß dem Nahen weichen,
Da das Ferne weit entfernt,
Sich mit Nahem zu vergleichen:
Diese Ueberlegenheit
Setzt uns in Verlegenheit.
Wenn wir schon dem Nahen weichen,
Möchten wirs doch gern erreichen.
Nun, indem wir uns bewußt,
Daß man auch dem Fernen gut,
Regt sich in beklommner Brust
Unterdrückter Uebermuth.

Adelen. Marianne hatte in ihrem Briefe auch den Wunsch geäußert, in schwermüthigen Augenblicken zu Goethes Erheiterung wirken zu können, und dazu bemerkt: „Wie glücklich ist Fräulein Adele, ihr Talent und ihren Verstand, durch Ihre Nähe belebt, für Sie und zu Ihrer Zufriedenheit zu verwenden."

*) Der Brief ist wohl aus dem Dezember, nicht aus dem November, in den ihn Creizenach setzt.

**) In geläufiger Verwechslung, hier wohl dem Reime zu Liebe.

Im neuen Jahre sollen gar viele gute Dinge geschehn: es heißt, die Engländer hätten ein Schiff ausgerüstet, welches Goethe heißt und beauftragt ist, aus allen Himmelsgegenden die Dedikationen aller großen Dichter einzuladen, und sie dem größten zuzuführen; denn es will keiner hinter Byron zurückbleiben (im Dediziren).*) Ein kleiner ungenannter Anonymus schickt auch eine Privatdedikation." Leider liegt diese launige Herzenswidmung Mariannens nicht vor. In Goethes nächstem Briefe an Willemer vom 6. Januar 1823 heißt es in Bezug darauf: „Gar viel wäre noch zu sagen, ich aber füge nur noch die schönsten Grüße an eine liebenswürdige, schalkische Freundin hinzu, die nicht allein trauliche Mittheilungen verspätet, sondern sich auch über poetische Dedikationen gar schelmisch aufhält. Zugestehn muß man ihr zwar, daß gewisse privatisirende Herzenswidmungen von größerer Bedeutung sind, besonders wenn man sich dauernder Gefühle schmeicheln dürfte. Das liebenswürdige gold- und himmelblaue Blättchen scheint dergleichen anzudeuten und war deshalb herzlich willkommen." Marianne erwiederte: „Der Ausfall auf den Schalk und Schelm muß ich mir schon gefallen lassen, obschon ich mir bewußt bin, die Dedikation mit gebührender Ehrfurcht erwähnt zu haben. Ach! gäbe es nur viele Dichter wie Byron! das Schiff sollte bald Fracht genug haben. Freilich mit privatisirenden Herzenswidmungen darf es sich nicht befassen; da ist ein Schiff nicht hinlänglich; ich glaube, daß die sämmtlichen Flotten der Engländer und Amerikaner genug damit befrachtet werden könnten, ja daß für manche Jahre allein drei bis vier Schiffe nöthig wären. Da muß man denn wo anders Hülfe suchen. Hudhud erbarmt sich unser eins. Gottlob, daß er in frühern Zeiten in unserer Gegend nicht so bekannt war! wer weiß, ob er sich noch

*) Byron hatte Goethe seinen Werner gewidmet, da die Erlaubniß zur Widmung seines Sardanapal sich verspätet hatte.

so gefällig erweisen würde!*) nun aber nimmt er den Gruß auf seine Flügel und landet [da] mit an sicherm Port." Aber gar bald wurden die frankfurter Freunde durch die Nachricht von Goethes am 17. Februar eingetretener Krankheit erschüttert. Den 23. schien er völlig hoffnungslos, erst am 26. war die Gefahr vorüber. Die Entzündung des Herzbeutels und des Herzens kann freilich mit der Gewalt zusammenhängen, mit welcher er seine Liebe zu Ulriken unterdrückte, wie dies ihm auch im nächsten November eine tödtliche Krankheit zuzog.**) Von den Briefen, in welchen sich Willemer in Goethes Hause erkundigte, wie von den ohne Zweifel erfolgten Meldungen des Sohnes liegt uns nichts vor. Erst am 14. April sandte Goethe selbst „nur wenig Worte als Zeichen erneuten Lebens und Liebens". In dem herzlichen Briefe, in welchem die selbst leidende Marianne ihrer Freude über die Genesung des Freundes den herzlichsten Ausdruck gibt, bittet sie ihn, sich Beethovens unübertreffliche Lieder an die Entfernte***) von einer schönen, weichen Stimme vorsingen zu lassen. „Wie gerne hörte ich, daß es Ihnen Freude gemacht und was Sie sonst dabei gedacht haben möchten." Goethe beabsichtigte diesmal unangemeldet die frankfurter Freunde zu überraschen, was ihm freilich nicht gelungen sein würde, da die Zeitungen die Nachricht seiner Rheinreise brachten, welche indessen nicht zu Stande kam, da das dringende Verlangen der Aerzte und der Wunsch des Herzogs ihn bestimmten, wieder das ihm so

---

*) Neckische Anspielung auf Goethes viele Jugendliebschaften.

**) Creizenach nimmt dies S. 152 an, leugnet es S. 163, da er übersah, daß, wie besonders das Gedicht Aeolsharfen zeigt, er sich schon im vorigen Jahre leidenschaftlich bewegt gefühlt hatte, worüber Marianne wohl von Allwine Frommann näheres erfahren hatte. Vgl. oben S. 128. In der zweiten Auflage sind in der erstern Stelle jetzt die Worte: „zum Theil in Folge unterdrückter Liebesglut" gestrichen.

***) An die ferne Geliebte. Ein Liederkreis von Al. Jeitteles.

wohlthätig gewordene Marienbad aufzusuchen. Da er den frankfurter Freunden nichts von seiner Reise schrieb, so hofften diese, er werde aus Böhmen (sie hatten auf Anfrage in Weimar vernommen, daß er dorthin gegangen) noch zu ihnen kommen. Sehr erfreulich waren Mariannen die beiden Stanzen, die er den seinen Geburtstag in Weimar feiernden Freunden geschickt hatte. „Jenes liebenswürdige Gedicht*) überzeugte uns", schrieb sie, „welche Lebensfrische der Freund aus der Heilquelle getrunken und welch eine Heiterkeit und Freude sich überall durch seine Gegenwart verbreitet." Daß zu Marienbad die Glut der Liebe zu Ulrike Lewezow sein tiefstes Herz ergriffen und er nur mit bitterstem Schmerze sich zur Entsagung entschlossen, nachdem er im Begriffe gestanden, ihr Herz und Hand anzubieten, davon ahnte wohl Marianne noch nichts als sie Goethes liebevollen Brief aus Eger vom 9. September erhielt. Er hatte unterdessen nicht allein in Marienbad die anmuthigen, seine aufgeregte Leidenschaft verrathenden Strophen (an Personen 76), sondern auch auf dem Wege nach Karlsbad die herrliche Elegie gedichtet (vermischte Ged. 45), aus welcher der die Seele zerschneidende Schmerz, dem seligsten Glück entsagen zu müssen, so ergreifend klagt. Das war kein anmuthig spielendes Suleikalied, sondern der Erguß glühendsten Seelenleides. Am 7. kam er in Eger an, von wo er am 8. an Schultz schrieb, nach dem Text der heiligen Schrift müsse ihm viel verziehen werden; denn er habe in diesen Tagen viel geliebt. Gegen diesen gedenkt er auch einiger ihm gelungenen Gedichte, die für ihn Werth hätten. Am folgenden Tage wandte er sich an die frankfurter Freunde, wobei er, wie beim Antritte

*) Die beiden Stanzen: „In Hygieas Form beliebts Armiden" (Gedicht an Personen 75), an die weimarer Freunde geschickt und gleich darauf im „Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode" abgedruckt.

seiner italienischen Reise, des Umstands gedenkt, daß Eger unter demselben Breitegrade mit seiner lieben Vaterstadt liege. Freilich mußte er sich beklommen fühlen, an die herzlich geliebte frankfurter Freundin zu schreiben, da ihn eine jugendliche Glut zu einem sechzehnjährigen Mädchen so mächtig hingerissen, daß er noch jetzt den nachzitternden Schmerz fühlte. So konnte er ihr denn nur im allgemeinen von seinem marienbader Aufenthalt schreiben, wo „schöne geräumige Wohnungen, liebenswürdige Nachbarschaft, freier, fast ländlicher Aufenthalt, Bewegungen von Morgens bis Abends im Wandeln und Fahren, Eilen und Begegnen, Irren und Finden und für die Jugend zuletzt im Tanze Zeit und Gelegenheit gegeben zum Erneuen älterer Verhältnisse, zum Anknüpfen neuerer, zum Suchen und Gesuchtwerden, zu Unterhaltung, Vertraulichkeit, Neigung, und was sich nicht alles durcheinander flocht, daß man sich eben ganz vergaß, sich weder krank noch gesund, aber behaglich und beinahe glücklich fühlte". Weiter heißt es: „Alles beruft mich wegen zusammenstimmender Freiheit des Geistes und des Körpers. Ich gestehe gern, daß ich mich so fühle, und mich eben deshalb, wenigstens dem Sinne nach, zu jenen Gegenden wende, wo ich Antheil hoffen kann, ohne den jedes Behagen doch immerhin nichtig sein würde. Lassen Sie mich von Ihrer Seite, beste Marianne, auch wissen, wie Sie diesen Sommer zugebracht; der Freund gibt ja wohl auch einen Wink von seinem thätigen Befinden." Kurz gedenkt er der Madame Szymanowska aus Warschau, der fertigsten und lieblichsten Pianofortespielerin, die ganz Neues in ihm aufgeregt habe. Von dem Schlußwunsche haben sich nur die Worte Neigung, Friede erhalten, da die Briefecke ausgeschnitten ist. Sofort folgte der frankfurter Freunde herzliche Erwiederung und Einladung, wenn nicht in diesem, doch im folgenden Jahre nach Frankfurt zu kommen, wo, erhellten auch nicht mehr die Feuer des

18. Oktobers die vaterländischen Berge, doch in den Augen und Herzen der Bewohnerinnen noch manche stille Flamme brenne, die zu nicht uninteressanten Beobachtungen aufzufordern scheine. Und sie hatte an das Wort erinnert: „Kommt der Prophet nicht zum Berge, so kommt der Berg zum Propheten." Beigelegt hatte Marianne eine Anzahl eben erschienener frankfurter Straßenansichten; unter drei, welche Stellen des Mainufers darstellen, hatte sie folgende Verse geschrieben:

Neue Häuser, neuer Raum
Mögen sich gestalten;
Der Erinnrung schöner Traum
Ruht doch auf den alten. —
Thore, Häuser alter Art,
Bleibt mir ungetadelt!
Durch des Freundes Gegenwart
Seid ihr längst geadelt. —
Von der Ilme bis zum Rhein
Malet manche Mühle;
Doch die Gerbermühl am Main
Ists, worauf ich ziele.*)

Um diese Zeit beschäftigte ihn auch der Gedanke an die Vervollständigung des Divans für die in Aussicht stehende neue Ausgabe seiner Werke. Am 24. äußerte er in Gegenwart des Theologen Umbreit, daß er jenen nur innerlich fortsetzen, einzelne Bücher, z. B. das des Paradieses, erweitern und verstärken werde. Er dürfe nicht daran denken, weiter in die Zustände des Morgenlandes einzugehn; seine Kenntniß des Arabischen habe er mehr durch Ueberfall erobert als regelmäßig erworben. Zwei Tage später las er auf Veranlassung von Moores Lalla Rookh das Gedicht Ein-

*) Vgl. im Liede „Die Lustigen in Weimar" den Vers: „Samstag ists, worauf wir zielen." Die Beziehung entging Creizenach auch noch in der 2. Auflage.

laß des Paradieses, in welchem er den englischen Dichter zu überbieten gesucht habe, Caroline von Egloffstein, den Kanzler von Müller und Meyer vor.

In der ersten Hälfte Oktober hatte Eckermann unserm Dichter seine früher in der Handschrift gelesenen, eben ausgedruckten Beiträge zur Poesie überreicht, in welchen dieser das von Mariannen gedichtete Lied im Divan „Ach, um deine feuchten Schwingen“, ohne zu ahnen, daß es nicht von ihm selbst sei, als musterhaft dargestellt und wesentliche Vorzüge der goetheschen Lyrik daran entwickelt hatte. Dieses der Freundin auf heiter anerkennende Weise mitzutheilen, fand sich Goethe an dem für ihre nähere Bekanntschaft so bedeutsamen 18. Oktober getrieben. Er besuchte damals die „Grünhäuser“ zu Belvedere, wo er mit eigener Hand einen kleinen Myrten- und einen Lorbeerzweig abschnitt, die er mit einem grünseidnen Bändchen umwand, dann schlug er einen halben Bogen grauen Conceptpapiers darum und schrieb darauf in großen, klaren Zügen:

Myrt' und Lorbeer hatten sich verbunden;
Mögen sie vielleicht getrennt erscheinen,
Wollen sie, gedenkend seliger Stunden,
Hoffnungsvoll sich abermal vereinen.

Den 18. Oktober 1823. S. 279.

Die Seitenzahl bezog sich auf das ohne Zweifel mitgeschickte Buch Eckermanns. Die Verse erschienen später unter den „Zuschriften und Erinnerungsblättern an Personen“ mit der Bemerkung, der Kranz, den sie begleitet, sei Symbol eines wie Hatem und Suleika in Liebe und Dichtung verbundenen Paares gewesen. Vielleicht erinnerte sich Goethe dabei des von Mariannen einmal mit einem Lorbeer- und Eichenkranze gesandten Pfeiles in Myrtengestalt. Wahrscheinlich lag der Sendung auch ein Ausschnitt des berliner Gesellschafters bei, den Marianne dabei verwahrte. Dort wird

von der am 9. von Madame Milder veranstalteten Abendunterhaltung berichtet, in welcher diese ausgezeichnete Sängerin alle Freunde des deutschen Liedes erfreut „durch den ebenso sinnigen als gefühlvollen Vortrag der morgenländischen Dichtung Suleikas zweiter Gesang aus Goethes westöstlichem Divan, welche der durch die Forelle und manche schöne Lieder unter uns bekannt gewordene Komponist Franz Schubert in Wien für die Stimme der Madame Milder eigens in Musik gesetzt hat und in Tönen den orientalischen Geist des liebeglühenden, heiße Sehnsucht athmenden Gedichts trefflich aufgefaßt hat". Die anfangs wiegende Begleitung des Klaviers erhebe sich bei dem dreitheiligen Schlußvers zur höchsten Spannung des Gefühls und gebe höchst wahr den Ausdruck der Worte zurück: „Sag ihm, aber sags bescheiden u. s. w." Wie innig mußte es Mariannen freuen, daß gerade Goethe gleichsam triumphirend den Beifall verkündete, den eines ihrer Lieder gefunden, das man ganz aus seiner Seele geflossen glaubte. Wahrscheinlich war Schuberts Komposition auch unter den vier Liedern gewesen, mit denen die Milder vor Goethe in Marienbad, wie er Mariannen schrieb, eine Unendlichkeit aufgethan, aber damals, wo die leidenschaftliche Liebe zu Ulriken ihn zurückhaltender machte, wagte er nicht an jene liederreiche Suleikazeit zu erinnern. Die in der Rheingegend verbreitete Nachricht, daß Goethe wieder heirate, und zwar ein blutjunges Mädchen, mußte auch zu Mariannen dringen, und sie wunderbar ergreifen. Aber bald sollte das Bedauern über eine solche Verirrung schwinden, als sich die Grundlosigkeit dieses Gerüchtes herausstellte; und nun erreichte sie gar die Kunde von Goethes tödtlicher Erkrankung. Man schrieb sie allgemein der Gewalt zu, mit welcher er seiner noch immer nicht überwundenen Liebe entsagt hatte. Marianne scheute sich diesmal nach dem Zustande des Kranken zu fragen; auch nach der Her-

stellung wagte sie nicht, ein erstes Wort an ihn zu richten. So blieben sich die Freunde denn Monate lang stumm.

Im November hatte Goethe zu seiner großen Freude Platens neue Gaselen erhalten, in welcher dieser sich zu freier, selbständiger Benutzung der persischen Dichtform erhoben hatte, wie er es in den Worten aussprach:

> Der Orient ist abgethan;
> Nun seht die Form als unser an.

Er gedachte sich darüber in Kunst und Alterthum auszusprechen, da die Gedichte es verdienten, übertrug die Sache aber, da er sich unwohl fühlte, Eckermann. Die Ghaselen, bemerkte er diesem, forderten eine große Fülle von Gehalt, da der stets wiederkehrende gleiche Reim immer einen Vorrath ähnlicher Gedanken bereit finden wolle. Das gelinge aber nicht jedem wie Platen. Eckermann entledigte sich des Auftrags zu Goethes Zufriedenheit, der später dem Dichter noch einen freundlichen Brief schrieb.

Für die beabsichtigte neue Ausgabe der Werke mußte Goethe auch die Vervollständigung des Divans, wenn vorab auch nur von weitem, in Aussicht nehmen. Er hatte vor kurzem aus einer indischen Sage, welche ihm seit langen Jahren im Sinne lag, eine der ergreifendsten Dichtungen in seinem Paria geschaffen, obgleich jene ganze Weltanschauung ihm fremder war als die heitere persische Dichtung, welche freilich ihren Hauptreiz für ihn schon verloren hatte, da er sich derselben, so weit er es vermochte, ganz bemächtigt, ja man kann sagen sie für sich ausgeschöpft hatte. Und nun war leider auch der Faden, der ihn mit der Suleika seiner Lieder so eng verbunden hatte, augenblicklich abgebrochen. Aber Marianne konnte nicht unterlassen, ihn aufs neue anzuknüpfen, indem sie für die schöne Sendung des Myrten- und Lorbeerkranzes nach einem halben Jahre, am 27. April, ihren Dank aussprach. „Wie kann,

wie soll ich Ihnen erklären, ja mir selbst erklären", schrieb sie, „warum es mir unmöglich war, auf jene Zeilen etwas zu erwiedern, auch nur der Ueberraschung, ja Bestürzung zu erwähnen, die sich meiner bemächtigte! Ja selbst die Gewalt der Täuschung, die mir eine schöne Zeit so nahe stellte, vermochte nicht meine Beschämung zu mindern; und wie sollte ich es ertragen, mit so Herrlichem mich zu schmücken, da die Zeit den schönsten Schmuck versagt, der allein das Haupt der Frauen mit Freude umkränzt. Mögen Sie, Herzenskündiger, sich und mir enträthseln, was in jenen dunkeln Gefühlen mir selbst verborgen liegen mag. Nun hoffte ich immer, gerührt und bewegt, wie ich war, auf einen Brief von dem Freunde, der mich wieder in die Stellung bringen sollte, in der ich nun einmal bin; er kam nicht, und so schwieg ich, und würde noch ferner geschwiegen haben, wenn nicht das böse Gefühl der Undankbarkeit sich immer lauter in mir geregt hätte, und ich am Ende gestehn mußte, daß ich dies lange Schweigen wohl verdient haben möge, und auch wohl, weil ich glaube demüthig zu sein, und es vielleicht nicht bin." Merkwürdig ist es, wie Marianne sowohl hier wie bei dem folgenden Wunsche, vom Freunde zu hören, daß er wieder im Kreise seiner Familie sei und die Reise zu aller Zufriedenheit beigetragen, sich scheut, der überstandenen schweren Krankheit zu gedenken, weil diese ihn auch an deren Ursache erinnern mußte. Dagegen unterläßt sie nicht, des Glückes zu gedenken, das ihr vor sieben Jahren seine Anwesenheit bereitet, nur fehlt jede Andeutung, daß sie selbst wohl einmal ihn in Weimar besuchen könnte, wie sie ihr letzter Brief enthalten hatte. Goethes an seine letzte Sendung anknüpfende Erwiederung geht freundlich auf die von ihr angeregten alten Erinnerungen ein. Aber vor Absendung des Briefes erhielt er noch ein anderes „liebes Blatt" von Mariannen, über das jede weitere Andeutung fehlt, und so eilt er den

liegen gebliebenen Brief fortzuschicken.*) Die Freundin erwiederte sofort, da sie eine größere Reise anzutreten im Begriff stand, die ihr um so vergnüglicher sein werde, wenn er ihrer zuweilen gedenke. Nach ihrer Rückkehr empfing sie einen Besuch Eckermanns; die von diesem angedeutete Absicht des Dichters, Frankfurt zu besuchen, sollte auch diesmal nicht in Erfüllung gehn. Mariannens Reisebericht erfreute den Dichter, noch tiefer fühlte er sich durch ihr so herzlich und schön die Erinnerungen an die Tage ihres Zusammenlebens in Heidelberg verklärendes Gedicht bewegt, das ihn zu seinem Geburtstage begrüßte. Seit einigen Wochen, erwiederte er am 6. Oktober, könne er von Heidelberg nicht weg; jene neubelebten Ruinengärten stünden als Hintergrund aller Pflichtgefühle, aller Geschäfte und Zerstreuungen ihm unwandelbar vor Augen. Bald darauf erfreute er sie mit der neuen Ausgabe seines Werther, welche das tiefgefühlte Gedicht an Werthers Schatten brachte. Das Weihnachtsfest konnte Marianne nicht vorübergehn lassen, ohne die Enkel Goethes mit einer auf den Orient bezüglichen Gabe zu erfreuen, die sie auf neckische Weise einführte. „Der gute Großvater wird gebeten, die sechs Ballen echt persischer Art bis zum entscheidenden Augenblick zu bewahren und sie dann den Kindern zu eigenem Spiel oder als Gabe an kleine Freunde zu überlassen. Ich zweifle nicht, daß diese Ballen, das ehemalige Eigenthum eines Nachkommen des persischen Dichters, den Nachkommen des deutschen Dichters willkommen sind, und bewundere die sonderbaren Schick-

*) Dies geschah, wie die Unterschrift besagt, Jubilate. Freilich war der Sonntag Jubilate damals der 9. Mai, aber das Datum kann sehr wohl die Jubilatewoche bezeichnen. Aus Mariannens Antwort ersehen wir, daß Goethes Brief am Sonntage Cantate ankam (am „Sonntage, der des Menschen Sinn erfreut“, mit Anspielung auf Goethes Versus memoriales); ein Brief von Weimar nach Frankfurt lief auch damals keine ganze Woche.

salswege, wie zu gleicher Zeit ein Muselmann und das Christkindchen einem kleinen Großmütterchen den Auftrag geben, sie dem großen Großvater zu senden. Die angehefteten Sprüche in türkischer, arabischer und persischer Sprache sind leider auf der weiten Reise verloren worden, so auch ein Brief, welcher mit den Worten anfing Zuflucht der Welt, und wahrscheinlich an Sie gerichtet war." Auch deutet sie neckisch auf den Besuch einer Sängerin, dessen sich Goethe bis zum späten Abend erfreut hatte; sie hatte davon wahrscheinlich durch Allwine Frommann vernommen. Daß sie selbst darauf einige Zeit leidend war, bekümmerte den Dichter, der an Willemer schrieb, sie möge ihr Gedicht auf Heidelberg wieder vornehmen, das gewiß auch ihr, wie ihm eine freundliche Stimmung gewähren werde. Gedenke sie seiner, wie er ihrer, so würde sich wohl kein Unterschied des Vergangenen und Gegenwärtigen fühlen lassen.

Auf einen nicht vorliegenden Brief, in welchem Marianne die Furcht äußerte, ihr Christgeschenk, dessen er gar nicht gedacht hatte, habe keinen Beifall gefunden, erwiederte er sofort eigenhändig am 17. Februar 1825: „Gerade das Umgekehrte, allerliebste, liebenswürdigste Marianne, sollten Sie denken! Ihr ganz originelles Geschenk war mir gleich eine höchst gefällige Augenweide und wird es täglich mehr, da die guten muntern Knaben solche bunte Vögel in dem sonnigen Garten hin und her fliegen lassen. Diese Aepfelchen, wenn man sie in die Hand nimmt, erregen sogleich den Wunsch, Kind zu sein. Doch das dauert nicht lange: bleibend aber und immer sich erneuend ist das Verlangen, Sie wiederzusehn, und in redlicher Gegenwart fühlen zu lassen, daß ich unwandelbar sei angehörig Goethe." Zwei Monate später hatte Marianne wieder manches für ihre Verbindung Anziehendes zu berichten. In dieser Zeit sei des Freundes oft mit Liebe gedacht worden, besonders aber

sei sie am letzten Mittwoch (13. April) unaufhörlich mit dem Gedanken an ihn beschäftigt gewesen. Morgens habe sie sich aus dem Musikladen Beethovens herrliche Komposition seines Liedes „Herz, mein Herz, was soll das geben!“ kommen lassen, aber zugleich damit eine recht artige Melodie auf den Ostwind (ihr eigenes Gedicht „Was bedeutet die Bewegung“) und das Divansgedicht Geheimes (III, 18) erhalten. Mittags habe sie seinem alten Freunde Riese wieder manches abgefragt, was zum Verständniß des Dichters und seiner Lieder führe. Als sie Abends nach Hause gekommen, sei sie freudig durch ein von unbekannter Hand unter ihre Serviette gelegtes Petschaft überrascht worden, das Goethes Kopf zeige, begleitet von schönen Versen, die den hohen Werth des Dichters und dessen Anhänglichkeit an die Freundin aussprechen. Sein längeres Schweigen entschuldigt der Dichter am 17. Juni mit der Sorge und Mühe, welche ihm die Ausgabe seiner Werke mache. „Darf ich doch hoffen“, fügte er hinzu, „daß die in Ihr liebes Herz eingeschriebenen Zeilen immer lebendig bleiben, ohne eines neuen Ein- oder Abdrucks zu bedürfen“, womit er auf die ihr gewidmeten Gedichte, besonders im Divan, deutet, welche die neue Ausgabe zuerst in seinen Werken bringen sollten. Zugleich übersandte er eine der auf ihn geprägten Schaumünzen von Bovy in Silber und zwei in Bronze für Riese und einen andern Freund. In dem bald erfolgenden herzlichen Dankbriefe konnte Marianne wieder von einer Erscheinung Hudhuds bei schöner Abendbeleuchtung und herrlichster Aussicht auf einen Hügel hinter Seckbach melden. Als sie den rauschenden Flügelschlag eines Vogels gehört, habe sie sich umgedreht und dort Hudhud gesehen, nicht weit von ihr im Grase sitzend, die Krone entfaltend. Unwillkürlich habe sie gesagt: „Hudhud, fürwahr ein schöner Vogel bist du!*) Da sei er fortgeflogen, sie aber sei

*) Divan III, 12.

überzeugt gewesen, er habe ihr Botschaft angezeigt, und so sei es auch, Goethe möge immer lächeln, wirklich gewesen, da zwei Tage darauf seine Sendung eingetroffen. „Was mich aber vor allem erfreut“, bemerkte sie weiter, „ist, daß Sie mir erlauben, Sie von ganzem Herzen lieb zu haben, welches vielleicht auch ohne Ihre Erlaubniß geschähe, und es Ihnen manchmal sagen zu dürfen, was freilich nicht ohne diese geschehn könnte. Möge mir der Dichter verzeihen, wenn ich dem Freunde einige Augenblicke stehle.“ Durch den nach Berlin reisenden Zeichner Xeller ließ sie nebst herzlichem Ausdrucke ihrer sehnsüchtigen Liebe ihm eine von diesem gemachte Zeichnung des Schlosses von Heidelberg überreichen, die ihn an jenen Ort erinnern möge, der ihr ewig unvergeßlich sein werde. Zum Geburtstage sandte sie einen in ihrer dem Dichter schon seit neun Jahren bekannten Weise zierlichst aufgetrockneten und auf weißes Papier aufgeklebten Blumenkranz, in dessen Mitte die Worte standen:

Zarter Blumen leicht Gewinde
Flecht' ich dir zum Angebinde;
Unvergängliches zu bieten
War mir leider nicht beschieden.

In den leichten Blütenranken
Lauschen liebende Gedanken,
Die in leisen Tönen klingen
Und dir fromme Wünsche bringen.

Worte aus des Herzens Fülle
Sind wie Duft aus Blumenhülle;
Blumen müssen oft bezeugen,
Was die Lippen still verschweigen.

An dem Jubelfeste des 7. November wagte Marianne sich nicht zu betheiligen, was Goethe wohl zu würdigen wußte. Er hatte unterdessen zu Mariannens Versen, die er zu seinem Zwecke am

Schlusse umgestaltete, eine Erwiederung gedichtet, in der Weise der Suleika-Hatem-Lieder; beide, auf die innern Seiten eines Conceptbogens einander gegenübergestellt und mit den Ueberschriften Sie und Er, unten mit der Jahrzahl 1825 bezeichnet, sandte er Mariannen. Durch Rath Schlosser ließ er ihr im Dezember einige Erinnerungen an das glücklich gefeierte Jubelfest zukommen, für welche sie am 18. dankte. „Aus der lieblichen Antwort auf meine Blumenworte", schrieb sie, „glaube ich zu ersehn, daß sie ihre Sendung erfüllt; mögen sie so unvergänglich sein als die ewigen Gefühle*) der Schreibenden." Recht herzlich bittet sie um einige Zeilen, da diese so viel zu ihrer Zufriedenheit beitrügen.

Aber wieder trat ein längeres Schweigen ein, was Marianne den vielfachen Bemühungen zuschrieb, welche ihm die Verhandlung über den Verlag der neuen Ausgabe, und diese selbst machte. Boisserée zeigte sich hierbei als treuer Freund. Schon am Anfange des Jahres war ein genaues Verzeichniß der neuen Ausgabe aufgestellt, deren fünfter Band die Gedichte des Divans „stark vermehrt, wo nicht an Zahl, doch Bedeutung" bringen sollte. Der vom 1. März datirten Ankündigung, deren Erscheinen sich aber verzögerte, war als Druckprobe das Divansgedicht Einlaß (XII, 6) beigegeben. Als Boisserée Mitte Mai von Frankfurt nach Weimar reiste, gab Marianne ihm einen Brief an den so geliebten wie verehrten Freund mit, der, wie sie zu ihrem Schmerze erfuhr, durch körperliche und Gemüthsleiden in letzter Zeit sehr gelitten hatte. „Mit welcher Sehnsucht seh' ich der neuen Ausgabe der Werke entgegen", schrieb sie, „mit welcher Freude werde ich meinen Autor zu ergänzen suchen, um ihn womöglich zu verstehn, um nicht sagen zu müssen: „Denn das Vergangene ruht als ein Räthsel vor

*) Vgl. Goethes Nachtgesang Str. 2, 3. 3, 1.

dir.“ *) Und so will ich es als hohe Vergünstigung achten, wenn der Freund nur von Zeit zu Zeit an die Abwesenden einige Zeilen richtet.“ Als Boisserée bei der Rückkehr auf der Gerbermühle einsprach, konnte er nicht genug von Goethe erzählen. „Die Erinnerung an jene goldenen Tage, die wir dort zusammen erlebt haben, wurde auf das lebhafteste angeregt“, berichtete er an diesen; „die Luft war milde, der Sonnenuntergang auch sehr schön; wir aßen in dem wohlbekannten kleinen Balkonzimmer mit offener Thüre zu Nacht, und tranken unter den besten Gesprächen auf Ihre Gesundheit. Natürlich kam auch die wohlthätige Wirkung einer Reise und der Wunsch des Wiedersehens zur Sprache, und der Alte meinte, Sie sollten sich nicht um Bundes-Privilegien und Gesandten (wegen der Ausgabe seiner Werke) kümmern und sollten sein diogenisches Leben wieder eine Zeit lang mit ihm theilen.“ Goethe hatte ihm zwei Pflänzchen einer Laubmoosgattung, des sogenannten Bryophyllum calycinum, mitgegeben, in welcher er den offenbarsten Triumph seiner Lehre von der Pflanzenmetamorphose erkannte. Da dieser längere Zeit in Wiesbaden blieb, schlug er ihm vor, dieselben „ihrer theuren Müllerin“ zu übergeben, da das immerfort wachsende Lebende ein gar zu hübsches Bild und Gleichniß des Wesens sei, von dem wir uns kein Bild machen sollen, weshalb er sie auch die pantheistische Pflanze nannte. Boisserée sollte andere Blätter von ihm in Stuttgart erhalten. Marianne hatte große Freude an den lebendigen Zeugen des Andenkens des Dichters. Als Boisserée darauf vierzehn Tage auf der Gerbermühle verweilte, wurde viel von Goethe erzählt und in den diesem gesandten sechs

*) Weissagungen des Bakis 16, 1 f.:

Denn selbst das Vergangne
Ruht, verblendete Welt, oft als ein Räthsel vor dir.

Creizenach hat auch jetzt die Stelle nicht bemerkt.

ersten Bogen des neuen Heftes Kunst und Alterthum (V, 3) besonders die Sammlung von Sprüchen und die Aufsätze über Shakespeare und Plato mit großem Antheil gelesen und besprochen.

Der Dichter hatte unterdessen die Handschrift der fünf ersten Bände der neuen Ausgabe, mit Ausnahme der Helena, vollständig zusammengestellt und durchgesehen, wobei seine Gedanken häufig auf Mariannen und die schönen Tage des Jahres 1815 fielen, die ihm ein so heiter anmuthiges, von aller verzehrenden Glut freies Liebesleben geschenkt hatten. Schon in den dritten Band hatte er mehrere ursprünglich an Mariannen gerichtete kleine Gedichte, Ideale, Ländlich (3) und Räthsel, aufgenommen. Der vierte brachte unter den Inschriften, Denk- und Sendblättern das Gedicht an Geheimrath von Willemer von 1815 (19) mit der Bemerkung: „Als ich eine Zeit lang im Orient hauste, liebte ich, meine Gedichte mit goldblumigen Verzierungen einzufassen; dies geschah denn auch an diesem Gedichte, dem geprüften Freunde Geheimrath von Willemer gewidmet", dann die Mariannen gewidmeten Der vollkommenen Stickerin (27), Portraitkapseln (28, das Gedicht „Eine Schachtel Mirabellen"), Myrte und Lorbeer (42), Irrthum (67). Bei diesen Gedichten waren die Bezüge angedeutet, bei 42 bemerkt, der Kranz sei „Symbol eines wie Hatem und Suleika in Liebe verbundenen Paares" gewesen. Eine besondere Reihe bildeten die kleinen Gedenkverse unter dem Titel Rhein und Main (82—96). Wenn es dort heißt: „Freunde werden sich daran gern erinnern", so galt dies besonders den Freunden der Gerbermühle, ja „die Einsiedler am Flusse", welche der Herzog und die Herzogin von Cumberland in der Nacht auf den 16. August (1815) besuchten, waren Goethe und Willemer. Die Gedichte des Divans waren stark vermehrt worden, aber auch diesmal blieben noch manche absichtlich oder zufällig zurück. Zwei Gedichte waren aus

den Noten und Abhandlungen jetzt eingerückt, mehr als vierzig neue hinzugekommen. Im Buche des Sängers war nur das Gedicht Zwiespalt hinter Liebliches getreten, so daß die beiden das Auge erfreuenden Erscheinungen vorangehen. Die kleine Schlußstrophe „Thut ein Schilf sich doch hervor", die ursprünglich gleichsam als Nachwort die Mitte der Rückseite eines Blattes eingenommen, trat jetzt im Drucke ziemlich ungehörig an den Anfang eines neuen Blattes, obgleich sie keine Ueberschrift trug. Zum Schlusse des Buches Hafis war das aus den Noten und Abhandlungen herübergenommene Gedicht an Hafis verwandt. Das Buch der Liebe erhielt einen Vorspruch; auf das erste Lied Musterbilder folgte als Noch ein Paar die früher in den Noten und Abhandlungen gegebenen Verse: „Ja, Lieben ist ein groß Verdienst!"; neu waren die ohne Ueberschrift aufgenommenen Verse: „Ja, die Augen warens, ja der Mund" (4), „Liebchen, ach im starren Bande" (8), und die sonderbar dem Liede Ergebung zugegebene nach Hafis gedichtete Strophe: „Eine Stelle suchte der Liebe Schmerz", von denen allen wir die Entstehungszeit nicht kennen. Vor dem Buche der Betrachtungen findet sich ebensowenig wie vor den folgenden ein Vorspruch hinzugefügt; auch sind hier ebensowenig wie sonst die fehlenden Ueberschriften zugesetzt. Neu hinzugetreten sind die Gedichte: „Den Gruß des Unbekannten ehre ja!", „Haben sie von deinen Fehlen", „Märkte reizen dich zum Kauf", „Wie ich so ehrlich war", „Frage nicht, durch welche Pforte", „Woher ich kam? Es ist noch eine Frage" und „Es geht eins nach dem andern hin" (7—13), von denen eines im Jahre 1815, ein anderes 1818 gedichtet ist, eines durch die Versform als Divansgedicht sich ergibt, die übrigen auch anderswo unter Goethes Gedichten hätten eine Stelle finden können. Weiter sind neu „Das Leben ist ein schlechter Spaß" (15), verwandt mit dem folgenden, die beiden „Die

Jahre nehmen dir, du sagst, so vieles" und „Vor den Wissenden sich stellen" (17. 19) aus ungewisser Zeit, die gleichfalls nichts Morgenländisches an sich haben. Im Buch des Unmuths sind hinzugekommen „Sich selbst zu loben ist ein Fehler" (13), vom 5. Januar 1816, „Sonst wenn man den heiligen Koran citirte" (16), wohl aus späterer Zeit, wie auch die Schlußstrophe, die Timur spricht überschrieben ist, wogegen die vorhergehende früher den Schluß bildende jetzt die Ueberschrift Der Prophet spricht erhalten hat. Der Zahl nach hat die meisten Zusätze das Buch der Sprüche erhalten. Nach den fünf auch früher die erste Seite bildenden Sprüchen sind auf vier Seiten zehn neue eingeschoben, größtentheils aus den den Wanderjahren vorgesetzten Blättern, von S. 8 „Was wird mir jede Stunde so bang", dann der erste und letzte von S. 5, „Prüft das Geschick dich" und „Noch ist es Tag", auf einer neuen Seite der zweite daselbst, „Was machst du an der Welt", dann zwei noch ungedruckte, „Wenn der schwer Gedrückte klagt" und „Wie ungeschickt habt ihr euch benommen"; endlich der erste und dritte Spruch auf der folgenden Seite der fünften der Wanderjahre entnommen sind; der mittlere „Gutes thu rein aus den Guten Liebe", war noch unbekannt. Nur einer von allen diesen Sprüchen deutet bestimmt auf den Orient. Auch die drei Gedichte, welche den Schluß des Buches bilden, sind neu hinzugekommen, das Gespräch zwischen dem Vertrauten und dem Vezir, vom 12. Januar 1816, und die Sprüche „Schlimm ist es, wie doch wohl geschieht" und „Wisse, daß mir sehr mißfällt", deren Entstehungszeit nicht sicher zu bestimmen. Auch eine Umstellung findet sich; denn „Was klagst du über Feinde" (14) stand ursprünglich zwischen fünf zweiversigen Sprüchen als sechster des Buches. Eine Vermehrung des Buches des Timur war dem Dichter nicht gelungen. Unbedeutend sind die Vermehrungen, welche das so reiche und

glänzende Buch Suleika erfahren; es sind nur drei kleinere Stücke „Mag sie sich immer ergänzen“ (28), Buch Suleika (35) und „Laß den Weltenspiegel Alexandern“ (51), die wohl sämmtlich der schönen Liebeszeit von 1815 angehören. Goethe hütete sich diesem Buche irgend etwas aus späterer Zeit hinzuzufügen, weil er den Ton zu verfehlen fürchtete. Zum Buche des Schenken kamen vier Lieder hinzu; das jetzt den Schluß bildende ist vom 21. Juli 1818, die drei übrigen „Du kleiner Schelm“ (15), „Was in der Schenke waren heute“ (16) und „Denk, o Herr, wenn du getrunken“ (22), gehören wohl früherer Zeit an; das zweite ist eine Umbildung einer Ghasele des Hafis und das dritte klingt an diesen an. Wenn das zweite auch, noch ehe der Divan ausgegeben war, in Kunst und Alterthum VI, 1 erschien, so deutet dies nicht im geringsten darauf, daß es erst eben entstanden sei, nur darauf, daß der Ton des Hafis in dieser Ghasele Goethe besonders gefiel. Bloß zwei neue Stücke erhielt das Buch der Parabeln, von denen das eine, „Zum Kessel sprach der neue Topf“ am 5. September 1818 gedichtet ist, die Entstehungszeit des andern „Zerbrach einmal eine schöne Schal“ (3), das, wie sonst nur das letzte Gedicht dieses Buches, eine Ueberschrift hat, nicht feststeht. Zu einer Vermehrung des Buches des Parsen wares nicht gekommen; den schönsten Zuwachs hatte das Buch des Paradieses durch fünf Lieder (1. 4—7) erhalten, von denen die vier letzten nachweislich 1820 gedichtet sind, möglicherweise auch das einleitende.

Als Goethe die Vervollständigung des Divans unternahm, war er durch die neue Ausgabe seiner Werke so in Anspruch genommen, daß er ihr nicht die gehörige Sorgfalt zuwenden konnte. So blieben acht Bücher noch immer ohne Vorspruch und auch die so vielen Liedern fehlenden Ueberschriften wurden nicht ergänzt, obgleich eine Gleichmäßigkeit in solchen freilich nebensächlichen Dingen

Jahre nehmen dir, du sagst, so vieles" und „Vor den Wissenden sich stellen" (17. 19) aus ungewisser Zeit, die gleichfalls nichts Morgenländisches an sich haben. Im Buch des Unmuths sind hinzugekommen „Sich selbst zu loben ist ein Fehler" (13), vom 5. Januar 1816, „Sonst wenn man den heiligen Koran citirte" (16), wohl aus späterer Zeit, wie auch die Schlußstrophe, die Timur spricht überschrieben ist, wogegen die vorhergehende früher den Schluß bildende jetzt die Ueberschrift Der Prophet spricht erhalten hat. Der Zahl nach hat die meisten Zusätze das Buch der Sprüche erhalten. Nach den fünf auch früher die erste Seite bildenden Sprüchen sind auf vier Seiten zehn neue eingeschoben, größtentheils aus den den Wanderjahren vorgesetzten Blättern, von S. 8 „Was wird mir jede Stunde so bang", dann der erste und letzte von S. 5, „Prüft das Geschick dich" und „Noch ist es Tag", auf einer neuen Seite der zweite daselbst, „Was machst du an der Welt", dann zwei noch ungedruckte, „Wenn der schwer Gedrückte klagt" und „Wie ungeschickt habt ihr euch benommen"; endlich der erste und dritte Spruch auf der folgenden Seite der fünften der Wanderjahre entnommen sind; der mittlere „Gutes thu rein aus den Guten Liebe", war noch unbekannt. Nur einer von allen diesen Sprüchen deutet bestimmt auf den Orient. Auch die drei Gedichte, welche den Schluß des Buches bilden, sind neu hinzugekommen, das Gespräch zwischen dem Vertrauten und dem Vezir, vom 12. Januar 1816, und die Sprüche „Schlimm ist es, wie doch wohl geschieht" und „Wisse, daß mir sehr mißfällt", deren Entstehungszeit nicht sicher zu bestimmen. Auch eine Umstellung findet sich; denn „Was klagst du über Feinde" (14) stand ursprünglich zwischen fünf zweiversigen Sprüchen als sechster des Buches. Eine Vermehrung des Buches des Timur war dem Dichter nicht gelungen. Unbedeutend sind die Vermehrungen, welche das so reiche und

[illegible]

[illegible]

gefordert werden durfte. Bei genauerer Betrachtung der noch ungedruckten Lieder wären auch wohl noch einige zur Aufnahme gelangt. Auch in der Anordnung hätten manche Verbesserungen erfolgen können, wie es z. B. auffällt, daß die erst im Buche Suleika eingeführte Geliebte schon am Schlusse zweier vorhergehenden Bücher auftritt. Eine Veränderung war nur IX, 14 eingetreten, auch für die Verbesserung der Druckfehler gesorgt.

Unmöglich konnte Marianne diesmal Goethes Geburtstag ohne Glückwunsch und Geschenk vorübergehn lassen, obgleich wir keine Kunde davon haben. Am 24. Oktober sandte ihr Goethe ein buntgesticktes Ohrkissen, das er mit den auf eine goldgeränderte Karte deutsch geschriebenen Versen begleitete:

Nicht solls von Ihrer Seite kommen,
Sobald es einmal Platz genommen.
Mich denkend, sieh es freundlich an,
Mich liebend, lehne dich daran.*)

Auch lagen Blätter von Bryophyllum calycinum bei. Nach Creizenach erfolgte bald darauf, wahrscheinlich am 12. November, die dichterische Anweisung zu ihrer Behandlung:

Was erst still gekeimt in Sachsen,
Soll am Maine freundlich wachsen;
Flach auf guten Grund gelegt,
Merke, wie es Wurzel schlägt!
Dann der Pflänzlein frische Menge
Steigt in lustigem Gedränge.
Mäßig warm und mäßig feucht
Ist, was ihnen heilsam däucht.
Wenn dus gut mit ihnen meinst,
Blühen sie dir wohl dereinst.**)

---

*) Im Chaos Nummer 3 (1829) ist das Gedicht vom 19. datirt.

**) Creizenach fand die Verse nicht vor. Von Loeper setzt sie in den September.

Marianne erwiederte am 26.: „Wie soll ich Ihnen, mein innigstverehrter Freund, für die neuen Beweise Ihres wohlwollenden Andenkens meinen Dank aussprechen! Läge doch in meinen Worten all der Zauber und die Anmuth, die sie entbehren.“ Deshalb nehme sie zu fremder Kunst ihre Zuflucht und sende ihm eine Lithographie nach einem dortigen Carton. „Wie es mit jenen kleinen grünen Blättern gehalten wird, möge beikommendes kleines rothes Blättchen berichten, von dem sehr zu wünschen wäre, daß eben so reicher Stoff zur Verbreitung und Ausbreitung in seinen Keimen verborgen läge.“ Die Beilage lautet:

Jene Blätter, die in Sachsen
Still gekeimt durch Deine Hand,
Auf der Mühle hoch gewachsen,
Drängen sich um Luft und Sand.

Jener liebe Freund aus Schwaben,
Der Dich zu besuchen kam,
Rühmte sich, von Dir zu haben,
Was er mit ins Wiesbad nahm.

In den nassauischen Staaten
Pflanzt' er sie am schönen Rhein,
Und wie herrlich sie gerathen,
Bracht er sie mir an den Main.

Aber die Du selbst gesendet,
Leg' ich selbst auf guten Grund;
An den Blüthen, die sie spendet,
Werde treue Pflege kund.

Marianne schließt mit dem Wunsche: „Gott erhalte Ihnen Gesundheit und Heiterkeit zu Ihren jetzigen Geschäften, und mir Ihre Liebe und Ihr Andenken, welches ich mit dankbarem Gefühl zu würdigen und in treuem Herzen zu bewahren weiß“, und der Versicherung, daß sie „bleibe, gestern morgen und heute“ die Seine,



mit Nachbildung der von Goethe in Dichtung und Wahrheit aus Rousseau angeführten Redeweise heute, morgen, übermorgen, ja sein ganzes Leben.

Wie fern dem Dichter damals die Stimmung lag, welche ihm den Divan eingegeben, zeigt Eckermanns Bericht vom 12. Januar 1827. Als Frau Eberwein sein Lied um Mitternacht, Lieder aus seiner Fischerin u. a. gesungen hatte, bat Goethe noch um einige Lieder seines Divans nach der Komposition ihres Gatten, unter denen die Stelle „Jussufs Reize möcht' ich borgen" (VIII, 19, 8 f.) und Mariannens „Ach um deine feuchten Schwingen" ihm besonders gefielen. Nach Entfernung der Gesellschaft bemerkte er gegen Eckermann: „Ich habe diesen Abend die Bemerkung gemacht, daß diese Lieder des Divans gar kein Verhältniß mehr zu mir haben. Sowohl was darin orientalisch als was darin leidenschaftlich ist, hat aufgehört in mir fortzuleben; es ist wie eine abgestreifte Schlangenhaut am Wege liegen geblieben. Dagegen das Lied um Mitternacht hat sein Verhältniß zu mir nicht verloren, es ist von mir noch ein lebendiger Theil und lebt mit mir fort." Dennoch regte sich das Gefühl der schönen Zeit seiner Suleikaliebe und die herzliche Verehrung der künstlerisch begabten, anmuthig heitern und tief gemüthlichen Frau noch innig in seiner Seele. Die chinesische Dichtung war es, die ihn nach Vollendung seiner Helena anzog und ihm im Sommer seine chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten eingab.*) Auch ließ er sich von den lieblichen Gestalten indischer Einbildungskraft gern anziehen, wie sehr ihm Indiens „leidige, hochmüthige Frömmlinge" und seine „vielköpfigen, vielarmigen Götter" widerstehn mochten. Die persische Dichtung wußte er als eine aus dem Volke und seiner Entwicklung

*) Erläuterungen der lyrischen Gedichte III, 691 f.

hervorgegangene Entfaltung des in der menschlichen Natur liegenden poetischen Geistes zu schätzen, so daß er keinen Anstand nahm, in sein neuestes Heft Kunst und Alterthum VI, 1 die Uebersetzung zweier Gedichte von Seid Ahmidi Hatifi Isfahàni in der Kassidenform aufzunehmen.

Mit Mariannen dauerte die Verbindung ununterbrochen fort, wenn er auch nur wenige dichterische Grüße ihr zukommen ließ, wie sie selbst damit zurückhielt: das heitere Ergehen in Liebesscherzen war zunächst vorüber, obgleich die herzliche Innigkeit sich in anmuthigem Austausch erhielt. Aus dem Anfange des Jahres 1827 fehlen uns wohl nicht allein die zwei Briefe, auf welche sich Goethes Erwiederung vom 23. Juni bezieht. Eine Woche später empfahl dieser ihr das eberweinsche Ehepaar, das von jeher das Fundament seiner musikalischen Hausübungen gewesen. „Nun aber will ich ihnen gönnen, daß sie meine Lieben am Main an schönen Abendstunden besuchen und eine Ahnung fühlen mögen des Glücks, das ich dort während herrlicher Tageszeiten genossen. Möge auch Ihnen die Erinnerung davon recht voll und reichlich zurückkehren, wenn Sie einiges aus dem Divan vortragen hören, besonders wünschte ich, daß die feuchten Schwingen recht freundlich um Ihre Ohren säuselten.“ Zum Geburtstage, den einst mit dem allverehrten Dichter verlebt zu haben Mariannen wahrhaft beglückte, fehlte es weder an einem herzlich zutraulichen Glückwunsch, noch weder an einer freundlichen Sendung der ihm so lieben Artischocken und der sich jährlich als „Apostel“ einstellenden zwölf Rheinweinflaschen. Als sie bald darauf einen unglücklichen Mann seiner Fürsprache empfiehlt, spricht Marianne ihre Freude über die Verherrlichung jenes Tages durch den Besuch des Königs von Baiern aus, der ihm selbst das Großkreuz seines Verdienstordens gebracht hatte. „Willemer wünscht Glück zu dem neuen Orden, und ich gelobe treue Anhänglichkeit

dem alten (dem ihm 1815 geschenkten Sonnen- und Mondorden)." Die Aeußerung seiner erkenntlichen Freude über die „kostbaren küchlichen und kelterlichen Gaben" schließt er mit den Worten: „Da wir nun aber, Dank sei es dem guten Geschicke, auf dieser, besonders in gegenwärtigen schönen Herbsttagen höchst erfreulichen Erde zusammen wandeln, so lassen Sie uns in Treue und Liebe auch fernerhin verharren und von Zeit zu Zeit freundliches Wort und Gabe, wie es die Veranlassung gibt, wechselseitig mittheilen." Bei einer wiederholten Sendung von Artischocken spricht Marianne anmuthig ihren Dank aus für das Wohlwollen, mit welchem er sich für ihren so bedrängten Schützling verwandt, diesem Erheiterung und Trost gewährt. „Ich empfinde Ihre Güte und Liebenswürdigkeit mit inniger und herzlicher Freude, und würde früher gleich geschrieben haben, wenn ich mich nicht zu bescheiden wüßte. — Mit Antheil und Freude lesen wir die Zusicherung Ihres Wohlseins und hoffen in Ihren nächsten Briefen die Bestätigung. Willemer empfiehlt sich Ihnen und trägt sich stets mit Plänen, Sie einmal wieder zu sehn; ich erwarte still und ruhig, ob das Geschick mir dies Glück gewähren kann, und bleibe unverändert die Ihrige."

Unterdessen waren die beiden ersten Lieferungen der Taschenausgabe von Goethes Werken, jede aus fünf Bänden bestehend, erschienen; der fünfte Band hatte die Gedichte des Divans, nicht ohne neue Druckfehler, der sechste die Noten und Abhandlungen gebracht; die letztern hatten nur zwei Veränderungen erlitten, die nöthig geworden, weil zwei Gedichte aus ihnen herausgenommen und in den Divan selbst versetzt worden waren. Auffallen kann es, daß Goethe kein Exemplar seiner Suleika sandte. Marianne hörte wohl zuerst von andern, daß das Gedicht an Willemer darin Aufnahme gefunden, da ihr Gatte auf die Oktavausgabe unterzeichnet hatte, welche sich verspätete. Ihre Bescheidenheit ließ sie zunächst des

Erscheinens der neuen Ausgabe gar nicht gedenken. Endlich aber konnte sie doch nicht unterlassen, ihrem Dank und ihrer Freude Ausdruck zu geben, als sie am 9. Dezember eine Schachtel aus dem Vermächtnisse von Goethes altem Freunde Riese zu übersenden hatte, die sie am vorigen Tage mit Goethes Adresse erhalten. Riese, der als Jugendgenosse Goethes von Mariannen auf das liebevollste gehegt worden, war schon am 21. September gestorben, aber sie wagte nicht die Nachricht von dessen Tode Goethe zu schreiben, ehe sie die ihr in Aussicht gestellte Sendung erhalten hatte. „Die für uns schmeichelhaften und rührenden Beweise Ihres Wohlwollens in der neuen Ausgabe Ihrer Werke", schreibt sie, „haben uns die lange Geduld und getäuschte Hoffnung vergütet, womit Herr Cotta die Abonnenten der Velinausgabe auf die Probe stellt; denn nicht genug, daß sie bis zur zweiten Lieferung warten mußten, sendet er nun diese ohne die ersten fünf Bände, und wenn ich nicht ein Exemplar der andern Ausgabe gelehnt hätte, so wäre ich um die Freude, Bekanntes und Unbekanntes, Anvertrautes und Errathenes mitzufühlen und zu deuten, noch eine geraume Zeit betrogen worden. Wie wunderbar sprechen mich die wohlbekannten Strophen unter so vielen mir fremden an, und wie vieles Verschwiegene gewann dadurch an Bedeutung!" Besonders ergreifen mußten sie die hier zum erstenmal erschienenen Gedichte Elegie und Aussöhnung, die von der glühenden Leidenschaft und der schweren Entsagung des alten Freundes so mächtig zeugten, dann die Verse an Frau von Szymomovska, die kleinen Gedichte aus Marienbad und so manche Strophen und Gedichte an ältere und jüngere Frauen, in welchen sie ihren Dichter so ganz wiedererkannte. Sie fand hier die reichste Fülle für die Ausdeutungskunst, welche sie so lange an den Werken ihres Dichters geübt, der ihr durch alle diese ausgesprochenen und geahnten persönlichen Beziehungen

nur noch lieber wurde, ohne daß ein bitterer Tropfen der Eifersucht ihr die Freude vergällt hätte. Wußte sie ja, daß ihr Verhältniß zu Goethe nur ein anmuthiges Spiel des Dichters gewesen, der herzlichen Antheil an ihr genommen und, wenn seine innige Neigung einmal in Leidenschaft auszubrechen gedroht, sich bald gefaßt hatte, ja ihr feiner Sinn ahnte vielleicht, daß eben die Gefahr, welche er für sich fürchtete, ihn mitbestimmt hatte, Frankfurt nicht wiederzusehn. Auch an den neuen Xenien, in welchen sich des Dichters Unmuth, aber zugleich seine reine Erfassung der Welt ausspricht, nahm sie vollen Antheil.

Ihrer Bitte, Willemers Enkelin Röschen Scharff, die seit drei Jahren das Bett gehütet hatte, Weihnachten durch ein kleines Bildchen mit Zeilen seiner Hand zu erfreuen, willfahrte Goethe gern. In dem begleitenden Briefe äußert er in Bezug auf Rieses Vermächtniß: „Schön war es und völlig in seiner alten treuen Art, daß er sein Vermächtniß durch Ihre Hand gehn läßt; er spricht dadurch rührend aus, was Sie ihm waren, und was Sie mir sind. Und so bleibe es auch fortan!“ Er vertraut ihr, daß er nur zwei seiner ihm dadurch zugekommenen Jugendbriefe aufbewahrt habe, in denen man endlich ein freieres Umherblicken und Aufathmen des jungen Menschen gewahr werde, wenn sich auch bei heiterm innern Trieb und einem löblich geselligen Freisinn noch keine Spur von woher und wohin, von wo aus und wo ein zeige. „Deshalb auch einem solchen Wesen gar wundersame Prüfungen bevorstanden. Sie können selbst davon einiges Zeugniß abgeben, doch werden Sie ihm deshalb nicht Feind geworden sein.“ Diese Worte können sich nur auf die Kenntniß seines Jugendlebens aus Dichtung und Wahrheit beziehen. Die Aeußerung: „Es verdrießt mich, daß ich dem Wunsche des Freundes nicht zuvorkam. Einleitung ist deshalb getroffen, und ich darf erwarten, daß irgend

eine Epoche zum Gelingen Gelegenheit gebe", scheint sich auf Willemer zu beziehen, und zwar sollte man glauben, daß dieser den Wunsch geäußert, seines Verweilens auf der Gerbermühle genauer gedacht zu sehn, was Goethe vielleicht für die Annalen sich vorgesetzt hatte, wo es freilich auch nicht in einer Willemer ganz genügenden Weise geschah. Das beigefügte „bildliche und reimliche Grüßlein zum neuen Jahr" war am kürzesten Jahrestage für Frau von Mandelsloh gedichtet worden. Goethe legte es der Freundin als sein Neuestes bei. Erst nach einiger Zeit konnte Marianne erwiedern; denn sie wurde von einer Unpäßlichkeit befallen, die ihre Nerven so verstimmte, daß sie in der Aufregung auf unbescheidene Weise ihr Dankgefühl zu äußern fürchtete. „Wenn ich bedenke", schrieb sie, „mit welchem Vertrauen ich mich an Sie wenden darf, wie gütig Sie auf meine Anliegen geantwortet, meine Bitten erfüllt haben, so beseligt mich der Gedanke, daß sich mir in spätern Tagen Ihre Neigung bewährte, die ich mit herzlicher Liebe und Treue vergelten möchte." Sie gedenkt der Rührung und des Erstaunens, womit Röschen Goethes Bildchen empfangen, wie herzlich sie gedankt und wie freudig sie noch seiner Freundlichkeit bei dem Besuche vor zwölf Jahren gedenke. „Wie oft sprechen wir von jener Zeit! sie fragt auch wohl: „Nicht wahr, Goethe hat dich recht lieb gehabt?" Und ich antworte: „Ich glaube, er war mir gut und ist es noch." Die schönen Strophen: „Nachts, wenn gute Geister schweifen", weiß sie auswendig, und sagt sie mir oft." Mariannen hatten die im vierten Bande in der sechsten Abtheilung der zahmen Xenien gelesenen Verse so wohl gefallen, daß sie dieselben der Kranken vorlas.*)

---

*) Ein Irrthum Creizenachs ist es, wenn er auch noch in der zweiten Auflage meint, Goethe habe dieses Gedicht dem vorigen Briefe beigelegt.

Ende April sandte Goethe ihr eine schöne gestickte Wochentafel (Agenda); in das Fach des Donnerstags, der in der laufenden Woche auf den 1. Mai fiel, hatte er seine Visitenkarte gesteckt, und so auf heiter neckische Weise bezeichnet, wie gern er die Freundin besuchen möchte. „Wenn Sie wüßten, wie unschätzbar mir jeder Beweis Ihres Andenkens ist, und wie mich Ihre Güte rührt und beschämt!" erwiederte sie am 15. Mai. „Nur die Tage Ihrer schriftlichen Besuche sollen auf der zierlichen Tafel bezeichnet werden; unter allen wird der Tag Ihrer Ankunft der schönste sein." Einen Monat später traf den Dichter der Verlust des Großherzogs, mit dem er länger als ein halbes Jahrhundert in treuinnigster Verbindung gestanden. Auf dem Schlosse Dornburg dichtete er am 25. August beim aufgehenden Vollmond das rührende Liebeslied:

Willst du mich sogleich verlassen?
Warst im Augenblick so nah.
Dich umfinstern Wolkenmassen,
Und nun bist du gar nicht da.

Doch du fühlst, wie ich betrübt bin,
Blickt dein Rand herauf als Stern,
Zeugest mir, daß ich geliebt bin,
Sei das Liebchen noch so fern.

So hinan denn! Hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch schneller, schneller,
Ueberselig ist die Nacht.

Sandte Goethe auch das Gedicht zuerst an Zelter, der ihm seine Töne leihen möge, so ist es doch unzweifelhaft, daß er bei diesem Liede sich Mariannens erinnerte; hatten sie ja zu Heidelberg sich versprochen, beim Vollmonde einander zu gedenken. Willemer und Frau hatten ihm ohne Zweifel ihre Reise in die Ostschweiz ange-

zeigt. Dieser Brief fehlt, wie derjenige, welcher bei Uebersendung von Artischocken ihre Rückkehr meldete, und andere Briefe und Gedichte. So lag es denn dem Dichter nahe, bei dem Vollmond, den er in seiner Zurückgezogenheit in Dornburg erlebte, der eben auf der Reise begriffenen Freundin zu gedenken. Deshalb schrieb er noch, als er am 23. Oktober das Lied in seiner Handschrift*) übersandte: „Mit dem freundlichsten Willkomm die heitere Anfrage: wo die lieben Reisenden am 25. August sich befanden? und ob sie vielleicht, den klaren Vollmond beachtend, des Entfernten gedacht haben? Beikommendes gibt von seiner Seite das unwidersprechlichste Zeugniß. Vernehm' ich hierauf das Nähere, vielleicht auch erhalt' ich einen Auszug aus dem umständlichern Tagebuch, so erwiedere noch manches. Besonders vielfachen Dank für die so reichlich gespendeten Stachelfrüchte. Begleitet von allen dornfreien Gefühlen, die besten Wünsche!" Marianne erwiederte, auf der ganzen Reise sei Goethe der stete Begleiter der Reisenden gewesen, die oft lebhaft gewünscht, ihn an ihrer Seite zu haben. Am ausführlichsten berichtet sie über den 25. August. Im Silberlicht des Mondes, den sie leider nicht aufgehn gesehen, seien sie durch Freiburg gewandelt. „Nach Hause gegangen, blieb ich noch lange Zeit auf dem Balkon, und ließ jenes unvergleichliche Mondlied dem Gefühl und den Worten nach in meiner Seele anklingen. Ich erinnerte mich jener Zeit, wo ich es Ihnen so oft gesungen, und fühlte „jeden Nachklang froher und trüber Zeit". Hätte ich ahnen können, wie in diesem Augenblicke wirklich „des Freundes

*) Das Ausrufungszeichen hinter der Ueberschrift „Dem aufgehenden Vollmonde", das doch wohl kein Druckfehler sein wird (es findet sich auch noch in der zweiten Auflage), ist als Erinnerung an Mariannen recht bezeichnend. Ueber das Gedicht selbst vgl. die Erläuterungen III, 368 f.

Auge mild über meinem Geschick"*) weilte, ich würde gern mit ihm gerufen haben: Ueberselig ist die Nacht!" Auch auf dem Schlosse zu Heidelberg habe sie wieder guter Zeiten gedacht. Willemer hielt ihm launig den „schönen Traum" einer gemeinsamen Reise im nächsten Sommer vor, wozu es nur der Beistimmung des Freundes bedürfe. „Meine Frau ist ein Engel ohne Flügel in ihrem Hauswesen, aber ein Engel mit Flügeln, wenn sie reist. Daß wir doch eine solche Reise zusammen machen könnten, Sie und Marianne in einer leichten Chaise und Ihr Bedienter mit drei Pferden, ich und mein Bedienter in einer noch leichtern mit zwei Pferden."

Goethe ruhte nicht, bis Marianne ihm ihre Reiseroute nebst Tagebuch mitgetheilt hatte, da es ihn freute, wenn auch so spät, ihren Spuren folgen zu können. Von Frankfurt erfolgten die freundlichsten Sendungen und die anmuthig dringlichsten Einladungen, die freilich Goethe nicht zu dem Wagniß verleiten konnten, im nächsten Sommer seinen Garten am Park zu verlassen. Da seine Gedanken sich lebhaft der Gerbermühle zuwandten, so konnte er auch nicht die Frage unterlassen, „ob die so seltsam sich vermehrende Pflanze noch am Leben geblieben und durch ihre Gegenwart auch der abwesenden Freunde fortdauerndes Leben, Wirken und Lieben täglich vor Augen stelle". Noch mehr würde es ihn freuen, wenn sie, was beim dortigen Klima wohl geschehn müßte, zur Blüte gekommen. „Vernehm' ich, daß man sich aus den letzten Lieferungen meiner Werke**) etwas besonders hätte zueignen können, so wird es demjenigen wohlthun, der durch diese Bemühungen ganz allein noch

*) Aus Goethes angezogenem Liede an den Mond, wie auch S. 159 Z. 2 v. u.

**) In der Taschenausgabe waren zu Ostern B. 21 bis 25 erschienen, von denen die drei ersten die Wanderjahre enthielten.

mit entfernten Freunden eine herzlich geistreiche Verbindung lebendig erhalten kann. Wie denn unter meine mäßigen Wünsche auch der gehört, daß ich ein vollständig-anständiges Exemplar nach Verlauf weniger Termine den geliebten und verehrten Freunden zum Andenken hinstellen könne." Marianne hatte an der neuen Bearbeitung der Wanderjahre großen Antheil genommen. Hier erst war die Entwicklung des Verhältnisses zwischen dem Major, Hilarien und Flavio ausgeführt, während sie in der ersten Bearbeitung mit II, 3 abbrach.*) Der Erwähnung von Willemers Absicht, mit ihr den Comersee und die borromäischen Inseln zu besuchen, fügte sie mit Bezug auf den Roman (II, 8) die launige Bemerkung hinzu: „Vielleicht bin ich so glücklich, Hilarien und ihre Begleiter dort zu treffen; vielleicht, daß mir Wilhelm einiges über seine interessante Wittwe vertraut. Wie viel hätte ich nicht zu fragen, was man schreibend weder verlangen noch gewähren kann. Sie würden vielleicht über mich lachen, wenn Sie wüßten, mit welcher Genauigkeit ich auf alle Beziehungen und Andeutungen merke, die dazu helfen können, den Dichter in seinen Werken kennen und verstehn zu lernen; und da sich nicht leugnen läßt, daß er die Feder in sein Herzblut taucht, so ist bei allem Mitleid, das man für den innig geliebten Freund und seine Herzenswunden hat, doch die Ungewißheit kaum zu ertragen, mit der man sich abmüht zu errathen, wann, wie und durch wen sie ihm geschlagen wurden." Marianne,

*) Es ist ein seltsamer Irrthum, wenn Creizenach Mariannens Aeußerung, der herzliche und liebevolle Inhalt von Goethes Brief sei ganz geeignet gewesen, sie über den vielleicht nur scheinbaren Undank eines Mädchens zu trösten, dem sie herzlich gut gewesen und wohl auch noch sei, auf Hilarien bezieht, der doch Marianne unmöglich wegen Undanks gegen den Major zürnen konnte, vielmehr mußte sie an dieser ganz reinen Antheil nehmen. Jenes junge Mädchen war, wie wir entschieden gegen Creizenach behaupten müssen, eine wirkliche Person.

die schon so lange in den Werken ihres Dichters den äußern Veranlassungen nachgespürt und darüber wohl manches erkundet, und sich überzeugt hatte, daß bei allen seinen leidenschaftlichen Darstellungen etwas Wirkliches zu Grunde liege, mußte auch glauben, bei der Verirrung des Majors zu Hilarien und bei dessen Entsagung habe etwas Aehnliches in Goethes Leben vorgeschwebt, und woran konnte man hier eher denken als an ein Verhältniß zu Ulriken, der er, wie man sagte, Herz und Hand geboten haben sollte! Man könnte dieses halbe Abfragen unzart finden, aber Marianne fühlte sich getrieben, in den Werken des Dichters seine innersten Lebensbezüge zu entdecken, und daß er viel geliebt habe, verdachte ihm Suleika so wenig, daß sie in seinem ganzen Leben die reine Entwicklung einer ganz einzigen, tief angelegten Natur erkannte. Unmittelbar darauf fährt sie fort: „Was ich mir von Paradiesesquellen [aus den Gedichten, besonders dem Divan] aneignen durfte und wiederholt aneigne, erfrischt und erquickt mein Leben und erhebt mich in mir selbst; ich danke dem Geschick für diesen Glanzpunkt meines Daseins, der ohne bittere Zugabe, rein und unvermischt meine späten Lebenstage zu erhellen vermag; dies ist ein Geschenk des Himmels weit über mein Verdienst.“ Von ihrem Bryophyllum calycinum mußte sie ihm leider berichten, daß die von ihr aufgezogene Pflanze durch Schuld des Gärtners ihres Schwiegersohnes verkommen sei. Da sie jetzt ein eigenes Zimmer zur Ueberwinterung von Pflanzen habe, würde sie die Sendung eines neuen Blattes sehr glücklich machen.

Von ihrer verunglückten Reise sandte sie Goethe aus Baden-Baden zum Geburtstage einen Krystallbecher mit eingeschliffenen Ansichten, unter andern der Favorite, bei der sie wohnte, und berichtete weiter aus Frankfurt über die dortige Feier des Geburtstages. In dem letztern Briefe deutete sie auch aus eigenem Antriebe darauf,

daß es nur eines leisen Winkes von seiner Seite bedürfe, um die Stadt Frankfurt zu bestimmen, zur Vergütung der unedlen Weise, wie sie ihn wegen seiner Weigerung, die städtischen Steuern weiter zu zahlen, aus der Bürgerliste gestrichen, ihm auf ehrenvolle Weise das Bürgerrecht zu verleihen. Dieser meldete, das köstliche Glas habe sogleich zu einem dankbaren Erwiederungstrunke Gelegenheit und Anregung gegeben. Dabei erinnerte er sich, daß nahe derselben Stelle sich vor zehn Jahren, wie sie ihm selbst geschrieben*), ihr und Boisserée Hudhud gezeigt habe. „Es ist artig zu bemerken, daß das Lokal einer Favorite einer von der Natur und den Freunden**) höchst begünstigten Wandernden zum Aufenthalt dienen sollte, in einer Gegend, wo noch von früheren Zeiten her Hudhud im Eckchen***) seine Rechte behauptet, einigermaßen trauernd, daß er nicht immer fort und fort wie sonst mit anmuthigen Aufträgen†) in Bewegung gehalten wird. Zu einiger Beruhigung ward ihm aus dem neuangekommenen Glase zugetrunken, und er schien diese Begrüßung nicht unfreundlich aufzunehmen. Frisch aufgemuntert eilte er sogleich in die Weihrauchslande seiner alten Gönnerin, der Königin von Saba, und wird nächstens mit dem alldorten gewonnenen Gemisch von Körnern, Pulvern und Blättchen sich bei den Freunden einfinden, um diesen Winter höchst anmuthige Erinnerungen aufzuwecken.“ Der letztere Scherz bezieht sich auf Mariannens Wunsch, Goethe möge zur Verbesserung der gerbermühler Zimmerluft dadurch beitragen, daß er ihr die Quelle des vorzüg-

*) Auffallend ist es, wie Creizenach (S. 250) [262] dieses Briefes sich so wenig erinnert, daß er an einen verlorenen denkt, in welchem Willemer ein ihm und Boisserée begegnetes Abenteuer mit Hudhud gemeldet habe.

**) Unter den Freunden versteht Goethe Willemer und sich selbst.

***) Divan III, 14.

†) Hier ist besonders an den dichterischen Austausch der Liebenden gedacht.

lichen Rauchpulvers angebe, dessen er sich bei seiner Anwesenheit auf der Mühle bedient. Am 22. Oktober folgte die Sendung einer Flasche Rauchpulver, die er mit „verblümten Chiffern" in morgenländischem Geschmack umwunden hatte, wobei er die Verspätung Hudhuds entschuldigt und sich anbietet, wenn das Räucherwerk gut befunden werde, jedesmal eine neue Portion zu schicken. Die Vermittlung wegen Ertheilung des Ehrenbürgerrechtes lehnt er bei dieser Gelegenheit dankbar ab. Auch kommt er wieder auf Mariannens Tagebuch von ihrer vorjährigen Reise, dessen Lesung ihm bei reiner, ruhiger Stimmung den angenehmsten Genuß verschafft habe.

Die am Anfange des Jahres 1830 in der neuen Ausgabe der Werke ihr zugekommene italiänische Reise veranlaßt Mariannen, die „ihm abermals Schritt vor Schritt in das gelobte Land gefolgt", zu der Mittheilung, welche unendliche Freude sie schon als Kind an den Bildern seines römischen Karnevals gehabt, wie sie später in Frankfurt, als ihr Zeichenlehrer, der Maler Schütz, der diese gezeichnet hatte, mit dem römischen Karneval unter dem Arme zu ihr getreten, diesen sogleich erkannt und den Wunsch, Goethe kennen zu lernen, geäußert habe, wie sie im Jahre 1811*) Goethes lebendige Schilderung in Rom würdigen gelernt, ja, als Maske im Korso fahrend, selbst lebendigsten Antheil daran genommen, und schon dort die Ueberzeugung gehabt, sie werde gewiß, so wenig dies auch damals wahrscheinlich gewesen, mit ihm zusammentreffen. Auffällt es, daß Marianne des jetzt neu hinzugetretenen zweiten römischen Aufenthalts gar nicht gedenkt. Weiter schreibt sie

*) Nicht 1808, wie es früher bei Creizenach „nach zuverlässigen Angaben" hieß. Willemer war vom Herbste 1810 bis Mitte April 1811 in Italien. Vgl. meine Schrift „Zwei Bekehrte" S. 204 ff. 212. 214.

in demselben Briefe: „Wenn mir bei dem wiederholten Lesen der neuen Ausgabe gar viele Lichter aufgehen und in Schillers Briefen [Briefwechsel mit Goethe] manches Räthsel gelöst wird, so bleibt doch zu vielem das goldene Schlüsselchen nothwendig, was freilich Sie allein zu gewähren wissen; das Märchen*) bleibt mir zum Theil verschlossen; auch was in den Briefen davon gesagt wird, macht mich noch neugieriger. Die Weissagungen, wer die [zu] lösen vermöchte, ach! und vollends die Personenräthsel, die muß man schon verschleiert lassen. Ich erfreue und tröste mich an dem, was mir klar und andern ein Räthsel ist. Jedoch will ich nicht in Abrede stellen, daß ein kleiner Fingerzeig über obige unverfängliche Gegenstände höchst wünschenswerth sein dürfte.“ Goethe wurde damals durch die bedrohliche Krankheit der Großherzogin und ihren am 14. Februar erfolgten Tod sehr bewegt. Marianne aber mochte, da sie wußte, daß er in solchen Fällen gern allein und ungestört blieb, diese Stille nicht unterbrechen. Die gewünschten Blätter Bryophyllum sandte ihr Goethe mit den später in das Chaos seiner Schwiegertochter gegebenen Versen:

> Wie aus einem Blatt unzählig
> Frische Lebenszweige sprießen,
> Mögst, in einer Liebe selig,
> Tausendfaches Glück genießen.

Aber er schickte ihr auch ein „zierliches Buch“, das herzliche Worte enthielt, wie aus ihrem folgenden Brief sich ergibt. Gleich darauf schrieb er: „Sie erhielten in diesen Tagen ein kleines Paket, das Ihnen die angenehme Pflicht auflegt, im Andenken eines angeeigneten Freundes mit Pflanzenerziehung sich zu beschäftigen. Mögen diese fruchtbaren Blätter viele Wurzeln schlagen und, in

*) Am Ende der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

reichlichen Keimen entfaltet, von [in?] der Freundin selbst, auch vielleicht Freunden mitgetheilt, die Erinnerung an den Sendenden beleben und erhalten. — Einige Auskunft über die Räthsel, welche in meinen kleinen Gedichten und den größern Werken vorkommen, ließe sich anmuthig von Mund zu Mund, aber nicht wohl schriftlich mittheilen. So viel jedoch würde sich daraus ergeben, daß irgendwo ein Vorzüglichstes, sowohl der Innigkeit als der Dauer nach, auffallend entgegenträte." Eine ihrer nächsten Sendungen war ein in der Schweiz gearbeitetes zierliches Kästchen, das sie innen mit Blumen und Ranken ausgeschmückt hatte, zur Aufnahme werther Briefe und Andenken, und sie hatte sich den Scherz erlaubt, einen nachgemachten Wiedehopf hineinzusetzen. Goethe sandte dagegen einige lithographirte Blättchen mit facsimilirten von ihm geschriebenen Sprüchen, wie er sie zu gelegentlicher Austheilung hatte anfertigen lassen. Auf seinen Wunsch, daß sie in der sechsten und siebenten Lieferung seiner Werke, dem sechsundzwanzigsten bis fünfunddreißigsten Bande, etwas Anmuthendes gefunden habe, da es ihm neuen Lebensmuth gebe, erfahre er, daß er seine Freunde erreicht, erwiederte sie: „Das Studium der letzten Lieferung*) hat mich in diesen traurigen Tagen auf die heiterste Weise beschäftigt; ich darf wohl sagen das Studium; denn gewiß würden Sie gelacht haben, wenn Sie mein unablässiges Vergleichen und Zusammenstellen der ältern und neuen Biographie mit den Briefen und andern Aufsätzen gesehen hätten. Ich habe mir auch die Jahrszahlen bei verschiedenen bemerkt. Ich habe die Tage am Main und Rhein auf das neue durchlebt, konnte mich aber einer Bemerkung nicht erwehren: die Erwähnung jener Tage gleicht einem Liede,

*) Sie enthielt im zweiunddreißigsten Bande die „Tag- und Jahreshefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse (bis 1822)".

wozu nur einige die Melodie kennen, für die meisten bleibt es ungesungen. Da ich nun so glücklich bin, die schöne gefühlvolle Weise zu kennen, so schließen mir einige Worte*) einen Himmel von Erinnerungen auf, und so denk' ich mir noch viele Tage in diesen ruhigen und besonnenen Erzählungen, und man muß alle glücklich preisen, die so eine rührende Melodie zu den einfachen Worten kennen. Davon abgesehen hat mir die Menge und Vielseitigkeit Ihrer Studien Erstaunen und Bewunderung verursacht. Ach Gott, welch ein armes, beengtes Leben führen so viele, wie wenigen ist es verliehen, sich und andern klar zu werden, deren innere Ruhe weder durch eminentes Talent, noch äußere verwickelte Ereignisse angereizt worden; und so erscheinen Sie mir immer bewunderungswürdig in der vollkommen ruhigen Uebereinstimmung Ihres eigenthümlichen und angeeigneten Wesens." Marianne unterließ nicht, ihre anmuthige Einladung an den Rhein mit bescheidenem Ausdrucke ihrer Sehnsucht nach dem alten Freunde zu wiederholen. Als sie am 30. Juli auf der ihm wohlbekannten Terrasse schrieb, äußerte sie: „Bis Mittwoch gedenken wir auf dem Mühlberg den Vollmond zu feiern; gedenken sie mein!" mit offenbarer Beziehung auf das vor fünfzehn Jahren in Heidelberg gegenseitig gegebene Versprechen. Auch in den nächsten Monaten fehlte es nicht an den freundlichsten Mittheilungen, Sendungen und Aufträgen. Eckermann erhielt auf der Rückreise von Genf eine Empfehlung an Willemer und Frau, „ein paar im edelsten Sinne mit ihm verbundene Freunde", aber er zeigte sich scheu und blieb der muntern, herzlichen Marianne räthselhaft. Die schreckliche Kunde von

*) Unter dem Jahre 1815 heißt es: „Ein heilsamer Badeaufenthalt, ländliche Wohnung in bekannter, von Jugend auf betretener Gegend, Theilnahme geistreicher, liebender Freunde gedieh zur Belebung und Neigung eines glücklichen Zustandes, der sich einem jeden Reinfühlenden aus dem Divan darbieten muß."

dem unerwartet eingetretenen Tode von Goethes Sohn und der in Folge des unterdrückten Schmerzes erfolgte Blutsturz des Dichters selbst setzten Mariannen in große Herzensangst. Diesmal wandte sich Goethe, sobald er sich nur wieder gefaßt hatte, an die Freunde Willemer, denen er durch seinen Leibarzt Bericht über seinen Zustand erstatten ließ. „Daß ich noch lebe und liebe, kann ich mittheilen", schrieb er selbst mit Bleistift. „Mit der Krankheitsgeschichte verschon' ich die Freunde. Hier, was mein trefflicher Arzt von der löblichen Genesung meldet." Schon drei Tage später konnte er wieder daran denken, das Weihnachtsfest den Enkeln zu verschönen, wozu seine Aufträge an Mariannen gingen. „Marianne hat viel gelitten", schrieb Willemer; „denn sie hat viel gefürchtet."

Der freundlichste Austausch von Gefälligkeiten und herzlichem Vertrauen setzte sich ununterbrochen fort, ja die ernste Mahnung an das baldige Scheiden gab den Mittheilungen eine ganz eigene Innigkeit. Schon am 3. März 1831 wollte Goethe Mariannens Briefe versiegeln und er schrieb dazu unter der Adresse der Freundin die bezeichnenden Verse:

> Vor die Augen meiner Lieben,
> Zu den Fingern, die 's geschrieben,
> Einst mit heißestem Verlangen
> So erwartet wie empfangen,
> Zu der Brust, der sie entquollen,
> Diese Blätter wandern sollen —
> Immer liebevoll bereit,
> Zeugen allerschönster Zeit.

Doch hielt er Paket und Widmung noch zurück, um keine trüben Gedanken anzuregen. Treue Herzlichkeit und heitere Anmuth hielten die Verbindung in erfreulichem Fortgange. Marianne wußte auch durch Aufmerksamkeit auf Wolkenbildungen und Farbenerscheinungen

den alten Freund zu erfreuen, welcher von der Lust an seinen Enkeln gern dem „Großmütterchen“ berichtete, von deren Genuß der anmuthigsten Stunden im Kreise von Willemers Enkeln er mit Antheil vernahm. Marianne besuchte im Herbste wieder Heidelberg, wo sie, „wie es einer andächtigen Pilgerin geziemt, die durch Freud' und Leid geweihten Orte alle besuchte“, auch ein Blatt von der „bekannten“ Gingo biloba zu sich steckte. Goethe, der nach dem Tode des Sohnes wieder die Hausvaterrolle übernommen und, wie dieser es gethan, für die Bestellung der Tafel zu sorgen hatte, erfreute Mariannen mit allerlei bezüglichen Aufträgen. Erst am 10. Februar 1832 zeigte er ihr an, daß er beim Sichten seiner Papiere gewisse Blätter, die auf die schönsten Tage seines Lebens deuteten, eingepackt und versiegelt habe, und ihm ein solches Paket auch mit ihrer Adresse vorliege, das er ihr gleich jetzt, um allen Zufälligkeiten vorzubeugen, übersenden möchte, jedoch unter der Bedingung, es „bis zur unbestimmten Stunde“ uneröffnet liegen zu lassen. „Dergleichen Blätter“, fügte er hinzu, „geben uns das frohe Gefühl, daß wir gelebt haben; dies sind die schönsten Dokumente, auf denen man ruhen darf.“ Da sie es übrigens wie er selbst halte, den Tag sichere und schmücke, wie möglich, und dem Dulden sogleich eine Thätigkeit entgegensetze, so möge sie gleich ihm unwandelbar in freundlichster Neigung bleiben und ihm oft schreiben. Marianne fand sich durch sein Anerbieten ganz unbeschreiblich gerührt; sie wolle das Paket treu und gewissenhaft dort bewahren, wo seine Briefe lägen, die sie alle geordnet habe und oft und immer wieder lese. Goethes letzter Brief ist vom 23. Februar, in welchem er ihr zunächst lebhaft Glück wünscht, daß ihr bei der Sängerin Sabina Heinefetter die kunstgemäße Ausbildung einer bedeutenden Naturanlage gelungen, und zugleich die Hoffnung ausspricht, daß ihr ein gleiches bei ihrer jetzigen Schülerin, deren Schwester, zu

Theil werden, ihre gründlichen Lehren und die heitern Wünsche des anmuthigen Liedchens bei ihr fruchten und erfüllt werden möchten. Sie hatte Goethe das hübsche und gehaltvolle Lied an Sabina Heinefetter mitgeschickt. Auch für eine neue Sendung Speisewaaren hatte er zu danken. Seinem Danke „aus einfachem Sinn und Gemüthe“ fügte er den Wunsch: „Glück zu allem Thun! Freude an allem Gelingen!“ hinzu, und schloß mit dem eigenhändigen: „Und nun, zu eiligster Absendung, das treulichste fortan!“ Die „unbestimmte Stunde“ stellte sich unerwartet rasch ein, noch ehe er das Paket, das, wenn es gesiegelt war, wieder geöffnet worden, abgesandt hatte. Schon am 23. März hatte Eckermann im besondern Auftrag der Schwiegertochter ihr die nähern Umstände über den Verlust des von ihnen allen beweinten großen Mannes mitzutheilen. Fünf Wochen später sandte er, was er von ihren Briefen unter Goethes Papieren gefunden hatte, und versprach, was er weiter finden sollte, zu sammeln und ihr zukommen zu lassen. Er habe sich nicht enthalten können, einige Briefe zu lesen, wo er denn an der Reinheit der Bildung Mariannens sich erquickt und recht tief empfunden, daß nicht leicht eine andere ein innigeres Verhältniß zu ihm gehabt haben könne.

Viele Jahre später schrieb Marianne an Hermann Grimm: „Goethe! — Ja, wer ihn kannte! — Wenn sich die Strahlen des Geistes in seinem Herzen konzentrirten, das war eine Beleuchtung, die einen eigenen Blick verlangte! Es war wie ein Mondlicht und Sonnenlicht, eins nach dem andern, oder auch wohl zugleich, und daraus erklärt sich jenes Wundervolle seines Wesens, sein Gewahrwerden, sich klar machen und für andere zur wahren, aber verklärten Erscheinung zu bringen. — Wenn ich die zähle, die mir so nahe gestanden, daß ich mir sie deutlich machen konnte und mein Herz oder mein Verstand mir sie zu eigen machte, wiewohl nicht

immer mit Erwiederung, so bleiben wenige, die nicht auf Kosten des andern befriedigten; entweder litt ich von Herzen oder ein klein wenig oder gar nicht. Diese wenigen nun kann ich zählen, über allen steht Goethe, und gerade an der Stelle, wo ich die vollste Uebereinstimmung aller Ansprüche fand."

Die 1833 erschienenen nachgelassenen Schriften brachten unter den Gedichten des siebenten Bandes zwei sonderbar zum Divan überschriebene ungedruckte Strophen, deren Veranlassung nicht feststeht. Man könnte an eine Beziehung auf Platens neue Gaselen denken. In demselben Bande stehen Mariannens im Jahre 1825 mit einem Blumenkranze gesandte etwas veränderte Verse mit Goethes Erwiederung und die dessen Sendung eines buntgestickten Kissens begleitende Strophe. Auffallen mußte es Mariannen, das schon in den Divan aufgenommene Gedicht „Was wird mir jede Stunde so bang?" hier noch einmal zu finden.

1834 gab Professor Ch. Wurm zu Nürnberg einen „Commentar zu Göthes west-östlichem Divan bestehend in Materialien und Originalien zum Verständnisse desselben" heraus, eine sehr fleißige grundlegende Arbeit. Mariannen mußte es sonderbar vorkommen, die ihr ans Herz gewachsenen Lieder und auch ihre eigenen, so gelehrt erklärt zu finden.

Im Jahre 1837 gaben Riemer und Eckermann „Goethes poetische und prosaische Werke in zwei Bänden" (in Quart) heraus, die manches Neue brachten, unter andern auch die meisten der Mariannen gewidmeten bisher noch nicht aufgenommenen Gedichte, auch die hier Vermächtniß überschriebenen Verse von 1831 (S. 168). Der Divan erschien hier hinter Reineke Fuchs etwas verändert und mit manchen Zusätzen; dazu war, wie oben bemerkt, bei einer großen Anzahl Gedichte der Tag der Entstehung, bei den übrigen das Jahr des ersten Druckes im Inhaltsverzeichniß angegeben.

Der Titel hatte den Zusatz in zwölf Büchern erhalten, während in der Ausgabe letzter Hand auf einem vorgesetzten Blatte unter Inhalt stand Zwölf Bücher, worauf dann die einzelnen Bücher des Sängers u. s. w. aufgeführt wurden. Im Buche des Sängers war hinter dem Gedichte Allleben (16) noch die Strophe Schwarzer Schatten eingefügt und zwei andere zusammengehörende, die beide mit dem Verse „Sollt' ich nicht ein Gleichniß brauchen?“ beginnen. Das Buch Hafis brachte nach Nachbildung (7) noch das schon 1815 gedichtete Lied „Hafis, dir sich gleich zustellen“. In das Buch der Liebe wurde das früher im Buche der Sprüche stehende „Was wird mir jede Stunde so bang?“ nach „Liebchen, ach im starren Bande“ (8) versetzt, dem Gruß (12) zwei andere auf den darin genannten Hudhud bezügliche Gedichtchen hinzugefügt. Das Buch der Betrachtungen erhielt drei Zusätze, nach dem Gedichte „Wie ich so ehrlich war“ (10) die Strophe „Zu genießen weiß im Prachern“, nach „Die Jahre nahmen dir, du sagst, so vieles“ (18) das im Juli 1814 gedichtete „Sollt' einmal durch Erfurt fahren“ und nach „Ungezähmt, so wie ich war“ (22) die Verse „Gar viele Länder hab' ich bereist“, die in Verse gebrachten Worte einer in den Noten und Abhandlungen prosaisch übersetzten Aeußerung des damaligen persischen Gesandten in Petersburg. Eine größere Anzahl von Zusätzen hätte man im Buche des Unmuths nach der Erklärung des Dichters erwartet, er habe hier manches, um alle Mißstimmung zu verhüten, bei Seite gelegt. Eingefügt sind, das scharfe „Mit der Deutschen Freundschaft“ (3) aus dem Jahre 1818 und „Mich nach- und umzubilden, mißzubilden“ (6). Daß ein Stück aus dem Buche der Sprüche in das Buch der Liebe versetzt wurde, ist schon erwähnt; dagegen sind hinzugekommen „Daß des Hauses Glanz sich mehre“ (43), „Hör' ich doch in deinen Liedern“ (47) und

„Solcher Bande darf sich niemand rühmen“ (56). Im Buche Suleika ist zunächst (17) das den Widerwillen des Dichters gegen das Kreuz aussprechende Lied „Süßes Kind, die Perlenreihen“ von 1815 eingefügt, das Goethe auf Boisserées Wunsch weggelassen hatte, weiter nach „Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde“ (19) die beiden kleinern Sprüche „Ach, ich kann sie nicht erwiedern“ und „Herrlich bist du wie Moschus“, dann die Rede Hatems „Sprich, unter welchem Himmelszeichen“ (23) aus dem Januar 1816, die beiden Reden des Liebenden „Und warum sendet“ und „Schreibt er in Neski“ (33. 34), die eher in das Buch der Liebe gehören, nicht in das allein auf Suleika bezügliche Buch, die bewegten beiden Strophen „Laßt mich weinen! Umschränkt von Nacht“ (41), endlich vor dem letzten Gedicht „Nicht mehr auf Seidenblatt“ und „Die Welt durchaus ist lieblich anzuschauen“. Drei Zusätze finden wir im Schenkenbuch: „Wein, er kann dir nicht bekommen“, „Wißt ihr denn, was Liebchen heiße“ (beide nach „Trunken müssen wir alle sein“ (3)), und „In welchem Weine“ von 1815, nach „Dir wird nicht mehr nachgefragt!“ (6). Im Buche des Paradieses kam nur nach „Frauen sollen nichts verlieren“ (3) eine frühere Fassung „Ferner sind allhier zu finden“ hinzu. Die Einschiebungen in den Divan hatte Goethe wohl selbst bestimmt, vielleicht im einzelnen bestimmte Verfügungen darüber getroffen. Sehr störend ist es in dieser neuen Ausgabe, daß, während früher eine große Reihe Gedichte, die keine Ueberschrift haben, dadurch, daß sie auf einer besondern Seite, mit einem Trennungsstriche oben und unten versehen, standen, als selbständig hervortraten, hier, wo der langen und breiten Seiten wegen der Divan ununterbrochen fortläuft, oft eine ganze Anzahl Gedichte unter dieselbe Ueberschrift zu stehn gekommen, zu der sie gar keine Beziehung haben. In der Taschenausgabe war nur selten einmal eine Strophe so auf dieselbe Seite

mit einem andern durch keine besondere Ueberschrift bezeichneten Gedicht gekommen. In den Noten und Abhandlungen ist keine Veränderung eingetreten, nur das in den Divan selbst schon 1827 aufgenommene Gedicht an Hafis hier mit Recht weggelassen, und die Worte im nachstehenden Liede Hafisens Bild so verändert, daß auf das Lied im Divan hingewiesen ward.

Die „vollständige neugeordnete" Taschenausgabe in vierzig Bänden vom Jahre 1840 schloß sich der Quartausgabe wesentlich an; auch hier liefen der Raumersparniß wegen die Gedichte desselben Buches ununterbrochen fort, nur die Anfänge der Bücher begannen auf einer neuen Seite. Auffallenderweise waren hier einzelne in der Quartausgabe hinzugefügte Stücke weggelassen, im Buche der Betrachtungen die auf die Juden bezügliche Strophe „Zu genießen weiß im Prachern", die auf eine einst schöne erfurter Schusterin deutenden Verse „Sollt einmal durch Erfurt fahren" und der Spruch des persischen Gesandten „Gar viele Länder hab' ich bereist", im Buche der Sprüche „Daß des Hauses Glanz sich mehre", „Hör' ich doch in deinen Liedern", „Solcher Bande darf sich niemand rühmen", im Schenkenbuch „Wein, er kann dir nicht bekommen" und „Wißt ihr denn, was Liebchen heiße", im Buche des Paradieses die erste Fassung des Liedes auserwählte Frauen. Kann man auch meist den Grund erkennen, weshalb man die Stücke ausgelassen, so dürfte der Wegfall doch kaum zu billigen sein, da einmal die meisten Zusätze der Quartausgabe aufgenommen sind. Umgetauscht haben ihre Stelle in der Taschenausgabe die beiden 1837 hinzugekommenen Gedichte „Nicht mehr auf Seidenblatt" und „Die Welt durchaus ist lieblich anzuschauen" im Buche Suleika. In den Noten und Abhandlungen ist die oben erwähnte Stelle: „Wenn Kenner im nachstehenden Liede Hafisens Bild einigermaßen erblicken wollen, so würde den West-

länder dieser Versuch ganz besonders erfreuen" (der Aenderung in der Quartausgabe haben wir gedacht) also umgestaltet: „alles dieses sind Vorzüge und Eigenthümlichkeiten, deren wir uns bei Hafis erfreuen, und die uns zu fernern Gedichten über ihn noch reichlichen Stoff bieten werden." Auffallend ist es, daß diese Aenderung, die auch in die zweite Quartausgabe 1845 überging, erst 1840 aufgenommen wurde, wogegen eine ähnliche, aber weit umfassendere Aenderung des Schlusses der italiänischen Reise schon in der ersten Quartausgabe eintrat. Wir glauben aber eher, daß die beabsichtigte Aenderung damals übersehen und erst später von Eckermann aufgefunden wurde, als daß der Herausgeber ganz unbefangen, wie von Loeper glauben zu dürfen meint, eine Veränderung, Vermehrung, um nicht zu sagen Verfälschung des Textes sich erlaubt. Dies lag am wenigsten in Eckermanns Art, und hätten sie auf eigene Hand ändern wollen, so würden sie nicht die ganz unnöthige Verweisung auf fernere Gedichte hinzugefügt haben.*) Der auffallende Umstand, daß bei der Ausgabe der letzten Hand das Gedicht an Hafis in den Divan aufgenommen, aber in den Noten und Abhandlungen nicht gestrichen wurde, wogegen damals die ganze auf das gleichfalls in den Divan herübergenommene Gedicht: „Ja, Lieben ist ein groß Verdienst!" bezügliche Stelle ausfiel, legt die Vermuthung nahe, daß diese Aenderung schon damals bestimmt, aber durch Zufall in das zum Druck eingeschickte Exemplar nicht eingetragen wurde. Erst 1840 ward sie wirklich aufgenommen, weil man sie bei der Bearbeitung der Quartausgabe noch nicht in

*) Auch bei den Einschaltungen selbständig gearbeiteter Stücke in den Annalen lag ohne Zweifel Goethes Bewilligung vor, der sich über die spätern Ausgaben mit Eckermann besprochen hatte, wie wir bestimmt wissen, daß er verordnet hatte, die zur Ausfüllung der zwei letzten Bände der Wanderjahre eingefügten Spruchsammlungen sollten bei einer neuen Ausgabe wegfallen.

Goethes Papieren aufgefunden. Da die Noten und Abhandlungen wesentlich unverändert abgedruckt wurden, so konnte Goethe diese Aenderung in der Weise ausführen, wie er sie im Jahre 1819 hätte schreiben können. Von Loeper hat sich als entfernte Möglichkeit den Fall gedacht, die Stelle sei zwar echt, jedoch bei der Redaktion von 1819 verworfen worden. Dies ist aber unmöglich, da das Gedicht ja damals in den Noten und Abhandlungen erschien und daher zu einer derartigen Bemerkung jede Veranlassung fehlte, wogegen unsere Annahme, die Aenderung sei 1826 beabsichtigt gewesen, an sich nicht unwahrscheinlich ist und das Verfahren der Herausgeber genügend erklären würde.

Im Jahre 1853 gab H. Viehoff im dritten Bande seiner Schrift „Goethes Gedichte erläutert und auf ihre Veranlassungen, Quellen und Vorbilder zurückgeführt“ außer einer allgemeinen Zusammenstellung über die Entstehung des Divans und der Angabe der Abweichungen der Ausgabe letzter Hand vom ersten Drucke die Erläuterung „einiger Gedichte, die allenfalls für die Schullektüre geeignet erscheinen“ (I, 1. 2. 4. II, 6. IV, 2. 3. VII, 1. XI, 1), mit meist aus Wurm stammenden Bemerkungen. Die zweite Ausgabe schloß den Divan aus. 1858 versuchte ich im zweiten Bande meiner Erläuterungen der lyrischen Gedichte auch eine Erklärung aller Gedichte des westöstlichen Divans. Unbedeutend waren die „Studien über den westöstlichen Divan“, die Philipp Wolff 1861 in Benfeys Zeitschrift Orient und Occident I, 307—325 gab. Verdienstlich war die auf eingehende Studien und umfassende Kenntniß gegründete Ausgabe des Divans in der hempelschen Nationalbibliothek (1872) von Gustav von Loeper, wenn sie auch mehr neues, zum Theil unnöthiges Material bringt als eine erschöpfend genaue Erklärung und Entwicklung der einzelnen Gedichte. Der Herausgeber hat, da er nicht, wie in der Taschenausgabe letzter Hand geschah, bei

neuen Gedichten eine neue Seite beginnen konnte, zur genauen Unterscheidung die Gedichte in den einzelnen Büchern nummerirt, wie ich es zum Zwecke der Erläuterung gethan hatte, doch ein paarmal mehrere unter eine Nummer gesetzt. Er folgte mit Recht der vollständigern Quartausgabe, nur hat er noch zwei Gedichte eingefügt, ein paar andere umgestellt. Hinzugekommen sind III, 14 das an Mariannen gerichtete Gedicht „Schön und köstlich ist die Gabe", das die Quartausgabe unter den Gedichten an Personen brachte, hier aber zu vereinzelt steht und unverständlich ist, und IX, 11 das handschriftlich erhaltene und früher nur in einem Einzeldrucke bekannte Gedicht auf dem Elfer, „Wo man mir Guts erzeigt, überall", das freilich ganz den Ton des Schenkenbuchs anstimmt. VIII, 49, 50 hat der Herausgeber die Umstellung der vierzigbändigen Ausgabe angenommen. Bei den unter IX, 4 vereinigten fünf Sprüchen finden sich die beiden in der Quartausgabe vor die Verse „Da wird nicht mehr nachgefragt!" eingeschobenen „Wein, er hat dir nicht bekommen" und „Wißt ihr denn, was Liebchen heißt?" ohne zutreffenden Grund an den Schluß versetzt. Die nicht ganz genaue Textrevision am Schlusse ist hier, wie überhaupt in den goetheschen Ausgaben der hempelschen Nationalbibliothek, sehr förderlich, da sie zu selbständigem Urtheil in Stand setzt. Dem verdienten Herausgeber waren besonders das 1862 veröffentlichte Tagebuch Boisserées über seinen Umgang mit Goethe im August und September 1815*) und die Mittheilungen über Mariannen von Willemer**) zu Gute gekommen. Erst fünf Jahre nach seiner Ausgabe erschien der

*) Sulpiz Boisserée I, 249—291.

**) Hermann Grimm „Goethe und Suleika" im ersten Hefte des vierundzwanzigsten Bandes der „Preußischen Jahrbücher" (1868). Heinrich Düntzer „Goethe und Marianne von Willemer" in Westermanns „illustrirten Monatsheften" September 1870.

vollstes Licht auf das merkwürdige Verhältniß des Dichters zu seiner Suleika werfende Briefwechsel mit Marianne von Willemer, aus dem für die Erklärung und Würdigung des Divans sich so manche neue Aufschlüsse ergeben. Auch sonst konnte ich einzelnes gelegentlich gebotene Neue benutzen und bisher unbekannte Angaben verwerthen. Ich habe hier zum erstenmal eine nach jeder Richtung vollständige, sämmtliche Schwierigkeiten erörternde, aber alles Unnöthige ausschließende Erklärung zu geben gesucht.

---

2. Würdigung des Divans.

Wir wissen, wie entschieden der junge Goethe sich gegen das Bardenkostüm so vieler Dichter der Zeit erklärte*), wie fern er sich von dem gleichzeitigen leeren Minnegeklingel hielt, wie unbeirrt er sich später dem künstlichen Heraufbeschwören des romantischen Mittelalters als einer rückstrebenden Richtung widersetzte: wenn er in derselben Zeit, wo die süßliche Romantik noch in voller Blüte stand, ja die Herzen um so inniger anzog, als sie sich mit heiliger Vaterlandsliebe gepaart hatte, in den arabisch-persischen Orient sich flüchtete, von seinen Tönen angeweht und neu verjüngt sein Lied erschallen ließ, so muß dies ganz anderer Art, es kann keine launenhafte Verkleidung gewesen sein, kein Versuch, wie ihm die Maske stehe, noch weniger berechnende Absicht, um, da es auf dem gewohnten Wege nicht gehe, in diesem ungewöhnlichen Kostüm Aufsehen zu erregen. Nichts konnte unserm Dichter ferner liegen, der nie um der Menge Beifall buhlte, stets nur aus voller Seele dichtete, wobei er freilich hoffen durfte, das aus dem Herzen gequollene Lied werde auf Herzen wirken, die kunstvollendete Dichtung alle hinreißen,

*) Vgl. die Erläuterungen zu den lyr. Ged. I, 44 f.

welche innere Schönheit und feine Durchbildung zu empfinden wissen, obgleich er nur zu häufig von der verschwindenden Anzahl solcher Leser sich überzeugt hatte, und sich begnügen mußte, wenn man an einzelnem der eigenthümlichen Stimmung und Fassung Entsprechenden sich erfreute. Wie groß auch Goethes Neigung zu wirklichen Verkleidungen war, so wenig konnte er als Dichter sich in eine fremde Maske schicken und Gefühlen und Anschauungen, die ihm fern lagen, lyrischen Ausdruck verleihen. Freilich widerstrebt das Versetzen in fremde Zustände so wenig der dichterischen Freiheit, daß die meisten Dichtarten nur durch diese möglich sind, daß der Dramatiker, der Epiker, der Balladendichter um so vollkommenere Kunstgebilde schafft, je lebendiger und täuschender er sich an ferne Orte, in fremde Zeiten und Zustände zu versetzen und sie mit seiner tiefen Empfindung menschlicher Denk-, Gefühls- und Handlungsweise zu erfüllen weiß, aber es darf dieses eben nur eine künstlerisch geforderte, nicht willkürlich angenommene Form sein; letztere hat, wenn sie gelingt, keinen höhern Werth als die Kunst, Stimme und Gebärden einzelner Personen täuschend nachzumachen.

Die gewaltige Spannung bei der unter schweren Wehen sich vollziehenden Befreiung des Vaterlandes machte es dem alternden Dichter, dem jede Möglichkeit eines thätigen, Erfolg versprechenden Eingreifens benommen war, zum Bedürfniß, sich aus den bedrängenden Sorgen der Gegenwart dadurch zu retten, daß er sich in fern liegende Zustände versenkte, ohne seine eigene Dichterkraft, die sich eben von der gewaltigen Zeitbewegung gelähmt fühlte, irgend in Anspruch zu nehmen. Wie er zur Zeit der leipziger Schlacht in das ewig stillstehende Reich der Mitte sich geflüchtet, so floh er, als das vereinte Europa den Welteroberer in seinem eigenen Lande niederzuwerfen sich entschlossen hatte, in die arabisch-persische Welt, als deren Hauptdichter ihm damals Hafis und Saadi erschienen.

Schwärmerischer, in tollender Leidenschaft sich berauschender Genuß von Liebe und Wein, dem sich der Derwisch zum Aergerniß seiner geistigen und weltlichen Brüder und Vorsteher im Vertrauen auf den Schutz der Fürsten und der Minister bis ins höchste Alter überläßt, schwungvolle, häufig schmeichlerische Erhebung dieser Schahs und Vezire, mystisch gläubige, dem Allwaltenden sich getrost hingebende Verehrung neben fatalistischer Beruhigung, daß sein Schicksal und seine Bestimmung ihn treibe, und leichtfertiger Hinwegsetzung über die Lehren und Satzungen des Propheten, sinnige, oft ins Spielende sich verlierende, auch die gemeine Wirklichkeit in ihren Kreis ziehende Beschaulichkeit und Naturbetrachtung schienen ihm die Grundzüge der mit dem üppig bunten Bilderglanze morgenländischer Einbildungskraft ausgestatteten hafisschen Dichtung. Dagegen ist der hundert Jahre ältere Saadi, gleich Hafis Derwisch aus Schiras, wo er wie dieser in höchstem Alter nach vielen Reisen, die ihn auch nach Indien geführt hatten, sich der Dichtung hingab, der feine, liebliche Mund sittlicher Weisheit, der freilich auch das Glück der Jugend und Liebe so reizend schilderte, daß er sagen durfte, Leila und Medschnun würden, ständen sie wieder auf, aus ihm die Kunst zu lieben lernen können. Aber auf diese großen Stammhalter lyrischer Dichtung der Perser beschränkte sich Goethe nicht, er suchte sich zugleich nicht allein mit den bedeutendsten übrigen arabischen und persischen Dichtern bekannt zu machen, sondern las auch einen großen Theil der auf diese Länder bezüglichen Reisen und der über dortiges Leben, Sitten, Fühlen, Denken und Dichten aufklärenden Werke, selbst auch mit Sprache und Schrift machte er sich bekannt. Wie aber jede entschiedene Kenntniß und Beschäftigung seine schöpferische Kraft an- und aufregte, so trieb ihn die lebendige Anschauung des morgenländischen Lebens um so mehr zu dichterischer Gestaltung, als diese ruhige, gottvertrauende, das Leben als Gabe einer

höhern Macht verehrende Stimmung seinem reinen und tiefen Natursinn entsprach, dem freilich die blind fatalistische Ansicht und der faule Quietismus ein Greuel waren. Auch Hafis hatte sich der Freundschaft der Großen wie Goethe zu erfreuen gehabt; wie diesen der Welteroberer zu Erfurt geehrt, so hatte Timur Hafis mit Gnadenerzeugungen überhäuft. Wie dieser, neben seinen Gedichten durch das berühmt war, „was er in der Lesekunst des Korans und in der Aszetik geleistet“, so hatte Goethe sich nicht auf Dichtungen der allerverschiedensten Art beschränkt, er hatte der Erforschung des in der Natur waltenden Geistes und Gesetzes die liebevollsten, unausgesetztesten Forschungen zugewandt; wie dieser, war er den Rechtgläubigen ein Dorn im Auge, aber er selbst fühlte, daß er dem Geiste Gottes reiner diene als seine Verketzerer. Wie Hafis noch im höchsten Alter sich die heiterste Ruhe des Geistes erhalten hatte, wie er mit offenem Blicke in das Leben schaute und Liebe und Wein verherrlichte, so fühlte sich auch Goethe nach der Wiedergeburt des deutschen Volkes zu frohem und frischem Genusse des Lebens heiter gemuthet, und er durfte, war auch die Rosenzeit der Jugend für ihn vorüber, Wein und Liebe, gleich dem persischen Derwisch, preisen, da ihn gerade während der Dichtung des **Divans** in der lange entbehrten Heimat Lust und Liebe erfreuten, die er freilich dichterisch erhöhen mußte, es also auch an einer thatsächlichen Grundlage nicht fehlte, was Goethe bei den betreffenden Dichtungen des Hafis annahm.

Goethe konnte diesen nur in der vom deutschen Uebersetzer mit Entschiedenheit vertretenen Weise auffassen, da von Hammer damals als gründlicher Kenner des Morgenlandes galt, während er jetzt als halbgelehrt hinter gleichzeitigen Orientalisten wie de Sacy zurücktritt. Freilich erklärte er selbst (I, XLI), Hafis müsse stellenweise als Herold des Sinnengenusses und stellenweise als Zunge

Pantheismus lehrt, der sich in bewußten Gegensatz zur äußerlichen islamischen Religion gestellt. Die überschwängliche Mystik des wirklichen Hafis wäre Goethe widerwärtig gewesen; nur der von dem wiener Orientalisten vorgeführte Sänger der Liebe und des Weins konnte ihn anziehen und zu der Nachdichtung begeistern, die glücklicherweise durch die hammersche falsche Vorstellung, auf der sie beruht, nichts verlor, da er sich mit wirklichen morgenländischen Vorstellungen näher bekannt gemacht und den hammerschen Hafis selbständig sich angeeignet hatte. Sein Bild von Hafis war ein entschieden irriges, aber trotz, ja man kann sagen, eben durch die falsche Auffassung desselben wurde seine eigenthümliche Nachbildung möglich.

Goethe begann seine Hafisgedichte, als er sich ganz in den morgenländischen Geist, wie er ihm aufgegangen, eingetaucht hatte, in ihm webte und lebte; an eine ernst zu betreibende Nachbildung dachte er so wenig, daß die Lieder frei aus seiner Seele flossen, wenn auch bei einzelnen bestimmte Verse des neupersischen Dichters, die sich seiner Seele eingeprägt hatten, ihm vorschwebten und gleichsam den Ton angaben, auf welchen sie gestimmt waren, auch wohl einmal ein nachgebildeter Spruch des östlichen Dichters ein Gegenstück des westlichen hervorrief. Die ersten Lieder seiner Hafisleier waren, wenn wir von morgenländischen Spruchversen absehen, dem Hafis, seiner Dichtung und der von seinem Geiste angewehten dichterischen Auffassung der Natur gewidmet; einmal spricht er es aus, daß, wie dieser vom Koran, er selbst von der christlichen Lehre erfüllt sei. Alle zeigen keine Spur der Ghaselenform, nur hat der Dichter in mehrern das Gesetz befolgt, daß den Schlußversen der Name des Dichters (Hafis) eingeflochten ist. Waren diese ersten Versuche nur ein dichterisches Spiel, dessen er sich sehr freute, da die frische Gestaltungskraft der Liederkunst in ihm noch die alte Kraft bewährte, so drang sich ihm bald die Ueber-

zeugung auf, daß er aus den leicht ihm entgegenquellenden, von morgenländischer Luft umwehten Liedern ein dichterisches Ganzes bilden müsse, welches das morgenländische Leben, Sinnen, Denken und Fühlen in einem deutschen Herzen verklärt wiederspiegle. So dichtete er denn schon gegen Ende des Jahres 1814 das schöne Einleitungsgedicht, das einen weiten Blick auf das eigenthümliche morgenländische Leben und Dichten wirft, in das er sich versenken will. Die einzelnen Gedichte entstanden frisch und lauter, wie sie die dichterische, durch unausgesetzte Beschäftigung mit dem Orient angeregte Stimmung brachte, die ihn auch zuweilen ein überliefertes morgenländisches Stück, sei es ein allgemeiner Spruch oder eine Betrachtung oder ein kerniges Wort der Sage, bloß übersetzen ließ. Es war eben in diesen ihn lieblich umspielenden dichterischen Bildern nichts Gemachtes, nichts Gesuchtes, er ergriff nur den glücklichen Augenblick, der solche Blüten zugleich trieb und reifte, nur selten gebrach ihm während des dichterischen Gestaltens des ihm vorschwebenden Bildes die volle Kraft, es zu vollenden, wo er dann das Begonnene liegen ließ, um die Stimmung zur Vollendung abzuwarten, die sich zuweilen erst nach längerer Zeit einstellte. Die Ghaselenform versuchte er nur zuweilen, so daß die geraden Verse entweder reimen oder auf dasselbe Wort auslauten, steigerte sie aber mehrfach dadurch, daß er die ungeraden Verse reimen ließ, dagegen sah er später ganz von dem höchst unkünstlerischen Gesetze ab, daß in den Schlußversen der Name des Dichters vorkommen müsse. Zu welcher Eintönigkeit dieses führe, hat später Platens „Spiegel des Hafis", dessen sämmtliche Ghaselen im letzten Verspaare den Namen Hafis enthalten, nur zu deutlich gezeigt. Aber noch fehlten der Dichtung zwei Hauptbestandtheile, das wirkliche Glück der Liebe und des vom Schenken anmuthig kredenzten Weines; auch hierzu fand Goethe den ihn begeisternden

Hauch auf der zweiten Reise an den Rhein, welche ihm seine Suleika zueignete und ihn den Segen des herrlichen Elfers kosten ließ. In diesen Gedichten, in welchen bei aller Anlehnung an morgenländische Aeußerlichkeiten, besonders in den seine Liebe verklärenden, der volle Puls des Lebens schlägt, bediente sich Goethe auch mit besonderm Glücke der Gesprächsform, die er vor so vielen Jahren bei manchen Balladen mit großer Wirkung angewandt hatte. Auch hatte er die Freude, daß die Geliebte selbst als begabte, mit reinem, innigem Gefühle auf seine schmeichelnde Neigung eingehende Dichterin in das süße Liebesspiel eingriff. Dieser Sommer und der beginnende Herbst brachten ihm denn eine solche Fülle westöstlicher Gedichte, daß er daran denken mußte, den ihm wunderbar zugeflossenen Reichthum zu ordnen und zu einer wahrhaft dichterischen Komposition zu gestalten, wozu sich, wie sich bald herausstellte, in den Hauptbeziehungen eine genügende Liederanzahl vorfand, besonders für die beiden ersten Bücher, das achte und neunte, wogegen andere Seiten mangelhaft oder kaum vertreten waren. Auf die Komposition des Ganzen, auf die Goethe so großen Werth legte und seinem künstlerischen Sinne nach legen mußte, hat man beinah gar nicht geachtet, wie denn überhaupt alle bisherigen Urtheile über den Divan äußerst oberflächlich und einseitig und mit Ausnahme des enthusiastischen Preises von Loepers, der aber durch die Behauptung, Goethe habe sich getrieben gefühlt, wieder Dichter zu sein und so die Befreiung des Vaterlandes in der denkbar höchsten Weise zu feiern*), den Standpunkt ganz ver-

*) Wie kann man behaupten, „die Politik sei gerade in Folge des sichtlichen Bestrebens, sie fern zu halten, um so mehr eingedrungen", und „der Reiz des Divans werde durch den als Komplement mitgegebenen politischen Zustand der abendländischen Welt erhöht"? Gerade um „dem lieben Mitteleuropa" zu entgehn, flüchtete Goethe in den Orient, und von Politik ist nur in den beiden ersten

rückt, jedes liebevollen Eindringens entbehren. Selbst Hettner hat auf des Dichters Komposition so wenig Rücksicht genommen, daß er, diese überspringend, drei Gruppen im Divan unterscheidet; die erste derselben sei lediglich dazu bestimmt, dem Ganzen den physiognomischen Lokalton zu geben und in die eigentliche Witterungsatmosphäre des Orients einzuführen (theils wörtliche Uebertragungen theils freie Nachbildungen), die andere leidenschaftliche Liebesgedichte (Suleika), die dritte und wichtigste seien die Gedichte und Sinnsprüche, welche die fromme Naturreligion der Perser und die klare und freie Heiterkeit der auf diese Naturreligion gegründeten Lebensanschauung*) dichterisch darstellten und verherrlichten, und er hebt dabei „die glückselige Lust der Liebe und Weins" (die doch eben in der Suleikagruppe und den eng damit verbundenen Schenkenlieder sich findet) und den glückseligen Frieden einer in Gott lebenden und webenden, in ihm vergehenden und in ihm sich verklärenden Seele hervor. Dadurch wird die schöne dichterische Komposition auf grausame Weise zerstört, was einem so feinen Geiste wie Hettner nur dadurch möglich war, daß er den Divan sich willkürlich als ein Glied in Goethes pantheistischer Dichtung dachte, was ihn zu der wunderlichen Vorstellung trieb, Goethe habe sich absichtlich „in die orientalisirende Maske gehüllt", weil er es nicht gewagt, diese seine pantheistische Ansicht offen auszusprechen, da er ebensowenig habe Proselyten machen, wie sich mit der Welt überwerfen wollen. Diese auf einseitiger Zurechtlegung der Entwicklung der goetheschen

Versen die Rede, wo er seiner Flucht gedenkt. Kein Tropfen patriotischer Freude fließt im Divan, weil diese eben ihm ganz fern lag, wenn ihm auch die Befreiung des Vaterlandes die Stimmung zu seinen westöstlichen Liedern gegeben hatte. Nur sein Unmuth gedenkt zuweilen der deutschen Zustände.

*) Es ist ein offenbares Versehen, wenn von Loeper sagt (S. XLVII), Hettner bezeichne als wichtigste Gruppe den „Naturkultus der Perser", was er denn freilich leicht widerlegen konnte.

Dichtung beruhende Vorstellung wäre unmöglich gewesen, hätte Hettner sich die Entstehung des Divans vergegenwärtigt. Mit seiner pantheistischen Anschauung zurückzuhalten hatte Goethe keine Ursache, und er hat es thatsächlich nie gethan, wie ja die Sprüche Gott, Gemüth und Welt schon 1815 erschienen, und in den mit dem Jahre 1817 beginnenden naturwissenschaftlichen Heften tritt sie vom ersten Blatte an überall hervor. Am schiefsten hat Goedeke über den Divan abgeurtheilt, über dessen Entstehung er die denkbar falschesten Ansichten hat, obgleich er sich den Schein gibt, davon etwas zu wissen. Wagt er doch der Wahrheit zuwider zu behaupten, Goethe habe zuerst einige arabische Kassiden, doch nicht aus der Ursprache, übersetzt, auch einige Proben der Perser gleichfalls nach fremden Uebertragungen, ja es für unwahrscheinlich und unerwiesen zu erklären, daß Goethe kein vor das Jahr 1814 fallendes Gedicht in den Divan aufgenommen. Ja die Suleikalieder sollen lange vor des Dichters morgenländische Verkleidung fallen, und wir hören, die Leidenschaft für die Geliebte ziehe sich durch alle Bücher des Divans. Dieser ist ihm nur ein Versuch, „wie sich deutsche Anschauungen über orientalische Sitten poetisch ausdrücken lassen, ohne die orientalische wesentliche Form mit herüberzunehmen“.

Daß die beiden ersten Bücher des Divans die Einleitung bilden, ist in den Ueberschriften, dann auch in ganz deutlichen Worten entschieden ausgesprochen. Gleich am Anfange sehen wir, daß wir es nicht mit einem verkappten Hafis zu thun haben, sondern der Dichter selbst ist es, dessen Gedanken sich aus der verworrenen westlichen Welt in den Osten geflüchtet haben, in dessen reinerer Luft er sich herstellen möchte. Welch ein anderes frisches Naturleben ihn hier labt, spricht er mit heiterer, zuletzt launiger Lust aus. Goethe selbst sagt (oben S. 82 f.), der Dichter betrachte

sich in diesem Buche als einen Reisenden; er freue sich an Sitten, Gebräuchen, an Gegenständen, religiösen Gesinnungen und Meinungen, ja er lehne den Verdacht nicht ab, daß er selbst ein Muselmann sei, und in solchen allgemeinen Verhältnissen sei sein eigenes poetisches verwebt. Auf den weitverbreiteten Glauben an Segensspfänder läßt er eine Reihe frischer, den Freisinn und das beruhigende Vertrauen auf Gott bezeichnender Sprüche folgen; daran schließt sich des Arabers starker Glaube, daß Gott sie mit besondern Vorzügen begnadet habe. Die drei folgenden Stücke beziehen sich auf den Dichter. Schalkhaft wird dessen unwiderstehliche Sucht getroffen, mit seinen Liedern alle Welt bekannt zu machen, der Stoff der orientalischen Lieder bezeichnet und die begeisternde Kraft des Weines gefeiert. Zwei Naturbeobachtungen werden sodann vom Dichter in morgenländischer Weise zu einer Betrachtung und zu einem Wunsche verwandt. Seine Verzweiflung, daß zu gleicher Zeit der brausende Krieg und das stille Glück der Liebe ihn aufregen, wird glücklich bezeichnet. Dagegen tritt der Eindruck eines herrlichen Sommerabends, der ihn das Glück der Jugend in heiterer Erinnerung genießen läßt, auf anmuthigste Weise hervor. Daß warmes Gefühl den Dichter mache, der das, was in seiner Seele lebt, frei auszusprechen sich gedrungen fühle, verkünden drei weitere Gedichte. Sodann tritt wieder ein Naturlied ein, in welchem der Dichter, anknüpfend an das so häufige Lob des Staubes bei Hafis, das nach langer Dürre sehnsüchtig erwartete Gewitter begrüßt. Daran schließt sich ein nach orientalischer Weise gebrauchtes Gleichniß vom Staube, das der Dichter, obgleich es dem deutschen Geschmack widerspricht, auf anmuthige Weise entschuldigt. Endlich bietet der unaufhaltsam in die Flamme sich stürzende Schmetterling ein herrliches Sinnbild der uns angeborenen Sehnsucht nach einem höheren Leben; denn die darauf folgende Strophe ist nur ein Wunsch des

Dichters, daß sein Liederbuch ihm gelungen sein möge, bildet gleichsam eine abschließende Vignette. So sehen wir also in diesem Buche des Sängers, wie derselbe im Orient, der ihn so frisch anweht, auch zu neuen, von ihm eine eigene Signatur empfangenden Liedern getrieben wird. Wie in der Sammlung seiner lyrischen Gedichte, finden wir auch hier Abwechslung neben der Verbindung mehrerer zusammengehörender Lieder.

Das zweite Buch ist der Verehrung des Hafis geweiht, den Goethe in morgenländischer Uebertreibung als sein unerreichbares Vorbild preist, als dessen sklavischer Nachahmung er aber so wenig erscheint, daß er sich eben so vom reinen Geiste des Christenthums erfüllt darstellt, wie es Hafis von dem Koran gewesen, und ausdrücklich bemerkt, daß sein Lied freilich dessen unerschöpflicher Fülle und mächtig glühender Leidenschaft nacheifere, aber mit eigenem Feuer töne, und er sich nicht zur beschränkenden Nachbildung seiner Form erniedrigen werde. Wenn er mit Enthusiasmus von Hafis spricht, so forderte dies der ganze Ton der morgenländischen in Uebertreibungen sich gefallenden Lieder, und Goethe selbst hat es sonst ausgesprochen, daß man von einem Dichter nur mit Begeisterung sprechen solle. Aber trotz aller enthusiastischen Bewunderung des Hafis steht der deutsche Sänger auf eigenen Füßen, nur in dem, worin Hafis wirklich groß ist, will er dem Perser in seiner Weise nachstreben, wogegen es sogar an einer Andeutung nicht fehlt, daß er selbst von klassischer Kunstbildung getragen sei. Durch die Hafis als Dichter feiernden und seine eigene Nachahmung bezeichnenden Lieder schlingen sich andere, welche auf den von den Korangläubigen gegen den Dichter eingenommenen Standpunkt deuten.

Nach dieser Einleitung verfolgt der Dichter in den zehn folgenden Büchern die verschiedenen Arten lyrischen Ausdrucks, wie sie bei Hafis sich finden oder nach den Kreisen des morgenländischen

Lebens, das Goethe uns wiederspiegeln wollte sich hätten bilden können. Neben der Liebe Leid treten sinnige Lehren der Lebensweisheit und der Ausbruch des Unmuths über falsche Richtungen und Gegner in einer ihre Farben, oft auch den Gedanken meist vom Morgenlande hernehmenden, aber auch des Dichters eigener Gefühlsregung entsprechenden Weise hervor, so daß Morgen- und Abendland an den einzelnen Gedichten einen oft nach der einen, oft nach der andern Seite überwiegenden Antheil haben. Der Liebe Leid und Lust wird in dem Buch der Liebe mehr im allgemeinen geschildert, da die Geliebte nicht persönlich hervortritt; ebenso ist es in den Liedern des Hafis. „Manche dieser Gedichte verleugnen die Sinnlichkeit nicht", bemerkt Goethe (oben S. 83), „manche aber können nach orientalischer Weise auch geistig gedeutet werden." Silvestre de Sacy hatte schon zum Pend-Nameh S. 92 bemerkt, unter dem Reize der Schönheit sei die Vollkommenheit des höchsten Wesens gemeint, wie man ja auch das Hohelied auf die christliche Kirche gedeutet hatte. Aber unter den vorhandenen Liedern dürfte bei keinem eine solche Deutung irgend möglich sein. Goethe hatte solche wohl im Sinne, wie er denn auch in den Noten bloß schreibt, dieses Buch sei geeignet zu symbolischer Abschweifung. Im Buche der Betrachtungen gehören mehrere Gedichte nicht hierher. Zwei beziehen sich auf des Dichters Verhältniß zum weimarer Hof; ein anderes erst nach Goethes Tod aufgenommenes geht von einer persönlichen Erinnerung aus und stände deshalb richtiger im ersten Buche. Das nach allgemeinen Liedern eine reiche Abwechslung von Liebesszenen und Liebesgefühlen gewährende Buch schließt mit einem nicht mystischen, aber räthselhaft gehaltenen Liede, welches seine liebende Verehrung der höchsten Frau, der ihm gewogenen österreichischen Kaiserin, andeutet. Wenn das Mädchen, das am Schlusse den Gegensatz zu dem weltfeindlichen

Spruche Dschelal-ed-din-Rumis ausspricht, Suleika heißt, so ist dies ungehörig, da später einer nach Jussufs Suleika benannten Geliebten ein ganzes Buch gewidmet ist; leicht hätte eine andere der III, 1 angeführten berühmten Schönheiten genannt werden können. Wenn schon im Buche der Betrachtungen der Dichter mehrfach persönlich hervortritt, so ist dies in dem des Unmuths um so gerechtfertigter, als auch Hafis häufig genug gegen seine Gegner losfährt. Der Dichter fertigt hier mehrfach seine persönlichen Gegner derb ab, wendet sie aber auch allgemein gegen falsche Richtungen in der Literatur, der Bildung und dem politischen Leben, wie gegen den Franzosenhaß, die Preßfreiheit, die Orthodoxie und gegen einzelne irrige Grundsätze. Da weise Sprüche bei den Persern eine große Rolle spielen, so war es billig und recht, daß diesen auch ein ganzes Buch gewidmet wurde. Zu den meisten haben orientalische Sinnreden den Anlaß gegeben (vgl. oben S. 84), die andern sind in demselben Sinne gedacht, und deshalb gleichfalls an der Stelle, mögen sie auch aus altdeutscher Weisheit stammen. Goedekes Behauptung, Sprüche, die sehr gut unter den zahmen Xenien stehn könnten, seien durch einige orientalische Wörter oder Anspielungen orientalisirt, ist ganz unbefugt. Unter den 59 Sprüchen findet sich nur einer, in welchem Allah angeredet wird, einer geht von der Bedeutung des Wortes Islam aus, einmal wird ein Spruch des Dichters Enweri angeführt, dreimal des Hafis, einmal Lokmans gedacht, auch einmal ein Spruch in ein Gespräch zwischen dem Vezire und dessen Vertrauten gekleidet. Das sind die einzigen äußerlichen orientalischen Anklänge: und dennoch wagt Goedeke diesen Sprüchen orientalische Verkleidung vorzuwerfen; daß der Dichter bei mehr als der Hälfte wirklich orientalische Sprüche zu Grunde legt, läßt er ganz außer Acht. Die morgenländische Weise des Divans verpflichtete den Dichter keineswegs bloß orientalische in seiner Weise

gefaßte Sprüche zu geben, er durfte nicht bloß, er mußte auch frei in demselben Sinne dichten. In den Noten hebt er einen Charakterzug der orientalischen Sprüche hervor, daß sie sehr oft auf sinnliche, sichtbare Gegenstände sich beziehen, ja zum Theil lakonische Parabeln seien. Diesen Zug, wie auch das Anschauliche und Knappe, haben sie mit den altdeutschen gemein, so daß der deutsche Dichter sich hier mit dem Orient ganz im Einklang befand.

Die wenigste Berechtigung hat das nun folgende Buch Timur, das ursprünglich nach dem Buche des Unmuths seine Stelle haben sollte. Der Dichter ließ sich zur Gründung desselben dadurch verleiten, daß er bei Jones eine Stelle aus einer Timur feindseligen Lebensbeschreibung des furchtbaren Welteroberers fand, die auf Napoleons Sturz so wunderbar paßte, daß er sie zu übersetzen nicht umhin konnte. Da sie aber in keine der andern Bücher zu passen schien, so kam er auf den Gedanken, ein eigenes dem politischen Umsturz zu widmen, wie ihn auch Hafis unter Timur erlebte. Aber wenn der deutsche Dichter in den Orient flüchtete, um den leidigen politischen Stürmen zu entgehn, so scheint es wenig angemessen, daß er hier auf die gleich traurigen Ereignisse in Persien Bezug nimmt, von denen sich in Hafis keine Spur findet, wenn dieser auch einmal die Wiederherstellung des Schah Manssur feiert (Buchstabe Nun 1). Freilich erschütterten damals politische Stürme den Orient, aber sie bilden gerade, wie von Hammer sagt, einen merkwürdigen Gegensatz zu des Hafis ungetrübter Heiterkeit, der, „während rund um ihn her Reiche zusammenstürzten und Usurpatoren dauernd emporschossen, mit ungestörtem Frohsinn von Nachtigall und Rosen, von Wein und Liebe sang“. Unser Dichter wollte sich gerade dadurch vor der ängstlichen Spannung retten, daß er sich von allem Politischen abwandte, nur in der reinen Luft des Morgenlandes und zunächst in Hafis lebte; wenn er auch hier dem Unmuth

nicht entgeht, so lag dies eben darin, daß Hafis eben wie er selbst mit Gegnern zu kämpfen hatte, und er in diesem Widerstreite sich selbst fühlt und hält, während er gegen die dämonische Gewalt, welche die Welt niederwirft, eben keinen Trost findet. Das Buch Timur sollte „ungeheure Weltbegebenheiten wie in einem Spiegel auffassen, worin wir zu Trost und Untrost den Widerschein eigener Schicksale erblicken“ (oben S. 84). Später meinte Goethe, die hier hervortretende Tragödie ungeheurer Weltereignisse könnte erheitert werden durch zeitweiliges Auftreten von Timurs launigem Krieg- und Zeltgefährten Nussreddin Chodscha: allein man sieht nicht, weshalb dem Bilde dieses Welteroberers ein ganzes Buch gewidmet sein soll. Goethe fand auch wirklch keine Stimmung, den asiatischen Eroberer und die Weltzertrümmerung, die selbst China bedrohte, weiter auszuführen. Wenn er, um das Buch nicht mit einem kurzen Gedichte abzuthun, noch das Lied an Suleika hinzufügte, dessen Schluß der unzähligen Opfer von Timurs Herrschsucht gedenkt, so ist diese hier nichts weniger als an der Stelle, da diese Beziehung durchaus nebensächlich, nicht einmal die Andeutung gegeben ist, daß die Welt aus der blutigen Zerstörung sich wieder erholt habe. Auch erscheint das Eintreten Suleikas vor dem ihr bestimmten Buche anstößig. Um so glücklicher gestaltete sich das Buch Suleika selbst, da es hier galt, eine reizende, den Dichter selbst im hohen Alter noch beglückende Liebesneigung in allem dichterischen Glanze mit heiterer Versetzung in Hafis' Heimat zu feiern. Hafis selbst hatte die geliebten Mädchen, Knaben und Schenken nicht mit Namen bezeichnet*), doch weiß die Sage von seiner Liebe zu einem Sohne

*) Ein arabisches Mädchen Saad soll in der halbarabischen halb persischen Ghasele Ja 5 gemeint sein. Suleima Ja 40 scheint allgemeine Bezeichnung der Geliebten. Einmal (Elif 8) nennt Hafis den „schönen Knaben von Schiras“.

des Mufti, mit dem ihn der Schah überraschte, als er in einem Gewölbe, ganz hingerissen von dessen Schönheit, sich von ihm den Becher füllen ließ, und zu einem Sohne eines Schlossers, so wie von zwei weiblichen Bekanntschaften. In früher Jugend soll er ein Mädchen in Pirisebs, Schachnebal (Zuckerrohrstengel) geliebt haben, die erklärte, daß sie den Genius des Dichters höher schätze als Kronen und Throne, als dieser am letzten Morgen der zu seiner Dichterweihe schlaflos zu verbringenden vierzig Tage und Nächte bei ihrem freundlichen Nicken von Entzücken fast überwältigt wurde. Später verliebte er sich in ein Mädchen von Schiras, die wegen ihrer Schönheit und ihres Reichthums Arusi Dschihan (Braut der Welt) genannt wurde. Tag und Nacht brachte er unter den Fenstern der Geliebten zu, aber trotz seiner unendlichen Liebe und des Zuspruches der Verwandten konnte diese sich nicht entschließen, den durch die größten Talente, die feinste Lebensart und die süßeste Wohlredenheit ausgezeichneten Mann zu heiraten.

Nie ist das unzertrennliche, herzlich innige Angehören zweier liebenden Seelen zugleich anmuthiger und wärmer von einem Dichtermunde ausgesprochen worden, als es im Buche Suleika gelungen. Die Versetzung in das Morgenland und die Anlehnung an dortige Anschauungen und Verhältnisse gaben diesen Liedern nicht nur einen idealen Glanz, sondern machten auch allein den freien Austausch glühenden Gefühls, das volle Heraustreten der auf tiefstem Grunde bewegten Herzen möglich, da das Ganze so als geistreiches dichterisches Spiel gelten durfte, aber es ist eben ein dichterisches, von voller Empfindung durchwehtes und diese zu seelenhaftem Ausdruck bringendes, der Liebe holdes Glück zugleich

Cha 1 ist an einen Knaben Farrüch gerichtet. Eines jungen Christen „am Schenkenthor“ wird Ja 31 gedacht. Sonst findet sich die allgemeine Bezeichnung Schenke, persisch Saki. Vgl. von Hammers Diwan I, 326. II, 87.

verklärendes und in ihrem innersten Wesen erfassendes, das Herz hinreißendes Spiel. Die Liebe erscheint hier dadurch um so geistiger, daß der Liebende des sinnlichen Reizes der Jugend entbehrt, die Geliebte ihn liebt, weil sie zu seinem Geiste sich unwiderstehlich hingezogen fühlt und ihr der Geist die Blüte des Lebens ist. Goethe bemerkt in den Noten mit Recht, daß der Liebende sich nicht geckenhaft zudringlich dem Mädchen nähert, sondern ihrer Gegenliebe gewiß ist. Die Anordnung der Lieder ist im Ganzen sehr geschickt, so daß das Ganze ein fortschreitendes dramatisches Gemälde bildet, nur wird die offenbar beabsichtigte Folge mehrfach durch ungehörig zwischentretende Lieder gestört, besonders in der spätern Erweiterung.

Auch das Schenkenbuch schließt sich sehr glücklich an das Buch Suleika an. Ursprünglich war wohl eine andere Anordnung der Schenkenlieder beabsichtigt; denn im Morgenblatte bemerkt Goethe: „Der Dichter überwirft sich mit dem gemeinen Kellner und wählt einen anmuthigen Knaben, der ihm den Genuß des Weines durch gefällige Bedienung versüße.“ Jetzt tritt dieser Wechsel erst mit Gedicht 11 ein, während der Uebergang zu dem Buche durch die Liebe gebahnt wird, deren der Dichter auch in der Schenke gedenkt. Der Genuß des die Seele begeisternden Weines wird hier durch Liebe gewürzt; neben der Liebe zu Suleika (9. 18) tritt die Neigung zu dem reizenden Knaben, dem Schenken, der mit dem persischen Namen Saki bezeichnet wird (18. 19, wie schon VIII, 31), in anmuthiger Weise hervor. Der Dichter küßt ihn und theilt dem mit herzlicher Innigkeit an ihm hängenden, ja seine Eifersucht nicht verhehlenden Knaben weise Lehren mit. Goethe selbst bemerkt, weder die unmäßige Neigung zu dem halbverbotenen Weine, noch das Zartgefühl für die Schönheit eines heranwachsenden Knaben habe im Divan fehlen dürfen, aber besonders letzteres habe, um nicht anstößig zu erscheinen, in aller Reinheit behandelt werden müssen. Dieses ist

ihm vorzüglich gelungen, doch wünschten wir das Verhältniß noch etwas weiter ausgeführt. Das Buch begann ursprünglich mit Liedern, die sich auf das Sitzen in der Schenke beziehen, daran schließen sich andere zum Preise der Trunkenheit. Das Gespräch zwischen Suleika und Hatem (9) tritt fremdartig ein und verdankt seine Stelle wohl nur dem folgenden Gedicht: „Wenn der Körper ein Kerker ist" (10). Die Entlassung des groben Kellners scheint uns wenig gehörig, da wir uns im folgenden den Dichter zu Hause trinkend denken müssen, und der Kellner zum Schenken keinen glücklichen Gegensatz bildet. Dann folgen die hübschen, im letzten gipfelnden Gespräche mit den Schenken. Das am Anfange in der Ausgabe letzter Hand eingefügte nach Hafis umgebildete „Was in der Schenke waren heute" ist fremdartig, da dessen Spitze sich gegen die Streitsucht der sich weise dünkenden Schulgelehrten wendet.

An die beiden sehr belebten Bücher Suleikas und des Schenken schließt sich mit Fug wieder ein ruhiges, in welchem morgenländisches Sinnen und Dichten zu Tage tritt; es sind zehn theils überlieferte, theils im orientalischen Sinne angeführte oder gedachte Parabeln. Entschieden müssen wir dagegen das folgende Buch des Parsen als hier ungehörig betrachten. Wenn der Dichter im Morgenblatt bemerkte, die Religion der Feueranbeter zur Darstellung zu bringen, sei um so nöthiger, als „als ohne einen klaren Begriff von diesem frühesten Zustande die Umgestaltungen des Orients immer dunkel bleiben würden", so kann hierdurch eine besondere Beachtung der in Persien im Absterben begriffenen, kümmerlich sich in einigen schwer zugänglichen Winkeln erhaltenden, meist nach Indien geflüchteten alten Religion trotz ihres frühern praktischen Eingreifens in alle Lebensverhältnisse*)

*) Zu Goethes Abhandlung „Aeltere Perser" möchten wir noch auf Herders neunten persepolitanischen Brief (an Kleuker) verweisen.

nicht begründet werden. In der persischen, ganz von dem Koran beeinflußten Dichtung tritt diese reine Sonnen- und Feuerverehrung nicht hervor und ihr Einfluß ist in Persien ganz verschwunden, wenn auch bedeutende Männer aus dem in Indien blühenden Parsismus hervorgegangen sind. Wie natürlich auch der Antheil ist, den der Dichter jener vom gröbern, aber thatkräftigen Mohammedanismus verdrängten Naturreligion zuwendet, und wie herrlich sich auch seine gemüthliche Theilnahme an dem hier gegebenen Vermächtniß altpersischen Glaubens ausspricht, das ein merkwürdiges Gegenstück zur Braut von Korinth und zur ersten Walpurgisnacht bildete, diesen prächtigen Ausklängen des griechischen und germanischen Heidenthums, in dem Bilde neupersischen, auf der Anschauung des Korans gegründeten Lebens erscheint es fremd, kann auch durch den Gegensatz, den es zum Koransparadiese bildet, als selbständiges Buch nicht gerechtfertigt werden; eher dürfte man sich denken, daß es im letzten Buche erschiene, das dann freilich noch mancher Zusätze und einer passenden Einführung des Gegensatzes bedurfte. Die Ausführung des das Buch abschließenden Preises der Sonne als Zeitigerin der Trauben ist wenig passend. Vortrefflich schließt der Divan mit dem Buche des Paradieses, da das von den Koranglaubigen erhoffte Jenseits die nothwendige Ergänzung ihres irdischen Daseins bildet. Der Dichter hat sich aber nicht damit begnügt, die Vorstellungen des mahommedanischen Paradieses an den berechtigten Männern, den hochbegnadigten Frauen und selbst den Thieren auszuführen und in der Entrückung der Siebenschläfer auf die gnädige Fürsorge des Himmels für die treuen Gläubigen zu deuten, sondern mit köstlichem Humor führt er sich selbst in das mahommedanische schon am Schlusse von I, 1 angedeutete Paradies ein und schließt in einem Gute Nacht! mit dem Wunsche, daß diese Lieder sein Volk erfreuen

möchten, während er sich selbst den frischen, freien Genuß des unendlich weiten, für alle bestimmten Paradieses ersehnt. So klingt das Ganze in der Widmung an sein deutsches Volk mit dem freudigen Vertrauen auf das freilich hier in morgenländischer Weise dargestellte Jenseits aus.

Nur weniges hat der Dichter ganz unverändert aus seinen Quellen in den Divan herübergenommen, ohne es als solches zu bezeichnen; aber dadurch wird die Einheit der Dichtung nicht wesentlich gestört, eben so wenig durch die Aufnahme von ein paar Gedichten der Willemer, vielmehr sind diese alle an ihrer Stelle vortrefflich, wenn auch freilich das dichterische Verdienst des Divans eine kleine, aber dem sonstigen Reichthum gegenüber fast ganz verschwindende Einbuße dadurch erleidet, daß diese zum Theil köstlichen Früchte nicht in Goethes eigenem Garten gewachsen. Dagegen verlieren diejenigen Gedichte, welche von dem Anfange eines hafisschen Liedes ausgehen, gleichsam nur durch Hafis die Leier stimmen lassen, um dann aus freier Brust zu singen, wie auch solche, bei denen bloß ein gelegentliches Wort des persischen Dichters zu Grunde liegt, aus dem ein durchaus selbständiges Gedicht wie aus unscheinbarem Keime sich frisch entwickelt, dadurch nicht im geringsten, da der Dichter wie durch äußere Verhältnisse und Anschauungen, so auch durch ein Wort eines andern Dichters sich anregen lassen kann, und die Wirkung der Lieder selbst wird dadurch nicht beeinträchtigt, wenn wir das fremde Motiv nachweisen, ja wir lernen dadurch vielmehr die Geistesgewandtheit schätzen, die aus einem wenig bedeutenden Worte eine lebendige Schönheit hervorgetrieben. Beim allergrößten Theile der Divanslieder hat Goethe sich als freischöpferischer Dichter erwiesen, auch da wo er morgenländischer Anklänge und Anspielungen sich zu seinem Zwecke bedient, da er ja eben in diesem Tone zu dichten sich vorgesetzt hat, wozu er, unbeschadet

seiner dichterischen Freiheit, vollberechtigt war; denn so wenig dem neuern Dichter klassische Bilder und Vorstellungen verwehrt sind, so wenig kann ihm das Recht abgesprochen werden mit lieblichen Blumen aus dem morgenländischen Dichtergarten seine Dichtung zu schmücken, wenn dies nur mit Geschmack und Einsicht geschieht und keine zu großen Ansprüche an den Leser macht. Von dem letztern Fehler dürfte freilich Goethe nicht ganz freizusprechen sein, aber man wird sich die Mühe, die morgenländischen Anspielungen zu deuten, nicht verdrießen lassen, wenn sie uns einen wahrhaften dichterischen Genuß verschafft.

Das höchste Geschick hat Goethe in der Nachahmung des morgenländischen Tones bewiesen. Wenn Hammer keinen Tadel deshalb fürchtete, „daß er Bild für Bild (in) dem Flammenkolorit des Originals hinwarf, ohne die Schattirungen und Uebergänge, welche die kältere Phantasie des Abendländers nothwendig findet, aus eigenem Farbenvorrath hinzuthun zu wollen; daß er die beständige Personenwechslung, vermöge welcher der Dichter in einer und derselben Gasel von sich bald in der ersten, bald in der zweiten, bald in der dritten Person spricht, in keine Einheit verschmolzen; daß er an Stellen, die sich unmöglich auf weibliche Schönheit deuten lassen, sich keine Veränderung erlaubte, was er hätte thun müssen, wenn er nicht in Ungereimtheiten verfallen und z. B. Mädchen wegen ihres grünenden Bartes hätte loben wollen", so war er freilich dazu berechtigt, wenn er, wie er sich ausdrückt, weniger den persischen Dichter in den deutschen Leser als den deutschen Leser in den persischen Dichter übersetzen wollte — aber besonders durch diese strenge Beibehaltung der von ihm angeführten Eigenheiten hat er eben den deutschen Leser von seinem Hafis abgestoßen. Goethe hat mit großer Feinheit bloß die Eigenthümlichkeiten der neupersischen Dichtung in Ausdruck, Sprache und Ton aufgenommen, welche den deutschen Leser anmuthen können; nur

selten ist er hierbei der äußersten Grenzlinie nahe gekommen, um eben den morgenländischen Charakter in vollstem Maße, so weit er dem deutschen Gefühl erträglich ist, zur Anschauung zu bringen. Er hat sich selbst darüber in den Noten und Abhandlungen, in den Abschnitten Zweifel, Despoten, orientalischer Poesie Urelemente und Uebergang von Tropen zu Gleichnissen treffend ausgesprochen. Deshalb konnte er auch die für die deutschen Leser ermüdende Ghaselenform nicht durchweg anwenden. Goedeke meint freilich, Goethe habe die wesentliche Bedeutung dieser Form nicht erkannt, nicht bemerkt, daß „in der Stetigkeit des immer wiederkehrenden Gedankens die Einheit des Gedichts beruhe, das jeden einzelnen Gedanken in diesen Spiegel (des durchgehenden Reimes) blicken lasse". Wenn irgend einer, so wußte unser Dichter, daß keine nationale Reim- und Versform zufällig sei, daß sie mit dem dichterischen Geiste zusammenhänge, und so entging ihm auch wohl nicht, worauf diese eintönige durchgehende Reimform beruhe, die eben, wie auch Kosegarten a. a. O. 588 hervorhob, bei dem besondern Baue der morgenländischen Sprachen weniger Zwang auflegte; sie schien ihm eben dem deutschen Sinne und der deutschen Sprache eben so wenig gemäß und eine unerträgliche Beschränkung, wie das von Hammer als wesentlich hervorgehobene Gesetz, daß im letzten oder vorletzten Distichon der Beiname des Dichters künstlich verschlungen sei. Nicht aus Unkenntniß, sondern mit entschiedener Absicht hat Goethe nur selten die Ghaselenform angewandt und meist durch zwischentretende Reime gesteigert. Was er aus der neupersischen und arabischen Dichtung vor allem sich aneignete, war frische Sinnlichkeit, spielende Leichtigkeit, sinnige Auffassung, der Schmuck anmuthiger und glänzender Tropen, Bilder und Gleichnisse, alles Vorzüge, die der Dichter selbst in hohem Grade besaß und sich erhalten hatte, die aber durch die morgenländische Dichtung,

in die er sich versenkte, neu belebt und verjüngt wurden. Auch der häufige Gebrauch der Bilder und Gleichnisse war Goethe eigen, wie er selbst im sechsten Buche von Dichtung und Wahrheit ausspricht, wo er dem Oberdeutschen überhaupt, besonders den Anwohnern des Rheins und des Mains, die Neigung zu Gleichnissen, Anspielungen und sprüchwörtlichen Redensarten zuschreibt: aber das Morgenland bot ihm die glänzenden und witzig spielenden Bilder, welcher er sich mit Mäßigung bediente, ohne die Vermischung verschiedener Bilder, von der selbst die griechischen Dichter nicht frei sind, in störender Weise sich zu gestatten, nur den unendlichen Reichthum bildlicher Ausdrücke zum Preise der höchsten Schönheit und Vollkommenheit hat er ein paarmal nachgebildet. Wenn über den Divansliedern hiernach ein Hauch orientalischen Glanzes und duftenden Lebens ruht, so hatte der Dichter auch den Geist ruhiger Beschaulichkeit und die Glut hinreißender Leidenschaft an den Dichtungen des Hafis neu angeregt, die dem Divan eine um so größere Anziehung geben, als sie überall das jenem fremde deutsche Gemüth durchleuchten lassen. Voll, rein, klar und heiter ergießt sich hier in süßem Wohllaut der Liederstrom des mit verjüngtem Blicke die Welt anschauenden und erfassenden, sich ihr heiter hingebenden, Morgen- und Abendland in seiner Brust vereinigenden Dichters. Die Komposition der Lieder ist meist schlicht und einfach, aber doch zuweilen wegen des Wegfalls der Zwischenglieder nur dem tiefer Eindringenden ganz verständlich, wenn auch dem von der hinreißenden Darstellung und dem Geiste des Ganzen erfüllten Leser die Schwierigkeiten meist entgehen. Die Reinheit und Klarheit, die frische Leichtigkeit und der goldene Fluß der Sprache, die „Venusrede" des Dichters geben den Liedern des alternden, aber über die Sprache mächtig gebietenden, nur selten willkürlich schaltenden, sie kommandirenden und Eigenheiten wie auch im zweiten Theil des

Faust sich gestattenden Sängers einen eigenen Reiz. Spuren des Alters zeigen sich kaum, nur hat es sich der Dichter hie und da etwas bequem gemacht. Dies gilt besonders in Bezug auf den Reim, bei welchem Goethe freilich nie die vollste Reinheit ängstlich suchte, wie i und ü, ei und eu, e und ä und ö (sogar Höhe, Nähe und Sehe, Gewölbe und dasselbe, flötet und drommetet), b und p (liebet und piepet), ch und g (riechen und schwiegen, brauchen und Augen, zeichnen und aneignen), s und ß (wie diesen und genießen) u. ä. reimen. Aber dieser unreinen Reime hat der Dichter sich mit großer Mäßigung bedient und die Reimworte selbst sind selten die längst vergriffenen, die freilich auch nicht ganz zu entbehren waren. Anstößiger ist es, daß dasselbe Wort im Reime steht, wie war — war, an — an, Rechte Gerechte, oder daß in einzelnen Gedichten, wie in Elemente, Liebliches, Lied und Gebilde u. a. in vierversigen Strophen bald alle vier Verse verschränkt reimen, bald bloß der zweite und vierte. Noch weniger zu entschuldigen sind Reime, wie zeugtest und leuchtet, teutschet und heischet, brennt und kömmt, die der Dichter entweder übersah oder stehn ließ, weil er durch eine Verbesserung den Sinn oder die Leichtigkeit der Darstellung zu schädigen fürchtete und er nach seinem bekannten Worte den Sinn höher als die Reinheit des Reimes und Verses stellte. Aber ihn mit von Loeper (S. XLI) „wegen gewagter und sogar unmöglicher Reime“, wie wegen „fehlender oder überzähliger Versfüße“ zu preisen, weil „solche Inkorrektheiten der Beweis eines überlegenen, das Untergeordnete dem Wesentlichen aufopfernden Kunstverstandes“ seien, können wir uns nicht entschließen. Die Reim- und Versform ist doch nicht dazu da, daß sie verletzt werde; eine Verletzung, die nur in der Bequemlichkeit oder einem Versehen ihren Grund hat, kann entschuldigt, aber nie gelobt werden, sie bleibt ein

[illegible] und in
[illegible] Eigensinn stehn
[illegible] Freiheit der Vers- und
[illegible] sehr hoch, wüßten
[illegible] lyrischen Stücken des
[illegible] manchen einzelnen Liedern
[illegible] bezeichneten Freiheiten
[illegible] finden sich auch sonst bei
[illegible] seltenen Fälle, in welchen
[illegible] oder dieselben durch paar-
[illegible] gerte, ist oben in der Ent-
[illegible] Vgl. II, 8. IV, 8. 22. V, 3.
[illegible] wollte diese Form nur an-
[illegible] igkeit ihres durchgehenden
[illegible] mit Binnen- oder dop-
[illegible] genügten ihm, neben denen
[illegible] Verse, wie in frühern Tagen,

[illegible] Weber.

3. Erläuterung der einzelnen Lieder.

I. Buch der Sänger.

Der Vorspruch bezieht sich auf die Zeit vom siebenjährigen Kriege bis zur französischen Umwälzung, die den Dichter, der des Segens des Friedens so lange sich erfreut hatte, aus seiner Ruhe aufstörte.*) An die glückliche Stellung beim weimarer Hofe ist nicht zu denken. Der Spruch ist eigentlich als Gegensatz zum ersten Gedichte gefaßt. Das arabische Sprichwort schön wie die Zeit der Barmekiden nahm Goethe aus Oelsner S. 161. Vgl. den Abschnitt Kaliphen in den Noten und Abhandlungen. Der Perser Giafar Barmak war 718 unter dem Kalifen Soliman an den Hof zu Damaskus gekommen; er und seine Nachkommen erfreuten sich des höchsten Einflusses. Unter Hârûn al Raschid bekleideten drei derselben siebzehn Jahre lang nacheinander das Vezirat, bis dieser im Jahre 803 gegen sie so aufgereizt wurde, daß er die ganze Familie, selbst seinen Liebling, den jungen Dschafar, hinrichten ließ. Unter ihnen blühten Gewerbe, Kunst und Wissenschaften; die Hauptstadt Bagdad war der Sitz des glänzendsten Lebens.

---

*) Ließ ich gehn, verlebte ich, ohne mich darum zu kümmern, da sie mich in Ruhe ließen, im Gegensatz zu der später ihn beunruhigenden politischen Lage. — Was mir beschieden, seine glückliche Lage, die ihn der Dichtung und einem edlen Fürsten sich widmen ließ. — Eine Reihe wird zur Bezeichnung einer langen ununterbrochenen Zeit, freilich etwas eigenthümlich, gebraucht.

1. Hegire. Die Ueberschrift des am 24. Dezember 1814 gedichteten Liedes deutet auf seine geistige Flucht aus den politisch wirren Zeitverhältnissen nach dem Morgenlande, dessen Dichtung und Leben. Nur so ist der Ausdruck zu fassen, der Goethe längst geläufig war, wie er schon 1781 Knebels einstweilige, leidenschaftlich durchgesetzte Entfernung von Weimar dessen Hegire nannte, sechs Jahre später seine heimliche Reise nach Italien als seine Hegire von Karlsbad bezeichnete. Vgl. auch S. 38. Einen Doppelsinn in der Ueberschrift mit von Loeper anzunehmen, daß Hegire nicht bloß die Flucht des Dichters, sondern auch den Anfang einer neuern Zeitrechnung, einer glücklichern Epoche bezeichne, berechtigt uns nichts; Goethes Gebrauch und das Gedicht selbst sprechen entschieden dagegen.

Str. 1 bezeichnet den Entschluß seiner Flucht genau: zunächst den Umsturz und die Zerstörung der ganzen übrigen Welt und im Gegensatz dazu das östliche Land und die östliche Dichtung, denen er sich zuwendet, wobei natürlich nur Arabien und Persien vorschweben, in welchen noch das reine natürliche Leben zu finden, welches uns aus dem Leben der Patriarchen entgegenweht; daneben nennt er das Verjüngen durch die neupersische Dichtung, die in heiterm dichterischen Genusse alle schweren Gedanken vertreibe. Zu dem Lieben und Trinken (vgl. I, 7, 10) tritt noch das Singen, die Dichtkunst, die beide feiert und würzt. — Chisers Quell. Chiser (arabisch Kheder, grün) entdeckte den Quell des Lebens Ab-Zendeghian im Lande der Finsterniß und verjüngte sich in ihm; als ewig blühender Jüngling war er zum Hüter des Quells bestellt. Vgl. von Hammers Diwan II, 56. 64. Er soll dem Hafis, als er vierzig Tage und Nächte gewacht hatte, als ehrwürdiger Greis in einem grünen Mantel erschienen und ihn durch einen Trunk aus dem Becher seiner Quelle zum unsterblichen Dichter geweiht

haben*) — Str. 2 f. Dort will er sich in das patriarchalische Leben der Urväter versenken, deren Abbild er eben hier findet.**) — Gott selbst sprach zu den Patriarchen und lehrte sie, was sie thun sollten, während jetzt jeder für sich denken und entscheiden muß. Der Vater galt damals als Herrscher der Familie, jeder fremde Gottesdienst außer dem überkommenen war ausgeschlossen, die Kraft des Glaubens so unendlich, wie das Nachdenken äußerst beschränkt, die Ueberlieferung heilig, eben weil sie von Mund zu Mund ging.***) — Str. 4 f. Er will unter Hirten leben, alle Karavanenstraßen durchziehen, auf gefährlichen

*) Noch im Taschenbuch für Damen stand Jugendquell statt Chisers Quell, wie aber schon das Morgenblatt hat. Der Jung- oder Jugendbrunnen (fontaine de jouvence) ist eine beliebte Vorstellung des Abendlandes.

**) Dort ist noch alles rein und recht (der Natur entsprechend). — Eigenthümlich, gleichsam sinnlich belebt, ist der Ausdruck menschlichen Geschlechten in des Ursprungs Tiefe bringen für „in die tiefe (weit abliegende) Urzeit des Menschengeschlechtes bringen". Geschlechte deutet auf die Fortpflanzung in aufeinander folgenden Geschlechtern (γενεαί). Die Mehrheit Geschlechte hat auch Klopstock im Messias, und sie ist auch von spätern Dichtern angewandt worden. — Am Ende von Str. 2 ist Komma statt Punkt herzustellen. Vor Will (3, 3. 4, 1) ist ich mit einer Goethe nach der Weise des Volksliedes beliebten Freiheit ausgefallen.

***) Wie das Wort schließt sich frei an „Will mich freun der Jugendschranke" an. — Seit Wurm bezieht man das Wort hier irrig auf den Spruchreichthum der Morgenländer. Kosegarten in der Anzeige des Divans S. 586 f. bemerkte, um eines gesprochenen Wortes willen sei im Oriente oft nicht nur Männern, sondern auch Völkern und Reichen ihr Schicksal entschieden worden. Die Araber hätten wegen der Gewalt des Wortes die Dichtkunst die erlaubte Zauberei genannt. Ueber die patriarchalische Zeit vgl. Herders „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit" (1774) im ersten Abschnitt. — Der Binnenreim dort war — Wortwar, wie I, 14, 1. 3. VIII, 24, 14. 16. Die ungeraden Verse sind I, 14 immer Doppelreime, nur in der ersten Strophe Binnenreime.

Felswegen auf dem Maulthiere die Nächte durchreiten. (Vgl. V, 1 Str. 3 f.*). — Jeden Pfad — Städten deutet auf die verschiedenen Karavanenstraßen, doch erwartet man durch die Wüste, da die Karavanen sich in großen Städten versammeln. — Str. 5. bezieht von Loeper irrig noch auf die Karavanen. Erst hier gedenkt Goethe gelegentlich seines Hafis, dessen Lieder, wie er in den Noten und Abhandlungen bemerkt, Kameel- und Maulthiertreiber unbewußt mehr als bewußt fortsingen. Sie trösten über die Langeweile des Weges, unterhalten ihn. Die Treiber singen am Abend, vor dem Aufgange der Sterne, die sie dadurch hervorrufen.**) Unmöglich kann unter den Sternen, wie man nach Wurm annimmt, der Morgenstern gemeint sein, den der Treiber wachend erwarte. In der Nacht singt er, daß die Räuber vor seinem Sange fliehen. Den Hafisliedern wird hier eine heilige Kraft vom Dichter zugeschrieben, wie er ihn selbst darauf als heilig bezeichnet. — Str. 6. Ja er will auch mit Hafis Bäder und Schenken besuchen und selbst in das mohammedanische Paradies

---

*) Ursprünglich stand mengen statt mischen, worauf der folgende Vers lautete „Mich durch Blütenbüsche drängen", sich dann Will statt Wenn anschloß und demgemäß weiter wandlen, handlen stand. Das wenn tritt hier wie in der folgenden Strophe ein, um V. 2 weiter auszuführen. Aber auffallend ist es, daß der Oasen hier früher gedacht wird als der Handelskaravane, bei der er sich befindet. Die frühere Lesart war klarer und bezeichnender, wenn man auch freilich „das Drängen durch Blütenbüsche" gern durch etwas Bezeichnenderes ersetzt sähe. Auch Sauppe zieht jene vor. — Handeln für erhandeln, wie es Goethe auch in Prosa braucht (so in den Lehrjahren IV, 8) nach Luther (Lucas 19, 15).

**) Bei Hafis heißt es in der Ghasele Elif 9, es sei nicht Wunder, wenn im Himmel, durch Hafisens Lied geweckt, zu dem Lautenspiele Suhres (des Genius des Morgen- und Abendsternes) der Messias tanze. Dazu bemerkt von Hammer, ein Rezensent wolle irrig aus dem Messias Sterne machen. Goethe nahm dies zu seinem Zwecke heraus. In der Ghasele Ta 2 tanzen die Sphären zum süßen Lied des Hafis.

dringen. Hafis gedenkt auch häufig der Schenken, in welchen er mit dem geliebten Mädchen sitzt*), das er auffordert, den Schleier zurückzuziehen (Hafis Be 4, Ta 67); vom Dufte der Locken, von dem Ambrahaar der Geliebten (sie sind mit der sogenannten Ghalie gesalbt. vgl. Hammers Divan I, 59. 73. 280) ist viel die Rede (Hafis Ta 12. 15).**) Ja selbst in den mahommedanischen Himmel will er dringen. Auf unsere Stelle deutet wohl Goethe, wenn er vom ersten Buche sagt (S. 88), der Reisende lehne den Verdacht nicht ab, selbst ein Muselmann zu sein. Die Huris (in der Einheit Huri) sind die bei Hafis mehrfach vorkommenden mahommedanischen Paradiesesjungfrauen von glatter, zarter, gelblichweißer Haut und großen weißen funkelnden Augen mit schwarzen Augäpfeln, wogegen die persischen Peris (Peri) Genien.***) — Str. 7. Das Lied schließt mit der launigen Begründung, daß ihm als Dichter der Eintritt ins mahommedanische Paradies nicht verwehrt sein werde. Vgl. XII, 4. 5. Er weist die zurück, welche dieses Glück ihm beneiden oder es ihm gar als eines christlichen Dichters unwürdig verleiden möchten, durch die launige Bemerkung, daß seine Seligkeit darin bestehe, auch im Jenseits das bekannte Liederspiel zu üben, durch seine Lieder sich und andere zu entzücken.†) Man halte hiergegen Klopstocks Vision in der Ode Laura und Petrarka 48 ff.

*) Auch in Kirchen und Klöstern sucht er die Geliebten auf (vgl. Hammer I, 106). Goethe setzt neben die Schenken die zu Versammlungsorten dienenden Bäder.

**) Schüttelnd steht des Wohlklangs wegen vor dem davon abhängigen Akkusativ. — Düften ist ältere Form neben duften, wie bei Uz, Hagedorn, Wieland. Vgl. die Erläuterungen zu Schillers lyr. Ged. I, 348.

***) Die Mehrheitsform Huris nahm Goethe aus Hammer (vgl. I, 155. 257), aber nicht auch die ursprüngliche Betonung als Jambus.

†) Im Taschenbuch für Damen stand die falsche Form Dichtersworte.

2. Segenspfänder. Goethe las das Gedicht schon am 3. August 1815 Boisserée vor. Vgl. oben S. 49. Ursprünglich waren nur die beiden ersten, dieselbe Vers- und Reimform zeigenden Strophen nach von Hammers Worten in den Fundgruben gedichtet: „Heute besteht der Unterschied zwischen Talismanen und Amuleten darin, daß bei jenen die Inschrift auf Stein *), bei diesen auf Papier geschrieben ist, daß jene größtentheils nur von Frauen am Gürtel oder Busen, diese von Männern und zwar meistentheils von Soldaten als Skapuliere oder en baudrier getragen werden." Launig deutet er dabei auf den Werth des Stoffes der Talismane und auf die Wirkung, welche der Sinn des Spruches übt, wodurch er die eigentliche Segenskraft des Talismans als solchen aufhebt. **) — Die folgenden drei Sprüche weichen in Vers- und Reimart völlig ab, und nur die an zweiter Stelle genannten Abraxas sind eigentliche Segenspfänder des morgenländischen Aberglaubens. — Die Inschrift ist nichts als ein Wahlspruch, bei dem man sich nichts anderes denkt, als sie ausdrückt, die feste leitende Ueberzeugung.***) Boisserée hörte, wenn er genau berichtet, diese Strophe nicht. — Bei den gnostischen Abraxas, geschnittenen Steinen mit abenteuerlichen Bildern, die Winckelmann als außerhalb der Kunst liegend betrachtete, und dem die Tage des Jahres bezeichnenden Αβρασαξ fällt es auf, daß Goethe sagt, solche bringe er selten, da er doch weder von Talismanen, noch von Amuleten

---

*) Chardin bezeichnet als Steinarten derselben Onyx, Achat und Karneol, am häufigsten aber sei der Gagat. Goethe nennt zwei besonders geschätzte Steinarten.

**) Allahs Namen rein verkünden soll hier auf eine gottgefällige Lehre deuten. — Statt Gläubigen ist Gläubgen zu schreiben.

***) Hat nichts hinter sich. Bekannt ist das von Goethe (Sprüchwörtlich 64) benutzte: „Das Interim hat nichts hinter ihm." — Auffällt die Verbindung „was (wovon) du sagst."

und Inschriften bemerkt, daß er sie bringe. — Den geraden Gegensatz zu den Abraxas bildet der Siegelring. Im engsten Raum (vgl. Str. 2, 4) soll er die sinnbildliche Darstellung eines würdigen Gedankens geben;*) ist das gewählte Sinnbild sprechend, so steht der Gedanke ganz klar da, so daß du ihn kaum denkst, sondern gleichsam anschaust. Darauf, daß man die Darstellung erst auf dem Abdruck erkennen kann, wird hier keine Rücksicht genommen; denn erhaben geschnittene Steine sind eben keine Siegelringe.**) Goethe hatte sich in Rom Abdrücke der besten geschnittenen Steine, aber auch an fünfzig Gemmen angeschafft, von denen ihn fünf außerordentlich anzogen. Die Darstellung eines Onyx, ein Adler, der einen Löwenkopf an der Brust, hinten einen Widderkopf mit einer darüber in die Höhe gehenden Kornähre hat, konnte er nicht enträthseln. Eine größere Anzahl vertieft und einige erhaben geschnittene Steine enthalten seine Sammlungen; manche waren durch seine Hände gegangen, wie die hemsterhuisische Sammlung, die er in der Campagne in Frankreich beschrieb.

3. Freisinn. Die beiden Sprüche standen im Morgenblatte als Schluß der Talismane (4) ohne besondere Ueberschrift.***) Dem erstern liegt die Aeußerung Engelhardts in der Beschreibung einer zu Pferde durch den Kaukasus gemachten Reise

*) Den höchsten Sinn im engsten Raum, so daß ein so bedeutender Sinn in dem engen Raume ausgesprochen ist als möglich. — Zeichnen, mit bezeichnender bildlicher Darstellung ausstatten.

**) Von Loeper deutet den letzten Vers gerade darauf, daß, da man die Inschrift verkehrt steche, sie „erst beim Abdruck zu lesen" sei. Hier ein Echtes aneignen kann nur auf die treffende zum Siegelringe gewählte sinnbildliche Darstellung gehn; dazu paßte aber der Nachsatz gar nicht, könnte er heißen, was von Loeper gegen die Worte hereinlegt: „du mußt ihn erst abdrucken, um das Bild zu erkennen".

***) Str. 2, 1 war uns Druckfehler statt euch.

in den Fundgruben zu Grunde: „Menschen, die, bloß durch die Bande des Bluts und einer gemeinsamen Sprache locker zu einem Volke vereinigt, in völliger Ungebundenheit freudig die wohlgeübte Kraft des Armes gebrauchen, um zu erlangen, was ihnen gelüstet, und die in solche Freiheit ihr ganzes Glück setzen, wo finden wir diese auf unserm Kontinent außer im Kaukasus, so daß wir den Mann (bei den Galga-Inguschen) loben möchten, der einst einen Antrag zur Unterwürfigkeit mit der kurzen Antwort zurückwies, über seiner Mütze sehe er nur den Himmel.“ Goethe hat diese Aeußerung glücklich dramatisirt. — Zu dem zweiten ward dieser durch das Motto aus dem Koran: „Er hat euch die Gestirne gesetzt als Leiter in der Finsterniß zu Land und See“ zu dem die Fundgruben beginnenden Aufsatz von Hammers „über die Sternbilder der Araber“ veranlaßt. Goethes Zusatz paßt nicht wohl zum ersten Theile, der den Nutzen der Sterne für den Reisenden hervorhebt, wogegen hier das Erfreuliche des Anblicks hervorgehoben wird. Man erwartete und daß statt damit. Vgl. Goethes Lied Trost in Thränen Str. 6 f. (Erläuterungen II, 135).

4. Talismane. Die fünf frommen Sprüche brachte bereits das Morgenblatt unter dieser Ueberschrift. Der erste, dessen sich Goethe schon Anfangs Januar 1815 in einem Briefe an Boisserée bediente, ist nach dem aus dem Koran genommenen Motto der Fundgruben: „Sag: Gottes ist der Orient und Gottes ist der Occident; er leitet wen er will den wahren Pfad“, in glücklicher Weise weiter ausgedehnt. Am 3. März 1787 schrieb Goethe aus Neapel: „Die Erde ist überall des Herrn“, nach Psalm 24, 1.*) —

*) Nord- und südliches. Man erwartete Nörd-, aber die spät nachfolgende Endung erwirkt hier nicht den Umlaut. — Das gangbare Gelände ist hier eigenthümlich verwandt.

Beim zweiten liegen die in den Fundgruben genannten neun und neunzig sogenannten schönen Beinamen Allahs zu Grunde, die bei Talismanen, wie bei Beschwörungen und Zaubereien benutzt werden (vgl. VIII, 54, 23); der neunundzwanzigste ist der Allgerechte. Bekannt ist auch der fromme Spruch: „Gott ist gerecht." Amen haben auch die Araber angenommen. — Die beiden folgenden Sprüche gehören Goethe an. Der dritte deutet darauf, daß die vielen Irrwege uns nicht in kleinmüthige Verzweiflung setzen dürfen, da Gott uns immer den Irrthum gewahren läßt, woran sich der Wunsch schließt, er selbst möge als Mensch und Dichter des rechten Pfades nicht verfehlen. Vgl. Goethes vier Jahreszeiten 51. 53. Generalbeichte Str. 2. „Seinen eigenen Weg zu verfolgen bleibt immer das Vortheilhafteste", lesen wir in den Annalen (1817); „denn dieser hat das Glückliche, uns von Irrwegen wieder auf uns selbst zurückzuführen." Vgl. VI, 50. Nach Kosengarten S. 589 wäre außer 3b und 4a auch „Wenn ich handle — Richte" aus dem Koran genommen.*) — Der vierte spricht die Ueberzeugung aus, daß alles tüchtige irdische Streben und Wirken die zu unsterblichem Leben bestimmte Seele fördern, der Geist dadurch in sich selbst gedrängt und zu höherer Thätigkeit getrieben wird. Es ist das Faustische, daß der Mensch in seinem dunkeln Drange sich des wahren Weges wohl bewußt bleibt.**) — Der fünfte Spruch gehört, wie schon Kosegarten bemerkte, Saadi an, dessen Rosenthal nach Olearius beginnt: „Lob sei dem groß-

*) Vgl. Sure 1: „Zu Dir wollen wir flehen, daß Du uns führest den rechten Weg."

**) Die Fassung ist freilich etwas gekeilt. Statt „ob — das gereicht" sollte es heißen „ob auch — so gereicht dies doch". — Zu Mit dem Staube hat man ist zu denken, zu dringet er, und in sich selbst gedrängt ist zu erklären, „da er in sich selbst gedrängt worden ist". — Nach oben, wie es im Faust heißt, zu den Gefilden hoher Ahnen, zu Gott. Umgekehrt sagt Goethe: „Jede Form, sie kommt von oben."

mächtigsten und allerhöchsten Gott. Ihm gehorsamen ist ein Mittel, ihm näher zu kommen; Ihm Lob und Dank sagen vermehret seine Wohlthaten über uns. Ein jeglicher Athem, den man in sich zeucht, hilft zur Verlängerung des Lebens, und der wieder aus uns gehet, erfreuet den Geist. Darumb seind im Athemholen des Menschen zweierlei Gnaden und für jegliche soll man Gott im Herzen danken." Herder hatte die Stelle im Merkur 1782 also übertragen:

Lob sei dem Ewigen!
Gehorchen ihm, ist näher zu ihm gehn:
Mit Dank von ihm empfangen
Heißt: mehr erlangen.

So oft der Athem in uns zeucht,
Erneut er unser Leben:
So oft der Athem vor uns fleugt,
Erfreut er unser Leben.
In jedem Athemzug ist zwiefach seine Huld
Und unsre Schuld.

Seine spätere Uebertragung steht am Anfang des ersten Buches der Blumen aus morgenländischen Dichtern. Die Anwendung hat Goethe ganz eigen gewandt.*)

5. Vier Gnaden. Am 6. Februar 1815 gedichtet. Nach Chardins Bericht: „Die Araber sagen, Gott habe sie vor andern Völkern mit vier Gaben begünstigt: einem Turban, der ein besseres Ansehen gebe als die Tiara der Könige, einem Zelt, schöner als Häuser, Schwertern oder Säbeln, die sie besser beschützten als die Schlösser und Burgen anderer Völker, endlich Liedern, die vortrefflicher als die Bücher und Werke der umliegenden Völker." Derselbe bemerkt, der gewöhnliche Gegenstand ihrer Dichtung sei

*) Pressen im Sinne von „drücken", wie es häufig vom Herzen steht, bei Wieland, Goethe (Großkophta II, 6) u. a.

Moral. Nach Kosegarten S. 589 sagen die Araber von sich sprichwörtlich: „Die Turbane sind ihre Kronen, die Zelte ihre Mauern und die Schwerter ihre Zäune und das Lied ist ihre Urkunde.“ Wie in den Talismanen sich die gläubige Unterwerfung unter Gott, der alles zum Besten leitet, ausspricht, so hier das erhebende Gefühl, daß dieser den einzelnen Völkern besondere Vorzüge gegeben. An die dem Araber verliehene Liederkunst, die gefalle und nütze*), und besonders die Mädchen anziehe, schließt er mit einem bloßen, anknüpfenden und, aber schon durch das vorangehende „worauf die Mädchen lauern“ vermittelt, seine eigene Dichtung, durch welche er die Geliebte preisen will. Die Bedeutung aller Blumen auf dem Shawl derselben benutzt er geschickt, ihre Bedeutung in freier dichterischer Weise mit Beziehung auf die Geliebte auszusprechen, die durch das, was auf sie geht, erfreut und erheitert werden wird. Aber bei den Blumen will er nicht stehn bleiben, er wird von ihnen zu den Früchten übergehn und durch das, was er von ihnen singt, anmuthig unterhalten; auch an sittlichen Lehren will er es nicht fehlen lassen, aber auch diese sollen frisch sein, durch hübsche Geschichten belebt. Die Neigung zur Spruchdichtung bei den Arabern ist bekannt, bei den Persern war Saadi darin ein anerkannter Meister. In Goethes Gedicht „das Tagebuch“ (1810) beginnt die letzte Stanze:

> Und weil zuletzt bei jeder Dichtungsweise
> Moralien uns ernstlich fördern sollen,
> So will ich auch in so beliebtem Gleise
> Euch gern bekennen, was die Verse wollen.

Viehoff hatte so wenig eine Ahnung vom Sinne des Gedichtes,

---

*) Vgl. Hor. A. P. 333—346.

daß er bei „ihrem Shawl"*) an den Shawl anderer Mädchen denkt, die ihn durch Blumen, die sie von ihrem Shawl ablösen (?), belohnen werden. Aber auch von Loeper verfehlt den Sinn, wenn er meint, die in den Shawl gewirkten Blumen würden ihm zu dichterischen Blumen, welche die Geliebte als ihr gehörig erkenne; nein, das was er von den Blumen sagt, deutet auf Neigung oder Abneigung (man vergleiche in den Noten und Abhandlungen den Abschnitt Blumen- und Zeichenwechsel) und die herzliche Neigung wird so innig ausgesprochen, zugleich mit Anspielungen auf die Geliebte durchzogen sein, daß diese das Lied auf sich beziehen muß.

6. Geständniß, am 27. Mai 1815 zu Frankfurt gedichtet.**) Die Zusammenstellung mehrerer Dinge, von denen dasselbe ausgesagt wird, ist echt morgenländisch (vgl. IV, 2), aber auch deutsch. Vgl. Grimm unter fünf. Hier wird diese Form benutzt, um gleichsam im Gegensatz zu dem großsprecherischen Schlusse des vorigen Gedichts der Eitelkeit der Dichter zu spotten, die aller Welt ihre Gedichte aufdrängen möchten. Von Loeper hat bemerkt, daß hier ein Spruch bei Agricola zu Grunde liege: „Vier Ding lassen sich nicht bergen: das Feuer; denn wo Feuer ist, da ist auch Rauch und Dampf oder Hitze", worauf dann der Husten, der Hautausschlag***) und zuletzt die Liebe genannt werden, die blind sei und meine, es sehe sie niemand. Die Ausführung der beiden aus Agricola ge-

*) Im Taschenbuch für Damen stand Ihrem; es müßte dann aber auch Ihr stehn. Daselbst fand sich im letzten Verse Ich geb' sie.

**) Im Taschenbuch für Damen war es Drei Fragen überschrieben. Daselbst war bergen V. 7 Druckfehler. Nach Liebe V. 5 stand das deutlichere Semikolon, seit dem ersten Druck des Divans Komma.

***) Sonst heißt das deutsche Sprichwort: „Feuer, Husten und Krätze lassen sich nicht verbergen."

nommenen Stücke ist eben so glücklich wie die des neu hinzugetretenen Gedichtes.*)

7. Elemente, am 22. Juli 1814 zu Weimar gedichtet (vgl. S. 24 f.), von Zelter Liederstoffe überschrieben, und 1818 in der Liedertafel herausgegeben.**) Die Reimform ist nicht in allen Strophen dieselbe; paarweise reimen Str. 2. 4. 5, die übrigen nur in den geraden Versen. Jones hatte unter den Arten der morgenländischen Dichtung das Liebeslied, das Heldengedicht und die Satire hervorgehoben; die letztere sei bei den Arabern derb und beißend, oft von erhabenem Schwunge. Goethe mußte natürlich neben der Liebe den daneben besonders bei seinem Hafis so mächtig hervortretenden Wein hervorheben***); aus dem Heldengedichte ward ihm die Feier des Sieges, die er im Divan sich aber entgehn lassen mußte, da er eben aus Deutschland sich geflüchtet hatte, er auch im Epimenides, dem es so schlecht erging, genug gethan hatte, und eine Feier von arabischen Kalifen oder persischen Schahs ihm nicht ziemte. Aus der Satire machte er den auch bei Hafis sich so häufig aussprechenden Unmuth über seine Gegner und falsche Richtungen. — Die Vierzahl ist in solchen Sprüchen sehr beliebt. Vgl. I, 5.†)

---

*) V. 8. schwebt das aus der Bibel (Matth. 5, 15. Marc. 4, 21) genommene sprichwörtliche „sein Licht unter einen Scheffel stellen“ vor. — Der Dichter singt zuerst das Lied, dann schreibt er es mit morgenländischer Zierlichkeit nieder, um es aller Welt vorzulesen. Bei letzterm schweben Stellen des Horaz vor (sat. I, 4, 74–78. A. P. 472–476), den Boileau nachahmte (IV, 88 f.)

**) Derselbe hat V. 8 Wird es nun so. Goethe selbst hatte S. 14 Trommete geschrieben, V. 28 Wird er, wie Hafis, was er änderte, da er hörte, Hafis habe das a lang. Vgl. S. 32.

***) Was Kosegarten S. 580 bemerkt, nach dem Gesetz der ältern arabischen Dichtkunst habe jedes größere Gedicht mit einer Begrüßung der Geliebten beginnen müssen, gehört gar nicht hierher.

†) V. 4. Die Meister hören auch die Kunst des Dichters. — V. 6. Das

8. Erschaffen und Beleben. Das von frischester Laune belebte Lied ward am 21. Juni 1814 zu Berka gedichtet. Vgl. S. 22. Zelter setzte es schon am 11. Dezember unter dem Titel der erste Mensch und gab es 1818 in der Liedertafel heraus*) Nach der Handschrift des Dichters benutzte er dazu die 18. Ghasele des Buchstaben Dal. In diesem gegen das ärgerliche Leben der Priester gerichteten Liede heißt es:

Ihr Engel an der Schenkethür,
Lobsinget Euern Preisgesang.
Die Säuerung von Adams Stoff,
Nichts anders ist der Trinker Thun,

wozu der Uebersetzer bemerkt: „Trinken heißt nichts anders als den Erdenteig säuern, aus dem Adam geknetet ward; ohne diese Säuerung bliebe der Mensch ein abgeschmackter, ungegohrner Klumpen.“ In Ghasele Ta 40 fordert Hafis den Klausner auf, ihn nicht vom Weine abzuhalten, da sein Staub am Schöpfungstag mit Wein geknetet (er von Ewigkeit an zum Trinken bestimmt) worden, was in ähnlicher Weise mehrfach vorkommt. Weiter be-

---

fremde Thema ist etwas störend. — V. 7 f. sprechen die Hauptforderung an ein wahres Liebeslied aus. Die Liebe muß seelenhaft das Lied ganz durchdringen. Von Loepers Deutung, wonach sie Objekt sei, scheint mir nicht allein hart, sondern auch unpassend. — Rubin des Weins. Der Rubin wird von Hafis ohne weiteres geradezu vom Wein, auch von den Lippen gebraucht. — V. 11 f. Liebes- und Weinlieder finden den höchsten Beifall. — V. 14 f. deutet daß auf die beabsichtigte Folge. Die Drommete bezeichnet den Sieg. — Glück lobert zu Flammen soll wohl auf Siegesopfer deuten, die der Gottheit gebracht werden, in welchen aber eigentlich der Held selbst wie ein Gott gefeiert wird. — Zu Str. 5 vgl. V, 8 Str. 2. — V. 22. Urgewaltgen, ewig auf das Gemüth wirkenden.

*) Er schrieb V. 2 Erde statt Mutter, dagegen nahm er V. 17 So soll Hafis aus Goethes Handschrift, der später änderte. Vgl. oben S. 217**.

nutzte unser Dichter außer der mosaischen Schöpfungsgeschichte die von Chardin mitgetheilte Sage, der Geist, dem Gott befohlen, den Erdenkloß zu beleben, sei durch den Mund in Brust und Herz gefahren, um das Blut aufzuregen, dann in den Kopf, und als er ins Gehirn gelangt, habe Adam genießt und die Augen geöffnet.*) Endlich ward die Sage von Noah geschickt hereingezogen, um die vollendete Belebung des Erdklumpens zu bezeichnen, die immer erneuert werden müsse. Launig nennt Goethe die Begeistigung durch den Wein „Führen zu unsers Schöpfers Tempel", insofern diese die wahre Verehrung Gottes als eines geistigen Wesens ist, wozu des Hafis Dichtung und Beispiel mahne. Heilig heißt er hier wie 1, 32.

9. Phänomen, am 25. Juli 1814 gedichtet. Vgl. S. 26. Eine merkwürdige Erscheinung bietet dem Dichter Veranlassung, seines noch immer zur Liebe frischen muntern Alters zu gedenken. Hafis nennt sich wohl Greis, gedenkt auch seines greisen Kopfes (I, 381) und seiner weißen Haare (I, 261), aber nicht in einer solchen Weise wie hier und wie sie in den anakreontischen Gedichten (34. 36. 47. 54) sich findet, die auch des kahlen Hauptes (11) erwähnen.

10. Liebliches, am 25. Juli 1814 zwischen Eisenach und Fulda vollendet. Vgl. S. 23. 25 f. Der Dichter wünscht, daß der Glanz der Mohnpflanzungen im Sonnenschein, der ihn an die Schönheit von Schiras erinnert, ihn auf seinem Wege häufig erfreuen möge. Das Verbinden des Himmels mit der Höhe kann nur darauf deuten, daß die Mohnfelder sich auf einer Höhe befinden, wo er sie wegen des Nebels nicht genau zu unterscheiden vermag.**) Der im Orient

---

*) Hans wird Adam verächtlich genannt, insofern er noch ein bloßer Erdklumpen war, wie man Hans Narr, Hans Hasefuß, Hans ohne Sorgen u. a. braucht.

**) Das alte Wort Sehe, Sehkraft, findet sich auch bei Gellert, Klopstock

hausende Dichter denkt an ein Haremszelt oder an ein Hochzeitsfest eines Veziers, sieht aber bald, daß es Blumen sind, deren Pracht ihn an Schiras erinnert*), und doch muß er sich sagen, daß er im trüben Norden sich befindet. Uebrigens soll die Luft von Schiras nach Chardin schwer und trübe von den Gebirgsnebeln sein, während sie sonst in Persien als rein und heiter gerühmt wird. — Erst Str. 4 erkennt er deutlich den orientalischen Mohn (vgl. Farbenlehre 954, Brief an Schiller vom 19. Juli 1799), die wie zum Trotze der in der Nähe weilenden Truppen (vgl. I, 11) in Reih und Glied dastehen. Gelegentlich hebt die letzte Strophe noch den Nutzen dieser herrlichen Pflanzungen hervor.

11. Zwiespalt, am 26. Juli 1814 vollendet, im Versmaße von 9. Vgl. S. 23. 26.**) Vorschwebte die zweite Strophe der Ghasele Schin 13 (vgl. S. 24):

> Bringe Wein! wer könnte sicher
> Bleiben vor des Himmels Raubsucht,
> Wenn dort Sohre Lauten schlaget
> Und Merih die Waffen traget,

was Hammer erklärt: „Wie ists möglich, hienieden ruhig zu bleiben, wenn Sohre d. i. Venus, beständig mit ihrer Laute lärmet und Mars mit seinen Waffen klirret, wenn Liebe und Krieg das Leben der Sterblichen unter sich theilen?“ Daß er wirklich zu gleicher Zeit friedliches Flötenspiel und kriegerischen Posaunenschall gehört,

---

und nachfolgenden Dichtern. — Verblinden statt verblenden muß der Reim entschuldigen. Auch Bodenstedt hat es sich neuerdings im Reime gestattet.

*) Nach Chardin kommt keine Gegend Schiras an Blumenreichthum gleich: seine Rosen sind sprichwörtlich, sein Wein galt als der beste. Hafis hat seinen Geburtsort vor allen verherrlicht, nur einmal wollte er in Unmuth von Schiras nach Bagdad ziehen (II, 351 f.) Vgl. auch II, 359. In Jesd sehnte er sich nach Schiras zurück (II, 175 f.)

**) In der ersten Ausgabe stand das Lied unmittelbar nach 8.

ist nicht zu denken; er gab bloß seinem Unmuthe, auch jetzt noch von Kriegstruppen und Kriegslärm überall umgeben zu sein, einen dichterischen Ausdruck. Die Kriegsmusik wünscht er los zu sein, da der Flötenton ihn lieblich anzieht, aber er kann sich ihm nicht ganz hingeben; läßt dieser sich auch nicht zum Schweigen bringen, tönt vielmehr immerfort in derselben Stärke, so belästigt ihn doch der Kriegslärm*), daß er darüber rasend werden möchte; nun beginnt die Flöte lauter zu tönen, aber die Posaunen thun es gleichfalls, worüber er denn ganz in Verzweiflung geräth.**)

12. Im Gegenwärtigen Vergangnes, gedichtet zu Fulda am 26. Juli 1814 Abends um 6 Uhr. Vgl. S. 27. Beim Anfange schwebte wohl die Strophe von Hafis in Ghasele Ja 48 vor:

> Zwei Gesellen bleiben noch
> In dem Garten, Ros' und Lilie;
> Beide halten hoch den Kelch
> Auf des Freundes Angedenken.

wie beim Schlusse Hammers Bemerkung (I, XXXVIII): „Keiner versteht zu genießen und zu lieben wie Hafis.“***) Der Dichter versetzt sich in diesem ausgezeichneten Liede an einem frühen Sommermorgen in einen schönen Garten, an dessen Ende sich ein buschiger

---

*) Kriegesthunder. Thunder, oder vielmehr Tunder, ist die oberdeutsche Form, deren sich Geiler von Kaisersperg, Brant und Hans Sachs bedienen; daneben steht mundartlich Donder und Dunder. Das Th nahm Goethe wohl irrig aus dem englischen Thunder, das aber anders ausgesprochen wird, als hier der Reim fordert.

**) Sanders' Ansicht, die vier letzten Verse seien eine andere Fassung der vier vorhergehenden, die nur aus Versehen sich erhalten hätte, hat schon von Loeper zurückgewiesen.

***) Von Loeper bringt nur die letztere Beziehung bei, nicht die andere, von Wurm nicht bemerkte, von mir aber schon in der ersten Auflage hervorgehobene.

von einem Ritterschloß gekrönter Felsgipfel erhebt, der allmählich im Bogen herabsteigend in das Thal sich senkt.*) — Str. 2. Da erinnert er sich denn der Gebirgs- und Jagdzüge seiner frischen Jugend, wo seine von der Liebe bewegte Brust sich in Liedern ergoß, der Ton des Jagdhorns so ahnungsvoll seine Seele aufregte.**) Wir erinnern hier an den Schluß der Harzreise und das Gedicht Rastlose Liebe. — Str. 3. Wie die Wälder sich ewig forterhalten, so auch die kräftige Jugend, die sich in nachfolgenden Geschlechtern immer erneut. Dieses Glück der frischen Jugend, das wir früher selbst genossen, können wir später in andern genießen, und dadurch unsere edle menschliche Theilnahme beweisen, ja am Genuße aller andern Lebensalter Theil nehmen.***) — Str. 4. Dieses Genießen in andern bringt den Dichter auf den vollkommensten Genießer Hafis, und er findet sich beglückt in dem Gedanken, in dieser schönen Abendstunde sich der Empfindung zu erfreuen, daß

*) Morgenthaulich, im Morgenthaue, ganz neu adverbial gebraucht, wie das Goethe beliebte nächtlich. Auch der Garten meiner Nähe hebt schön den gewöhnlichen Ausdruck. — Versöhnen, verbinden, wie Goethe im zweiten Theil des Faust sagt: „Das Ufer ist dem Meer versöhnt", „Die Erde mit sich selbst versöhnet."

**) Die Saiten meines Psalters, wie Goethe im August 1775 an Lavater schreibt, er singe dem Herrn Psalmen, von denen er ehestens eine Schwingung haben solle. Psalter, nach biblischem Gebrauche (Psalm 33, 2. 77, 22), auch bei Klopstock „Psalter, singe dem Herrn" (Ode an den König). — Stritten, in lebendiger Kraft. — Rundes schrieb die Ausgabe letzter Hand nach der in ihr angenommenen, wenn auch nicht überall durchgeführten Form des Genitivs des Beiwortes für runden. — Brauchte, bedurfte, steht hier vom Drange.

***) Nun ist beidemal (V. 1. 7) aufmunternd zu fassen, der Satz „die Wälder ewig sproßen", der eigentlich begründen soll, tritt frei hervor, wonach Komma nach nun zu setzen ist. Die Anrede ist an die gleich dem Dichter in ein höheres Alter Getretenen gerichtet. — Wir's, wir das Genießen, wobei zunächst der Genuß der Jugend vorschwebt. — Lebensreihen, von den verschiedenen Lebensaltern

so viele in allen Lebensaltern wonnig genießen. Vgl. den Schluß von IV, 18.*)

13. Lied und Gebilde. Vielleicht aus dem Februar 1815. Vgl. S. 38 f. Der plastischen Kunst der Griechen, die ihre höchste Vollendung in den menschlich gebildeten Götterstatuen („der eignen Hände Sohn") gefunden, tritt hier die auf den Wogen des Gefühls schwankende der Morgenländer entgegen, die auch zu vollendetem Ausdruck sich abrundet, wenn ein wahrer Dichtergeist seine Gefühle darin ausprägt. Der Dichter muß freilich erst der Seele Brand löschen, sein Gefühl beruhigen, ehe er es ergießt.**) Man könnte bei der Seele Brand daran denken, daß der Dichter, gerade als er unser Lied schrieb, in großer Aufregung sich befand. Am Schlusse bedient er sich einer indischen Vorstellung aus der ihm viele Jahre vorschwebenden Pariasage, die er erst im September 1816 auszuführen begann.***)

14. Dreistigkeit, gleichzeitig mit I, 1, am 24. Dezember 1814, gedichtet. In den ungeraden Versen haben wir den volltönenden zweisilbigen Reim, nur in der ersten Strophe steht am Schlusse beidemal an. Bei allem Dichten kommt es darauf an, daß der

---

(vgl. S. 205*), während V. 4 bei den andern nur das reife Jünglingsalter vorschwebt. Statt des zweiten nun würde ein ja oder ein nein bezeichnender sein. — Die Strophe muß durch geschickten Vortrag gehoben werden.

) Lied und Wendung für Wendung des Liedes, mit der Goethe beliebten Hendiadys. Vgl. Duft und Garten IX, 23, 37 und zu den lyr. Gedichten II, 125. — Hafisen, eine aus Hammer genommene falsche Form und Betonung, während Goethe sonst in Hafis das a lang braucht. — Mit denn wird die eigentliche Folge von Strophe 3 eingeführt. Ein und würde, obgleich ein solches schon zwei Verse vorher steht, leichter sein.

**) Irrig gab Zelter Löscht sich statt Lösch' ich. — Erschallen hier in prägnantem Sinne für mächtig, ergreifend ertönen.

***) Vgl. die Erläuterungen zu Goethes lyr. Geb. II, 450.

Mensch gesund ist, wie man ja auch nur den Schall lobt, der sich zu einem Tone rundet. Darum muß der Dichter erst alles verscheuchen, was seine Seele stört, vor allem den hemmenden Schmerz; er muß in sich selbst leben, darf nicht am Leben verzweifeln. Was auch immer eintreffen mag, der wahre Dichter wird es freilich tief empfinden, aber sich immer erst beruhigen, sich in sich selbst finden, ehe er sein Lied erschallen läßt. Die Ueberschrift führt irre; auch die von Zelter gewählte *Entschluß* trifft nicht; *Versöhnung* würde freilich den Sinn nicht ganz aussprechen, aber ihn auch nicht verfehlen.*) Vgl. das Xenion (I, 35):

> Mir will das kranke Zeug nicht munden;
> Autoren sollen erst gesunden,

auch Xenien V, 11 und den Chor des Gesellschaftsliedes *Rechenschaft.*

15. *Derb und tüchtig*, am 26. Juli 1814 auf dem Wege von Eisenach nach Fulda gedichtet. Eine von frischem, freiem Sinne eingegebene, von munterm Selbstvertrauen durchwebte Abfertigung derjenigen, die seine dichterische Freiheit beschränken wollen. — Str. 1. Dichten ist ein Uebermuth, insofern der Dichter sein Gefühl ohne Rücksicht zu ergießen sich innerlich gedrungen fühlt. Denen, die ihn deshalb schelten wollen, fehlt eben sein warmes Blut. Vgl. IX, 22. — Str. 2–4. Wäre er ein Sauertopf, dann würde er freilich gar

*) Das Gedicht ist durch einen argen Druckfehler entstellt, da das Fragezeichen erst nach dem zweiten statt nach dem ersten Verse steht. Nach V. 2 gehört Punkt. Von Loeper läßt gar das Fragezeichen erst nach V. 4 eintreten; die Antwort auf 1, 3 f. folge in 2, 3 f. Ich sehe darin nur die völligste Entstellung des hübschen kleinen Liedes, das offenbar nicht *fragt*, wodurch der Mensch gesundet, sondern die *Forderung* stellt, daß er gesunde. — *Erzklang*, von dem rauhen, so manchen Mißklang bringenden Leben. Der Gegensatz ist *Silberklang*. Sanders bezieht es auf das Schmettern von Erzinstrumenten.

bescheiden sein, aber als Dichter kennt er keine Bescheidenheit, deren Nothwendigkeit er in andern Fällen wohl empfindet. — Str. 5—7. Er dichtet für sich und für Freunde und Frauen, die gleich ihm frisch und heiter sind. Die trübseligen Sittenlehrer*) können ihm nur unwohl machen, und er läuft vor ihrem leeren Gerede davon.**) — Str. 8. Drum laßt den Dichter nur ruhig sein Wesen treiben;***) denn, wer des Dichters Wesen versteht, weiß, daß er nur dem ihn treibenden Geiste folgt.

16. Allleben, in der Nacht vom 29. Juli 1814 zwischen Frankfurt und Wiesbaden gedichtet. Der Dichter, der nach langer Dürre das Gewitter sehnlich erwartet, knüpft (Str. 1—3) an des Hafis Feier des Staubes von der Schwelle des Thores oder der Thüre der Geliebten an. Hafis will den Staub, den der Wind von ihrer Schwelle ihm zuwehn solle, als Schminke benutzen (I, 22. 57. 59), er verlangt von dieser Welt nichts als diesen (I, 147), er hat ihre

---

*) Mönchlein ohne Kapp' und Kutt'. Dem Hafis, der viel gegen die Blauen mit schwarzem Herzen (I, 244 f. 292. 313) zu kämpfen hat, ist seine eigene Kutte zur Last. Blaue Kutten trugen die Jünger des Scheichs Hasan, zu denen auch Hafis gehörte. Die (den Kopf deckende) Kappe und die Kutte bezeichnen den Mönchsorden. Es sind eben hier die sittenstrengen Beurtheiler gemeint, welche nur sittlich reine Dichtung gelten lassen, wie auch Herder, dann die Romantiker. Hafis Dal 5: „Obgleich mir nichts als Seitenblicke der Mönch gemacht". — Schwatze wurde erst in der Oktavausgabe letzter Hand in Schwatz verbessert. Vgl. Hafis Mim XL „O Prediger, ferne, ferne bleib von mir und schwatz' nicht weiter!" — Das vom Picketspiel hergenommene gemeine kaput entspricht ganz der Laune des Gedichtes. So sagte auch Lessing: „Ein Streich, der den Hauptpastor kapot machen soll." Claudius hat kaput sein, Iffland kaput gehn.

**) Abgeschliffen nach der im zweiten Theil des Faust gebrauchten Redensart, „etwas an den Sohlen abgetragen haben".

***) Das Gehen der Mühle von demjenigen, der in Thätigkeit, im Zug ist. Man sagt eine Mühle in Gang bringen.

Schwelle mit Thränen benetzt, damit kein Stäubchen auffliege (I, 174), der Staub von ihrem Fuß zermalmt ist besser als das Blut des Safrans (II, 352) u. ä. Goethe hat dies ganz frei ausgeführt. — Mahmud (Gelobt) steht allgemein zur Bezeichnung eines Kalifen. Bei Hafis kommt ein Fürst Ebu Ishak unter diesem seinem Beinamen vor (I, 451).*) — Daran schließt sich die Erinnerung an den in Italien ihm oft so lästig gefallenen Staub (Str. 4, 1—5, 2). Vgl. die venediger Epigramme 4, 1. Dabei kann er, was freilich bei dem in Asien weilenden Dichter auffällt, sein Bedauern nicht unterdrücken, daß Italien ihm schon so lange (seit 1790) verschlossen geblieben, obgleich er 1796 und 1797 den Entschluß gefaßt, das geliebte Land mit Meyer wieder zu besuchen. Das etwas auffallende Bild von den Pforten ist durch Hafis angeregt. — Str. 5, 3 springt er rasch zu dem Wunsch über, der Staub möge durch das nahe Gewitter schwinden und der frische Erdduft ihn erquicken, was denn die beiden letzten Strophen lebendig ausführen.**)

17. Die drei Strophen, von denen die beiden letzten, die erste gleichsam entschuldigen, fügte erst die Ausgabe letzter Hand ein. Die erste ist, wie von Loeper bemerkt, nach einem Distichon aus dem Divan des Sultans Selim I., das Diez also übersetzt:

> Es ist ein schwarzer Schatten, der meiner schlanken Geliebten Gefährte ist.
> Vor Begierde oder Treue bin ich zur Erde geworden; sie ist aber doch mein Staub nicht.

---

*) Beknieen, ein neuer treffender Ausdruck.

**) Gruneln, wie VIII, 41, 15. Homunkulus sagt im Faust, als er ans Meer kommt, hier wehe eine gar weiche Luft; „es grunelt so und mir behagt der Duft." Werther gedenkt im Briefe vom 16. Juni beim Gewitterregen des in aller Fülle einer warmen Luft aufsteigenden Wohlgeruches und in der Iphigenie heißt es (III, 3): „Die Erde dampft erquickenden Genuß." Simrock erklärt: „Wenn die Erde dampft und alle Pflanzen duften." — Statt „heilig, heimlich" ist wohl „heilig-heimlich" zu lesen, was auch von Loeper vorziehen möchte.

Goethe will sagen, er habe gewünscht, daß die Geliebte über ihn trete; aber vergebens habe er sich zum Staube gemacht, nur ihr Schatten sei über ihn her gegangen. Wenn der Schatten sonst den Schritten der Geliebten immerfort auf dem Fuße folgt, so mußte er sich begnügen, daß ihr Schatten über ihn bloß daherfuhr. Bildlicher Ausdruck, wie wenig sie seiner achte. Diese Gleichnißmacherei entschuldigt er damit, daß Gott selbst uns in der Mücke zeige, wie er verehrt sein wolle. In Saadis Einleitung zum Rosenthal heißt es nach Olearius: „O Nachtigall, lerne die Liebe zu Gott von der Mücke, welche um das Licht fleugt, stille schweigt und sich darinnen verbrennt.“ Herder übersetzte im Merkur a. a. O.:

O Nachtigall, die mit so starkem Triebe
Des Höchsten Lob zu singen wagt:
Sieh jene Mücke, die verzagt
Und liebekühn sich um die Flamme schwingt
Und in sie bringt:
Und schweigt und stirbt für Liebe.

Kürzer gab er im ersten Buche der Blumen die Stelle wieder:

Die du die Liebe singst, o Nachtigall, lerne die Liebe
Von der Mücke, die sich stumm in der Flamme verzehrt. —

Hiernach ist auch die dritte Strophe gebildet. Von Loeper bemerkt die Anlehnung an den Vers des Hafis (Nun 15):

Schmähst du den Herrn, so schau ihr in die Augen,

dessen Anfang von Hammer erklärt: „Wer an Gott nicht glaubt“. Vgl. IV, 28.

18. Selige Sehnsucht, am 31. Juli 1814 zu Wiesbaden gedichtet.*) In der Handschrift wird als Quelle „Buch Sad Gasele 1“

*) Die Handschrift hat V. 4 Flammenschein, das von Loeper vorzüglicher

angegeben. Zu dieser an den grausamen Geliebten gerichteten Ghasele heißt es V. 13 ff.:

> Wie die Kerze brennt die Seele
> Hell an Liebesflammen,
> Und mit reinem Sinne hab' ich
> Meinen Leib geopfert.
> Bis du nicht wie Schmetterlinge
> Aus Begier verbrennest,
> Kannst du nimmer Rettung finden
> Von dem Gram der Liebe.

Beim Anfange schwebt der Schluß derselben Ghasele vor:

> O Hafis! kennt wohl der Pöbel
> Großer Perlen Zahlwerth?
> Gib die köstlichen Juwelen
> Nur den Eingeweihten.

Goethe hat diese vier Verse in zwei zusammengedrängt oder vielmehr einfach bezeichnet, daß das Folgende nur für Weise, nicht für die Menge bestimmt sei*), und dann kurz den Sinn des Gleichnisses bezeichnet. Statt das Bild einfach hinzustellen, redet er den Schmetterling selbst an, ohne diesen zu nennen; er deutet nur auf die Nacht als Zeit seiner Erzeugung und Wiederzeugung hin, um seinen Drang nach dem Lichte als einen dem thierischen Leben entgegenstehenden höhern Begattungstrieb zu bezeichnen, der so unwiderstehlich, daß er nur im Verbrennen seine Befriedigung findet.**)

---

findet, obgleich das Lebendige den Gegensatz bildet, V. 9 neue statt fremde. Im Taschenbuch für Damen lautete die Ueberschrift Vollendung.

*) Schon Faust klagt, daß „die Menschen verhöhnen, was sie nicht verstehen".

**) Die Sommernacht, welche den Schmetterling erzeugt hat, ist lieblich kühl im Gegensatz zur Schwüle des Tages und dadurch zur Liebe geeignet. — Den nur halben (dazu unreinen) Reim zeugtest und leuchtet hat der Dichter sich aus Bequemlichkeit gestattet. Vgl. die Erläuterungen zu den lyrischen Ged. III, 613*.

Dieses im Schmetterlinge zu Tage tretende Verlangen nach Auflösung zur Erlangung eines höhern Daseins preist der Dichter als den edelsten, dem Leben erst seinen wahren Werth verleihenden Trieb. Es ist eben der Trieb nach weiterer Entwicklung und nach Steigerung unseres Lebens, der Drang nach unendlicher Fortentwicklung, der das Leben lebenswerth macht. Goethe hat sich häufig über diese Entwicklung der Entelechie ausgesprochen, am schönsten im Briefe an Zelter vom 19. März 1827.*)

19. Ueber die Schlußstrophe vgl. oben S. 189 f. Ein hübsch in orientalischer Weise gewandter Wunsch, daß das Buch dem Leser gefallen möge. Vgl. des Hafis Schluß von Ghasele Ta 16:

> Was für ein seltenes Rohr, Hafis, ist deine Feder!
> Sie traget Früchte, süß wie Honig und wie Zucker,

und von Nun 21:

> Es ist Hafisens Feder
> Ein Rohr voll Zucker. O brich es!
> Hast du gesehn von Früchten
> Je eine süßer als diese?

Saadi sagt in der Vorrede zum Rosenthal: „Die Worte, so aus seiner Feder geflossen, werden als Zucker beliebet.“ In dessen Einleitung heißt es nach Herders früherer Uebersetzung, der Mäch-

---

*) Den entgegengesetzten Gedanken, daß der Mensch auf Erden ein Gast sei (vgl. Psalm 119, 19), der nach kurzem Leben alles zurücklassen müsse und dumpf hinsinke, spricht der Lemurenchor im letzten Akt des zweiten Theils des Faust aus. — Man könnte Gast an unserer Stelle auch im allgemeinen Sinne nehmen, wie Goethe sagt ein sauberer Gast, man ein grober, ein durchtriebener Gast u. a. braucht.

tige verwandle durch sein Wort dürren Schilf in Zucker, in den Blumen:

Seine Rechte verwandelt den Saft des Schilfes in Zucker.

Das braune zum Schreiben verwandte Rohr kam nach Olearius theils aus Schiras theils vom arabischen Meerbusen. Vgl. VI, 44.

II. Buch Hafis.

Der Vorspruch, der die hervorragende Bedeutung des Bilderschmuckes bei Hafis bezeichnend hervorhebt, ist nach den Schlußversen der Ghasele Dal 109, die von Hammer auch als Motto dem Diwan vorgesetzt hat:

Keiner hat noch Gedanken
Wie Hafis entschleiert,
Seit die Locken der Wortbraut
Sind gekräuselt worden,

frei gebildet. Von Hammer bemerkt dazu: „Die Braut des Worts, die Schönheit der Rede; Schmuck desselben ist ihr, was Schönen die Toilette.“ Er gibt auch die wörtliche Uebertragung: „Niemand hat noch, wie Hafis, den Schleier von den Wangen der Gedanken weggezogen, seitdem man die Spitzen der Locken der Bräute des Wortes gekämmt hat.“ In Mokataat 18 sagt Hafis:

Lob und Preis sei geweiht dem schaffenden Pinsel des Meisters,
Welcher der Braut des Worts edele Schönheit verliehn.

1. Beiname, am 26. Juni 1814 zu Berka gedichtet.*) Zu

) Die Ausgabe letzter Hand schrieb gemeines statt gemeinen. Vgl. S. 222.

Grunde liegt die Aeußerung von Hammers (I, IX): „Mohammed Schemseddin, d. i. die Sonne des Glaubens, mit dem Beinamen Hafis d. i. der Bewahrer des Korans, weil er denselben von einem Ende zum andern auswendig wußte.“ Hafis heißt eigentlich nur bewahrend. Vgl. Hammer I, 173. II, 392. In der Geschichte der schönen Redekünste Persiens (1818) nennt Hammer ihn Schems-ed-din Mahomet Hafis. Vgl. in den Noten und Abhandlungen den Abschnitt über Hafis. Goethe verlieh dem Hafis nicht allein die Kenntniß, sondern auch die fromme Anwendung des Korans*), wie denn seine Gedichte häufig auf den Koran sich beziehen, obgleich sie auf eine höhere, reinere Lehre deuten; auch hatte er längere Zeit eine theologische Schule.**) Unser Dichter nimmt für sich eine gleich liebevolle Kenntniß der christlichen „heiligen Schriften“ in Anspruch, aus denen er sich das wahre Bild des Heilands angeeignet, den er besser zu verstehn glaubte als die, welche ihn einen Unchristen schalten. Christus hatte bei ihm auch „seine eigene Gestalt nach seinem Sinne“ angenommen, wie er dasselbe bei Lavater und Fräulein von Klettenberg fand, wie sein Christenthum, wie er sagt, „im Sinn und Gemüth lag“. Um Weihnachten 1814 äußerte er in den Versen an Boisserée, mit denen er sein Bildniß übersandte, er vergleiche sich billig einem heiligen Dreikönige, weil er „dem Stern, der ostenher wahrhaft erschienen“, auf allen Wegen zu dienen bereit gewesen.†) — Das Buch der Bücher, das edelste aller

---

*) Schlechtniß für das Schlechte bildete Goethe von schlecht (nach Geheimniß, Trübniß, Finsterniß, Wildniß).

**) Von Loeper schreibt V. 12 richtig „und — Samen“ statt „und Samen“. Hafis spricht so vom Samen der Liebe (I, 142).

†) Statt genommen hatte das Taschenbuch für Damen gegen den Reim gesogen. — Trotz Verneinung, Hindrung, Raubens deutet auf

Tücher, wie die Bibel das Buch der Bücher heißt. Vgl. VIII, 24, 31. 46, 1. Lieder 41, 5 f. Der Sage von der Veronika hatte sich Goethe auch in seinem ewigen Juden bedienen wollen, wie er im fünfzehnten Buche von Dichtung und Wahrheit bemerkt. Dem ersten Hefte von Kunst und Alterthum ist eine Abbildung der heiligen Veronica, der vera icon beigegeben, welche Goethe in der Boisseréeschen Sammlung zuerst im Herbste 1814 sah und in jenem Hefte genauer beschrieb. Vgl. Boisserées Brief an Goethe vom 4. Dezember 1814. Am Anfange des folgenden Jahres schreibt er an Boisserée, er lächle manchmal, sehe er in seiner heidnisch-mohammedanischen Umgebung auch vera icon, als Panier wehn.

2. Anklage, als Einleitung zum folgenden Fetwa am 10. März 1815 zu Weimar gedichtet.*) Von Loeper hat die zu Grunde liegende Stelle des Korans nachgewiesen. Gegen Ende des 26. Sure heißt es (nach wörtlicher Uebertragung der lateinischen Uebersetzung von Maracci): „Soll ich euch angeben, auf wen die Teufel niedersteigen? Sie steigen nieder auf jeden Lügner und Bösewicht (iniquum). Sie geben von sich das Gehörte, aber die meisten von ihnen sind Lügner. Und die Dichter folgen ihnen und lassen sich von ihnen betrügen. Siehst du nicht, wie sie in allen Bächen umherschweifen und irren?**) Und was sie sagen (daß sie thun), thun sie nicht." — V. 8—15 sind

---

den ausgesprochenen Unglauben, den Zweifel und die Verspottung des Christenthums von Voltaire u. a. hin. Wie widerwärtig ihm die letztere war, was freilich dem Reim zu Liebe etwas sonderbar durch Raubens (vom Versuche zu rauben) bezeichnet wird, hat er selbst in Dichtung und Wahrheit ausgesprochen.

*) Die Absätze vor V. 6 und 21 sind ungehörig. Dreimal treten hier dreifache Reime ein.

**) Maracci führt eine Erklärung Gebals an, wonach die Bäche auf Satiren und Lobreden gehn und darauf deuten sollen, daß sie weder im Lobe noch im Tadel Maß zu halten wissen.

hier als Vertheidigung der Dichter gedacht, die immer nur im Wahnsinn handeln. Den bekannten Ausspruch Demokrits, ohne Wahnsinn gebe es keinen guten Dichter (Hor. A. P. 295—301), hat Plato auf eigene Weise ausgeführt, wenn er von einem göttlichen Wahnsinn spricht. Von Loeper führt das hier ganz fremde Wort: Amantes amentes an. Der Ankläger hält sich aber daran, daß man solche dem Koran widersprechende und deshalb schädliche Lieder duldet, und fordert die Muftis auf, die Gläubigen*) an ihre Pflicht zu erinnern, und er wiederholt diese Mahnung, nachdem er insbesondere Hafis und Mirza verklagt hat. Unter Mirza (Mirsa d. i. Prinz) ist hier ein mystischer Dichter zu verstehn; zwei mystische Dichter dieses Namens nennt von Hammer.

3. Fetwa, am 30. Juni 1814 zu Berka begonnen (vgl. S. 23), nach dem Berichte von Hammers I, XXXIII f. Unter Soliman I wurde dem berühmten Mufti Ebensuud (Efendi) zu Konstantinopel die Frage vorgelegt: „Gesetzt, Seid sagt: der Diwan Hafisens sei die Sprache göttlicher Geheimnisse, und Omar antwortet: er irre sich hierin; diese Gedichte seien so wenig geheimnißvolle Ascetensprache, daß mehr als ein Gesetzgelehrter die Lesung derselben als verboten erklärt habe. Wenn nun hierauf Seid erwiedert: daß (ohne der Ehrfurcht für so große Gesetzgelehrte zu nahe zu treten) dieselben hievon nichts verständen, und daß solche erotische Gedichte

---

*) Von Hammer braucht (I, 262. vgl. II, 479) in der Mehrheit Moslimen, wobei er bemerkt, Moslim heiße im Arabischen der Rechtgläubige, im Persischen Musulman, in der Mehrheit Musulmanun. Olearius hat Muslimanen. Die Form Mosleminen ist völlig unberechtigt; im Arabischen heißt die Mehrheit Moslimun. Dennoch ist Platen Goethe gefolgt. Bei Maracci S. 44 fand Goethe: Vulgo dicimus Moslemos seu Moslimos et corrupte Monsulmanos. Bei Oelsner wird S. VIII als Mehrheit von Moslem irrig Moslemyne gebraucht. Vgl. IX, 21, 9. XII, 1, 1. 2, 50.

kein Löffel für ihren Mund seien, was ist denn wohl dem Seid von Rechtswegen zu antworten?" Die Entscheidung (türkisch Fetwa, genauer Fetva oder Fetfa, arabisch Fataoua) lautete: „Die Gedichte Hafisens enthalten viele ausgemachte und unumstößliche Wahrheiten, aber hie und da finden sich auch Kleinigkeiten, die wirklich außer den Grenzen des Gesetzes liegen. Das Sicherste ist, diese Verse wohl von einander zu unterscheiden, Schlangengift nicht für Theriak anzunehmen, sich nur der reinen Wollust guter Handlungen zu überlassen und vor jener, welche ewige Pein nach sich zieht, zu verwahren. Dies schrieb der arme Ebusuud, dem Gott seine Sünden verzeihen wolle." Theriak ist ein berühmtes von einem Leibarzte Neros (Andromachus) erfundenes und in einem Gedichte beschriebenes Gegengift, das früher auch in Deutschland gebraucht, aber nur in Gegenwart von Magistratspersonen mit großer Feierlichkeit geöffnet wurde. Vgl. die Erläuterungen zu den lyr. Ged. III, 584. Hafis sagt Kiaf 3: „Ich zieh dein Gift anderer Theriak vor." *)

4. Der Deutsche dankt ist gleichzeitig mit dem vorigen Fetwa. Von Hammer hatte Ebusuuds Fetwa als musterhaft gepriesen, weil der weise Mufti darin seine Orthodoxie sehr fein aus der Schlinge gezogen und die Erwartungen der fanatischen Zeloten getäuscht. Goethe lobt launig den „armen Ebusuud" als heiligen Mann, der den Nagel auf den Kopf getroffen, da der Dichter so wenig schaden als nützen könne, dieser nur nach seinem Handeln beurtheilt werden dürfe, was ewig unschuldig sei, wenn er nur dem innern Triebe folge, was freilich dem Handelnden selbst zeitweise Nachtheil bringen, aber niemand sonst schaden könne, wobei natürlich an keine nach außen gerichtete, auf andere wirkende That gedacht wird, sondern

*) Das aus Hammer genommene verwahren V. 10 hat die Ausgabe letzter Hand in bewahren verbessert.

nur an die eigene Lebensführung. Goethe hat es mehrfach ausgesprochen, daß er oft geirrt habe. Vgl. I, 4d. Von Loeper bemerkt, daß Goethe sich hier einer Stelle des Pend-Nameh bediene, welche in de Sacys Uebersetzung lautet: Le bien ou le mal que fait un homme, c'est à lui-même qu'il le fait.*) Der Dichter schließt mit dem Bewußtsein, daß er in seinem langen Leben immer dem Triebe seiner Natur gefolgt sei, und deshalb im Paradiese eine freundliche Aufnahme hoffen dürfe, er verklärt in die ewige Seligkeit eingehn werde. Vgl. das Lied Einlaß XII, 4. — Ueber die Huris vgl. oben S. 209 und zu XII, 2 Str. 5 ff.

5. Fetwa, zuerst im März 1818 im Divan gedruckt. Man erwartete nach 3 eine abweichende Ueberschrift. Auch hier wird die Freiheit des Dichters ausgesprochen, da dieser nur seiner Eingebung folge. Goethe gibt nur die dem Gedichte des türkischen Dichters Misri vorgesetzte Warnung, die schon in Demetrie Kantemirs „Geschichte des osmanischen Reichs", aus dem Englischen übersetzt, Hamburg 1746, steht, aus welcher sie Hamann in den Kreuzzügen des Philologen, am Ende des ersten hellenistischen Briefes anführt, mit der Bemerkung, sie beschäme viele Päpste und Rezensenten. Da Goethe die meisten Schriften Hamanns und, wie aus einem Briefe an Dorow sich ergibt, auch die Kreuzzüge besaß und sie wie er in den Annalen unter 1806 schreibt, von Zeit zu Zeit aus dem mystischen Gewölbe, worin sie ruhten, hervorzog, so könnte er auch dieses Fetwa bei Hamann zufällig gefunden haben.**) Bei

*) Bei von Hammer stand durch Druckfehler Ebusund; dies ist auch durchweg in den Divan übergegangen, wo der Name dreisilbig steht. In der Ausgabe letzter Hand wurde Ebusuud hergestellt, und demnach im folgenden Gedichte das darauf folgende du gestrichen, dagegen vergaß man im vorletzten Verse unseres Gedichtes das nach Ebusuud überzählige euch zu tilgen. — Statt Heiliger habe ich schon früher Heil'ger hergestellt, wie es im ersten Druck I, 1, 32 steht.

**) Es steht auch in Toderinis „Literatur der Türken", von welcher 1790

Hamann heißt es: „Der Mufti unterstand sich nicht, über seine Gesänge zu urtheilen und soll gesagt haben: Die Bedeutung und der Sinn derselben ist niemanden bekannt als Gott und Misri. Der Mufti befahl, seine Poesien zu sammeln, um selbige beurtheilen zu können. Er las, warf sie ins Feuer und gab dieses Fetwa von sich: „Wer also redet und glaubet, wie Misri Efendi, der soll verbrennet werden, Misri Efendi allein ausgenommen; denn über diejenigen, die mit der Begeisterung eingenommen sind, kann kein Fetwa ausgesprochen werden." Misris Gedichte hatten durch ihre Anmaßung und durch ihre Neigung zum Christenthum Anstoß erregt. In einem seiner Gedichte heißt es (nach Toderini):

> Ich bin immer bei Jesus und mit ihm komme ich überein.
> Ich bin der Misri, der für sich selbst von Misri (Aegypten) König
> gewesen ist.
> Tiefsinnig sind meine Aussprüche: aber sie fassen nach ihrer geheimen
> Deutung ein ewiges Geheimniß.

Auch hier wird zwischen den Gedichten und dem Leben unterschieden, das Urtheil über letzteres Gott überlassen. Der Dichter ist mit einer besonderen Gabe ausgestattet, über deren Mißbrauch, insofern er sündlich handelt, nur Allah das Urtheil zusteht.*)

6. **Unbegrenzt**, gedruckt im Sommer 1816 im **Taschenbuch für Damen**.**) Ein von dichterischem Uebermuth sprudelnder

---

eine Uebersetzung von Hausleutner erschien. Werke über das türkische Reich lieh Goethe am 23. Januar 1816 von der Bibliothek, aber nicht Toderini.

*) Die beiden ersten Verse haben einen Fuß weniger, obgleich sie auf die folgenden längern Verse reimen. — V. 3 könnte man das einfachere: „Und warf sie wohlbedächtig" erwarten. — V. 8 ist **die Gabe** eben die besondere Gabe des Dichters. — V. 9. **Im Wandel seiner Sünden**, indem er in Sünden wandelt.

) Hier stand V. 4 **immer ists dasselbe und V. 6 **Anfang**, ein offen-

Preis des persischen Dichters, mit dem er an unerschöpflichem Genuß und Pein wetteifern will. Vorschwebt von Hammers Ausspruch (I, XXXV), die Einheit eines schönen Ganzen, die Vollendung des Kunstwerks in einem Gusse vermisse man bei Hafis, aber die vielen köstlichen Perlen bewundere man mit Vergnügen; die Welt Hafisens drehe sich zwischen Sonnen und Monden, Morgensternen und Pleiaden um ihre Pole jauchzend herum, seine Gedichte seien mit Ausnahme weniger mystischer und moralischer nichts als der Ausbruch taumelnder Begeisterung des Lebensgenusses. — Str. 1 bezieht sich auf den Mangel an dichterischer Einheit, was eben der Charakter des Hafis sei, der weder mit künstlerischer Besonnenheit, anzufangen noch zu endigen wisse, sondern wie das Sternengewölbe sich immer um sich selbst drehe. — Str. 2 bezeichnet den Geist seiner in fröhlichem Genusse unerschöpflich fließenden Dichtung und ihren Inhalt; er singt nur vom Küssen in lieblich aus voller Seele sich ergießendem Liede*) und vom Trinken, aber nicht in wüstem Tone, sondern dabei tritt seine Gutmüthigkeit herzgewinnend hervor. — In Str. 3 stellt der Dichter sich in taumelnder Freude als Zwillingsbruder von Hafis in Lust und Pein dar; wie er will er lieben und trinken. Vgl. I, 1, 5 f. Bei der Pein ist freilich mehr an die Liebe als an den Wein zu denken, obgleich Hafis auch zuweilen klagt, daß er keinen Wein hat, die Schenke geschlossen ist oder er wegen des verbotenen Weingenusses verfolgt wird. — Zuletzt erklärt er, daß sein Lied aus eigener Brust fließen, den Hafis nicht nachahmen soll; sein Lied ist älter, insofern er auch an klassischer Dichtung

---

barer Druckfehler, da dem zu Ende ein Anfangs, nicht Anfang entspricht und man nicht wohl zu aus zu Ende hinzudenken kann. Aber von Loeper findet „diese Lesart vorzüglicher“.

*) Brustgesang ist hier sehr glücklich gebraucht.

sich gebildet, und neuer, insofern er als ein Neudeutscher dichtet.*)

7. Nachbildung, im März 1818 im Divan gedruckt. Das Gedicht sollte durch einen Strich nach der zweiten Strophe getheilt sein, wie auch die abweichende Vers- und Reimart beweist. Die Reimform der zwei ersten jambischen Strophen ist eine freie Nachbildung der Ghasele, da in den zehn ersten Versen dieselben zwei Reime durchgehen, das Ganze durch ein Reimpaar abgeschlossen ist (die Abtheilung in zwei Strophen ist nicht zu billigen), in der trochäischen Schlußstrophe freilich einmal ein dreifacher Reim sich findet, wie auch anderwärts bei Goethe, aber sonst nur Reimpaare. Schon in den zu einem Ganzen durch die Reimform abgerundeten zwölf ersten Versen ist es ausgesprochen, daß er den Hafis mehr im Sinne als in der Form nachbilden werde. Zwar hofft er, in seine Reimart sich zu finden (es ist hier nur das Gesetz gemeint, daß die geraden Verse reimen), ja auch, wie Hafis häufig, die geraden Verse auf dasselbe Wort zu enden (beides hat er wirklich gethan und launig geschieht letzteres hier gleich mit dem Worte finden), aber das Erste und Hauptsächlichste ist ihm der Sinn seines Vorbildes, wozu sich die Worte von selbst einstellen werden, und hier wird er sich hüten, dasselbe Wort zu wiederholen, wenn er es nicht in besonderer Bedeutung thue, wie er hier eben das Wort Sinn in anderer Bedeutung wiederholt, während er eben, um sich nicht zu wiederholen, Klang für Wort gebraucht hat. Wenn er hierin Hafis als einen Meister bezeichnet, so schweben wohl zunächst dessen Wortspiele vor. V. 7—12 stellen die mächtige

*) Von Loeper bezieht älter darauf, daß er vor seiner Bekanntschaft mit Hafis seine höchste Reife erlangt habe, neuer auf „die historische Stellung der Dichter". Dagegen spricht schon das von ihm selbst angeführte Wort Goethes an Boisserée (oben S. 49).

Einwirkung, die Hafis auf ihn geübt und ihn zur Nachbildung getrieben, in einem prächtigen, absichtlich mit hafisschem Glanz ausgestatteten Bilde dar.*) — Die Schlußstrophe spricht entschieden aus, daß das Talent sich freilich freue, die Schwierigkeit strenger Versformen (zugemessene Rhythmen deutet nicht auf die Ghaselenform; man erwartete dann wenigstens Reime) zu überwinden, aber die ewige Wiederholung einer beschränkten Form widere doch den Geist wie eine todte Maske an**), so daß er sie durchbrechen und die sich ihm zum entsprechenden Ausdruck aufdringende Form wählen müsse.***) Man vergleiche dazu Goethes 11. 13. und 14. Sonett und Epigrammatisch 1.

8. An Hafis, am 22. Dezember 1818 zu Weimar gedichtet, doch erst nach dem Tode des Dichters hier eingefügt. In der

---

*) Schon erloschen sollte vor wenn Flammen stehn, zur Deutlichkeit wird noch ein er hinzugesetzt. Der Funke, der die Kraft hat, die Kaiserstadt zu entzünden, erlischt, sobald er die Flamme, die sich selbst den Zugwind erzeugt (vgl. Hermann und Dorothea II, 118), angefacht, und schwingt sich zum Himmel empor, wo er als ewig fortlebend gedacht wird, wenn er auch dem irdischen Auge erloschen ist. Ein solcher Funke ist von Hafis ausgegangen und hat seine Seele entzündet. Das Bild ist freilich prächtiger als zweckmäßig ausgeführt; denn der Vergleichungspunkt liegt ja eigentlich in der Kraft des Funkens, einen gewaltigen Brand anzurichten. Man könnte denken, auch hierin wolle der Dichter die Eigenheit von Hafis ausprägen, das Haschen nach glänzenden Ausführungen. — Zu ermuthen bezieht sich auf das frische Leben, das er in bedrängter Zeit an Hafis fand. So steht auch ermuthen V, 1, 6 als Reim zu Gluten.

**) Widern. Vgl. zu den lyr. Ged. III, 596 f. — Ueber das mundartliche schnelle für schnell, wie balde u. a., daselbst 614*.

***) Hiernach beurtheile man, was Goedeke von dem Gedicht Nachbildung zu sagen wagt: „Nachdem er kaum einige Zeilen der vermeinten (?) Reimart zum Opfer gebracht, bekennt er, daß die zugemessenen Rhythmen ihn bald abscheulich wie hohle Masken ohne Blut und Sinn anwidern und schüttelt jene todte Form ab.“

glücklich gewählten Reimform hat Goethe Hafis noch überboten.*) Wenn auch des Hafis mächtiges Genie vom Wettstreit mit ihm abschrecken muß, so darf der deutsche Dichter doch nicht verzweifeln ihm nachzustreben, da auch ihm der volle Genuß des Lebens und der Liebe zu Theil geworden. Er vergleicht sich mit einem Schiffe, das der Gewalt des Oceans nicht zu widerstehn vermag. So steht Schiff bei Hafis Ta, 28, am Ende von Mim 49 Ja 26. Zum Bilde vom Schiffbruch vgl. Epigrammatisch 73. 73. Weit ausgeführt hat dies Klopstock in der Ode an Freund und Feind Str. 10 f. — Das zweite Bild geht auf das plötzliche bei Hafis hervorbrechende Feuer. Daß dieses ihn zurückschreckt, wird mit hafisscher Uebertreibung durch „Mich verschlingt die Glut" bezeichnet; denn darauf, daß er sich hingerissen fühle, kann es nicht gehn. — Daß er auch im sonnenhellen Land gelebt, geliebt, will von Loeper darauf beziehen, daß er auch „Licht, Liebe und Leben genossen" und nicht an Italien denken, woran wir eine Erinnerung I, 16, 15 ff. fanden. Mir scheint die Beziehung auf Italien, wo er, wie er mehrfach geäußert, allein glücklich gewesen, einzig den Worten zu entsprechen, die offenbar besagen, wo er gelebt und geliebt.

9. Offenbar Geheimniß, zu Jena am 10. Dezember 1815 gedichtet. Von Hammer führt (I, XIV f.) die Aeußerung des Lebensbeschreibers Dewletschah an: „Chodscha Hafis von Schiras war die seltenste Erscheinung seiner Zeit und das Wunder der Welt. Seine Worte hatten übermenschliche Kraft und geheimnißvollen Sinn, weshalben dieselben auch Lisanol-Gaib oder die mystische Zunge genannt wurden. Dem Aeußern nach sind sie einfach und ungeschmückt, haben aber tiefe, die Wahrheit ergründende Bedeutung und die höchste Vollendung." In den von Hammer

*) V. 2 hat einen Fuß zu wenig. Man könnte an ein Druckversehen denken.

(I, XIII) angeführten Medschalis aluschak (Zusammenkünfte der Liebenden) 40 heißt es, man nenne ihn gewöhnlich „die mystische Zunge und den Dollmetsch der Geheimnisse". Goethe lehnt in Anschluß an die Ansicht von Hammers (vgl. oben S. 181 ff) die mystische Auffassung der Liebes- und Weinlieder als falsche Auslegung und eigensüchtige Fälschung ab*); Hafis sei nicht mystisch rein, wozu man ihn machen wolle, sei nicht fromm, sondern durch Liebe und Wein selig gewesen. Vgl. II, 6 Str. 2. Am Anfange hat ihn Goethe, wie er auch I, 1, 32. 8, 18 thut, heilig genannt, weil in ihm der Geist der Dichtung gewaltet. Die beiden Schlußverse, welche die eigentliche Pointe enthalten, sind um einen Fuß länger. Das Oxymoron der Ueberschrift Offenbar Geheimniß war dem Dichter sehr gangbar; schon in der Harzreise (1777) braucht er so geheimnißvoll offenbar. Gotters nach Gozzi bearbeitetes Lustspiel das öffentliche Geheimniß sah er 1781 in Leipzig; gedruckt erschien es in demselben Jahre.

10. Winke, im März 1818 im Divan gedruckt. Launige Rechtfertigung der mystischen Erklärer, vielleicht mit Benutzung des Wortes von Saadi in seinem Baumgarten (nach Olearius): „Jedwede meiner Regeln in diesem Buche ist wie eine Decke über das Angesicht einer schönen Frau niedergebreitet; in meinem Leben werde ich nie traurig werden können, weil ich viel Fröhlichkeit hinter meinem Vorhang habe; unter jedem Buchstaben ist eine Auslegung verborgen, wie ein schönes Bild sich unter einer Decke

*) V. 7 schrieb man erst nach Goethes Tod in deinem (statt deinen) Namen. Freilich ist dieses leichter (obgleich man auf deinen oder unter deinem erwartet), aber nicht recht bezeichnend. Bei ihren Wein in deinen Namen verschenken müßte das bildliche neuen Wein in alte Schläuche vorschweben und der Dichter meinen, „sie füllen ihren Wein in die von dir stammenden Gedichte"; der Ausdruck wäre freilich stark prägnant.

und der Mond unter den Wolken verbirget." Das Wort, bemerkt Goethe, ist freilich kein Wesen für sich, es bezeichnet nur dasjenige, was ich mir darunter denke, es selbst ist so wenig wie der Fächer, hinter denen die Augen des schönen Mädchens mir hervorblicken. Die mystischen Erklärer, welche des Hafis sinnlich gemeinte, auf bestimmte Verhältnisse gehende Worte abstrakt fassen, werden dadurch verspottet.*)

11. An Hafis. Das Lied war ursprünglich in den Noten und Abhandlungen in dem Abschnitt Künftiger Divan mit der einleitenden Bemerkung mitgetheilt: „Wenn Kenner im nachstehenden Liede Hafisens Bild einigermaßen erblicken wollten, so würde den Westländer dieser Versuch ganz besonders erfreuen." Gedichtet ist es jedenfalls erst, als das Buch Hafis im März 1818 im Druck vollendet war. Goethe stellt Liebe, Wein, Weisheit und Preis der Fürsten und Hochgestellten als den Inhalt der immer neuen, heiter und sinnig das Leben begleitenden Lieder des Sängers dar. Das leicht fließende, freilich bei der Liebe am längsten verweilende und sie in morgenländischer Weise, aber mit bestimmtem Bezug auf sich selbst ausführende Gedicht schließt sich zu einem abgerundeten Ganzen zusammen. — Die Liebe wird zunächst Str. 1 f. als eine alle Menschen beherrschende Gewalt dargestellt, von der niemand durch das Unglück, was andere dabei betroffen, sich abhalten läßt.**) — Str. 3 geht

*) Auffallend reimen V. 3 und 4 nicht, ja der eine lautet männlich, der andere weiblich aus. Man könnte statt verstehn ergeben vermuthen, wodurch der Reim hergestellt würde. V. 1, 4, 8 und 9 sind bloß dreifüßig, da einer oder mehrere Füße Anapäste sind.

**) Str. 1, 1 dürfte schon kaum vom Vorwurfe eines Reimbehelfes zu retten sein, dagegen ist hernach Str. 2, 1 ganz an der Stelle, da es auf die endliche Gewähr der lange sehnsüchtig begehrten Gunst sich bezieht. — Str. 2, 4 ward der Druckfehler bliebt in der Ausgabe letzter Hand in bleibt geändert. Kaum dürfte blieb ursprünglich gemeint gewesen sein.

der Dichter auf seine eigene Liebe über, zu der er, der Alte, sich oft vermesse; den unendlichen Reiz des geliebten Mädchens schildert er (— Str. 8) in anmuthiger Weise.*) Sehr glücklich ist Str. 9 durch die Anrede an Hafis der Uebergang zum Weine und zum Schenken vermittelt, der sich der Lehren des durch den Wein gehobenen Dichters freut und durch dessen weise Aufschlüsse über alle Himmelsräume und die das Herz ergreifenden Mahnungen plötzlich zum Jüngling heranreift.**) Vgl. IX, 22—24. oben S. 53. Endlich ge-

*) Die Worte wie du weißt gehörten eigentlich nach daß ich. Den Blick des alten Sängers läßt er antheilvoll auf der Erde verweilen. — Die wandelnde Cypresse. „In der schwankenden Cypresse“, las Goethe in von Hammers „Geschichte der schönen Redekünste Persiens“, die er im August 1818 zu Karlsbad erhielt, „sieht der verliebte Morgenländer nur den anmuthsvollen Gang und den Wuchs seiner Geliebten.“ Daß die Cypresse vor der Geliebten weichen müsse, hatte er schon in seinem Hafis (II, 430. 458) gefunden. Wir wissen nicht, ob Goethe Hartmanns „Aufklärungen über Asien“ (1807) kannte, wo (II, 497) die Stelle des türkischen Dichters Baki angeführt wird: „Sollte ich einst, der Gewalt der Liebe erliegend, zu den Füßen jener wandelnden Cypresse hinsinken.“ — Str. 5 bezeichnet die bezaubernde Leichtigkeit beim Gehen und Grüßen; denn auch des Ostgekos ihres Odems (Oden, wie im Epimenides I, 9. II, 1) geht auf das Wort des Grußes. — Ahndevoll ist falsche Bildung, wie anderswo lebereich, lebevoll, da keine Zeitwörter vor voll und reich stehen. — Sodann, wenn es gelöst ist. — Zu Str. 6 vgl. III, 5. 6. — Str. 7, 2. Zu glätten, wie Hafis (Lam 1) sagt, der Liebe Stein glätte des Herzens Formen. In den Noten und Abhandlungen heißt dieser Gebrauch ein „mehr witziges als gefühlvolles Wagniß“. — Str. 8, 3. Sie machen dich auf einmal frei, sie drängen dich einen Kuß darauf zu drücken. — Str. 9, 4. Der Athem, natürlich des Liebenden, nicht, wie von Loeper will, der Geliebten. Er küßt sie so glühend, als wollte seine Seele zu der ihrigen dringen. — Zu Die Seel' — fliehend ist wohl will nicht mehr zurück zu ergänzen, wenn es nicht ein sonderbar abgekürzter Satz sein soll. — Bei den Gerüchen V. 3 möchte ich nicht an Wohlgerüche mit von Loeper denken, sondern an den Duft der frischen Jugend, an des „Wachsthums Blüte“, wie es die älteste Dame in Bezug auf Paris im zweiten Theil des Faust gegen Ende des ersten Akts bezeichnet.

**) Der Schenke läuft, der Schenke kömmt, wie es in der Ballade

denken Str. 10—12 seiner erhabenen Betrachtungen und mystischen Sprüche*), seiner Feier von Fürsten und Vezieren. Unter den sieben Fürsten der Familie Mosaffa hat Hafis besonders den Schah Sedschaa gepriesen, unter den fünf Großvezieren vor allen Hadschi Kawameddin Hasan und Hadschi Kawameddin Mohammed Ali.

III. Buch der Liebe.

Der Vorspruch ist nach den Versen der Ghasele Ta 70 des Hafis an seinen Geliebten gebildet:

Sieh, mein Herz steht vor der Thüre;
Halt es doch in Preis und Ehren.

Was mein Herz begehrt, daß du mich liebst. Vgl. II, 11, 1: Was alle wollen. Bei Hafis geht vorher:

Labe meine durst'ge Seele
Nur mit einem Tropfen Hefe.

Die Geliebte gesteht ihre Liebe, die er werth halten möge.

1. Musterbilder, unter der Ueberschrift Liebesmuster im

---

der Sänger heißt: „Der Page lief, der Page kam." — Orden für Ordnung, wie es Luther 2 Mos. 28, 10 braucht, hier aber, wo der Reim den Dichter drängte, von der geistigen Ordnung. — Die früher neben Flaum bestehende Form Pflaum muß in Flaum mit von Loeper verwandelt werden, wie diese Form X, 5, 9 sich findet. Hafis spricht auch vom „grünenden Barte" des Geliebten (II, 257) und mehrfach von des Bartes Flaum (wie I, 416).

*) Hier treten sich Herz und Welt entgegen, wie in der vorigen Strophe der Welten Raum und das Innere.

Sommer 1816 im Taschenbuch für Damen gedruckt.*) Die erste Erläuterung Liebes gab Kosegarten S. 590 f. Bei der frühern Fassung lag die Stelle Herbelots unter Gemil zu Grunde: Les plus fameux (couples d'amants) sont Joseph et Zoleikhah, Megenoun et Leilah, Khosru et Schirin. Gemil et Schanbah u. s. w. — Goethe verwechselt den Rustan (Rostem) mit seinem Vater Sal. Die Liebe des Paares wurde durch die Berichte Mehrabs über die Schönheit Rodawus an Sal und über Sals Unvergleichlichkeit an Rodawu veranlaßt. Die Sage fand Goethe bei Ferdusi (vgl. S. 39). — Suleika sah Jussuf im Traume, wie bei Wieland Rezia den Hüon. Unmöglich kann Unbekannte sind sich nah mit von Loeper davon verstanden werden, daß beide in demselben Hause waren. Freilich ist der Ausdruck insofern ungenau, als Jussuff nicht auch Suleika im Traum sah. Dieser Liebesgeschichte hatte von Hammer in seinem Gedichte Schirin II, 2, 69—92 ausführlich gedacht.**) Dasselbe Gedicht liegt auch bei dem folgenden unglücklichen Liebespaar zu Grunde. Der persische

*) Dort stand V. 8 Khosru statt Ferhad, V. 12 Schanbah statt Boteinah, V. 7 fehlte das Komma nach Liebe. Sonst fanden sich die Formen Zuleikah [6], Medschnoun, Leilah [10] und Genil [12] letzteres Druckfehler für Gemil.

**) Hammer bemerkt dort: „Suleicha wird auch Sulicha ausgesprochen, daher Bitaubés Zoulica." Bodmer hatte schon 1753 sein Gedicht Joseph und Zulika geschrieben. Vgl. auch Herders Blätter der Vorzeit II, 7. Im Koran (Sure 12) wird weder Potiphar noch dessen Frau, die den Joseph verführen will, mit Namen genannt. Hafis sagt Elif 8:

> Jusufs berauschende Schönheit erklärt den Zauber der Liebe,
> Welcher zerrissen den Flor bei Sulicha.

Dazu heißt es bei Hammer: „Sulicha oder Suleicha, Potifars Gemahlin in den orientalischen Romanen, die in des ägyptischen Josephs Geschichte nichts als die unwiderstehbare Macht der Schönheit des Mannes aufs Herz des Weibes darzustellen suchen." In den Fundgruben standen Stücke aus Dschamis Gedicht Jussuf und Suleicha. Vgl. auch Herbelot unter Jousouf.

König Chosru gewann nach manchen Hindernissen die Liebe der armenischen Prinzessin Schirin, aber bald erkalteten ihre Herzen gegeneinander. Der Künstler Ferhad wird von leidenschaftlicher Liebe zu Schirin ergriffen; Chosru verbannt ihn aus Eifersucht. Schirin sucht ihre Liebe zu bekämpfen; der Brief, in welchem sie ihre Entsagung ausspricht, treibt diesen in Wahnsinn, sie aber kann dem Verlangen nicht widerstehn, ihn aufzusuchen und zu trösten. Schirin tödtet sich selbst, nachdem ihr Sohn den Vater ermordet; Ferhad stürzt sich vom Felsen herab, als er die Kunde vernimmt.*) — Dschamis Roman Medschnun und Leila hatte Goethe schon im Jahre 1808 in der Uebersetzung Hartmanns kennen gelernt (vgl. S. 13). Keis, von seiner wahnsinnigen Liebe zu Leila Medschnun (der Wahnsinnige) genannt, wurde von der Geliebten gewaltsam getrennt. Er endete in Wahnsinn, Leila folgte ihm bald. Auch Hafis gedenkt dieser Liebe mehrfach (I, 43. 127. II, 203. 357. 516). — Die Geschichte von Dschemil und Boteinah nahm Goethe aus Herbelot; nur bei diesem steht Schanbah. Der Khalif Abdalmalek, der von diesem aus Arabien stammenden Liebespaare viel gehört hatte, ließ Botnah zu sich kommen. Seine Verwunderung, wie Dschemil sie so wunderbar lieben könne, da sie schwarz und mager sei, erwiederte sie auf sehr feine Weise, worauf der Khalif sie reich beschenkt entließ. Dschemil besang die Geliebte zwanzig Jahre lang bis zu seinem Tode. Die wohlklingendere Form Boteinah hat Goethe auch VIII, 24, 12 und in den Noten. Die Geschichte ist im zehnten Gesange von Dschamis Jussuf und Suleika (S. 245**) ausgeführt. — Bei der Braunen kann unmöglich an das braune Mädchen des Hohenliedes gedacht wer-

*) Bei Hafis kommt das unglückliche Paar mehrfach vor. In Hammers Uebersetzung wird der Name bald Ferhad, bald Ferhadt, bald Ferchad, bald Herhad geschrieben. Vgl. Dal. 15. 84. 99, 137. Mim. 7. Ta 53. Mokataat 9.

den; es ist Balkis, die Königin von Saba gemeint, welcher 1 Könige 10, 1—13 (2 Chronik 9, 1—12) und im Koran (Sure 27) gedacht ist. In Hammers Schirin I, 5, 7—95 ist die persische Sage ausgeführt. Salomon ließ, als der Wiedehopf (Hudhud) von der Königin zu Saba berichtet hatte, dieser durch ihn einen Brief zustellen, worin er sie zu sich einlud. Nach wechselseitigen Proben verbanden sie sich. — Wohl vermerkt geht auf die genaue Erwägung dieser Liebesgeschichten.

2. Noch ein Paar, zuerst in den Noten und Abhandlungen zum Divan (1819) gedruckt, mit der Einleitung: „Wamik und Asra z. B., von denen sich außer den Namen keine weitere Nachricht findet, könnten [als Liebespaar] folgendermaßen eingeleitet werden." Herbelot erwähnt sie. Aber Goethe kam auf die Erwähnung des Paares durch von Hammers „Geschichte der schönen Redekünste Persiens", wo berichtet wird, wie das persische romantische Gedicht Wamik und Asra durch Fanatismus vernichtet worden, auch die spätern Behandlungen der Geschichte zu Grunde gegangen. Aus einer türkischen Bearbeitung von Lamii gab von Hammer 1833 einen Auszug in dem Gedichte „Wasmik und Asra d. i. der Glühende und die Blühende".* Die treue Liebe wird zugleich als hohes Verdienst und seligstes Glück gepriesen.

3. Lesebuch, gedruckt im März 1818 im Divan. Goethe folgt hier den von Diez (Denkwürdigkeiten II, 371) übersetzten Versen des Nischandschi Mustafa Tschelibi mit dem Zunamen Nischani unter Soliman I (1519—1566):

Die Kunst der Liebe anfangend, las ich mit vieler Aufmerksamkeit in vielen Kapiteln
Ein mit Texten der Leiden und mit Abschnitten der Trennung angefülltes Buch.

*) Vielmehr heißt Wamek Liebender, Asra Jungfrau.



Es hatte ins Kurze gezogen die Kapitel der Vereinigung, aber vom Kummer
Hatte es die Erklärungen verlängert ohne Ende und Maß.
O Nischani! am Ende hat dich auf den rechten Weg geführt der Meister der Liebe.
Auf unauflösliche Fragen kommt nur dem Geliebten die Antwort zu.

Von Diez bemerkt dazu, Meister der Liebe und jede Zeile des Gedichtes bezögen sich nur auf Gott, was Goethe nicht hinderte, sie auf seine Weise zu verwenden. Absichtlich ist vielleicht auch die Verwechslung des Nischani mit dem berühmten persischen Dichter Nisami, „der die lieblichsten Wechselwirkungen innigster Liebe zum Stoffe seiner Gedichte wählte". Hafis sagt am Schlusse von Ghasele Ja 5, seine Verse überträfen manchmal die Nisams. Wunderlichst ist das Buch der Liebe, weil es so seltsam aus Freude und Leid gemischt ist. Bisher wurde übersehen, daß dabei wohl das Wort des Hafis Ta 86 vorschwebte:

Ein wunderlich Ding
Ists um der Liebe Wissenschaft.

Die Frage, wie dieses Buch dennoch so anziehe, kann nur von Geliebten, die sich wiederfinden, beantwortet werden, was offenbar heißen soll, das unendliche Glück der Verbindung der Liebenden gebe die Erklärung. Statt einen Abschnitt erwartete man die Mehrheit, noch lieber würde man den ganzen Vers „Einen Abschnitt macht die Trennung", der die Symmetrie stört, getilgt sehn. Auch wäre wohl besser die Berufung auf den Dichter der Verse gemieden, da von diesem ja auch die Schlußverse sind.

4. Ja die Augen warens. Die Verse wurden erst in der Ausgabe letzter Hand hier eingerückt. Süße Erinnerung an die Geliebte, die er geküßt, die aber, als er sie umarmen und sich des schönsten Genusses freuen wollte, vor ihm floh, doch sie hat ihn nun auf ewig gefesselt. Der Dichter folgt hier nicht dem orientalischen Ge-

schmack, der volle fleischige Hüften bei ungemein schmaler Taille fordert.*) „Mitte des Leibs fein wie ein Haar", sagt Hafis, ein andermal: „O frage mich nicht um das Haar ihrer Mitte." Vgl. Hammer I, 74.

5. Gewarnt, gedruckt im März 1818 im Divan. Mit Bezug auf das Wort des Hafis am Anfange von Ta 61:

In deinem Lockennetz hat sich mein Herz verstricket,

und ähnliche, bekennt er, daß auch ihn Frauenlocken sehr angezogen (vgl. das folgende Gedicht und VIII, 25), erklärt sich aber gegen die jetzige Mode helmartig aufgethürmter Zöpfe, womit die Frauen Männerherzen zu erobern suchten**); das gelinge ihnen aber nicht, weil sie dadurch nicht reizend, sondern gefährlich erschienen, da die Flechten gleich Ketten drohten.***)

6. Versunken. Schon am 4. August 1815 las Goethe das Lied („Spiel in den Locken") Boisserée vor. Die leidenschaftliche Lust, in den vollen krausen Locken hin und wider zu fahren und die Geliebte dabei zu küssen, spricht sich hier in anmuthigem, orien-

---

*) Im Faust sagt Mephistopheles:

Recht quammig, quappig; das bezahlen
Mit hohem Preis Orientalen.

— Sie war's, die ich umarmt habe. — Sie hat's gegeben, den Genuß, den ich beim Umarmen an diesen herrlichen Formen gehabt.

**) Die kunstvolle „Coiffure à la Chinoise, die nur wenigen Gesichtern gut und vortheilhaft ist" (Journal für Luxus und Mode 1818 I, 140 nebst Abbildung Tafel 5, 1. 2).

***) An lang herabfallende Zöpfe ist nicht zu denken. Die langen Haare bilden den Gegensatz zu den Locken. Von Loeper meint, bei den Flechten unter dem Helme sei vielleicht auf eine besondere Huttracht angespielt. Man könnte an die sogenannte Helmhaube denken. Der Helm steht, wie gleich darauf die Ketten. — „Wie wir wohl erfahren" deutet auf die kokette Art, wie sie durch ihre neue Haartracht zu gefallen suchen.



talisch freiem Spiele aus. Vgl. I, 11 Str. 5—8. Mit V. 5 hat das Liebesspiel geendet*), aber noch läßt es ihm keine Ruhe: rasch fährt die Hand („der fünfgezackte Kamm") wieder in die Haare, ja gleitet nun auch ans Ohr herab, wo sie sich so wohl fühlt**), aber zuletzt kehrt sie doch auf den Kopf zurück, und kann nun nicht enden, in den reichen Locken zu wühlen. Hier tritt am Schlusse die Anrede an Hafis in der Weise der Ghasele ein, wie im vorigen Gedichte am Anfange.

7. Bedenklich, gedruckt im März 1818 im Divan. Orientalisch spielender Ausdruck von der Liebe Lust und Leid. Er weiß nicht, ob er sagen soll, was ihm bei den Smaragden***) am Ringe der Geliebten einfällt. Launig will er das Schlimme verschweigen, verräth es aber unwillkürlich, ohne darüber verlegen zu werden. Immerhin mag sie es lesen, da sie ihn ganz hingerissen hat. In den Wahlverwandtschaften I, 6 heißt es, der Smaragd thue durch seine herrliche Farbe dem Gesichte wohl, ja übe sogar einige Heilkraft an diesem edlen Sinn aus.†) Die Farbe des Smaragds erinnert ihn an den lieblichen Eindruck ihrer Schönheit, aber unwillkürlich verbindet sich damit der Gedanke an die Qual, welche die Leidenschaft der Liebe ihm bereiten werde. Das Lesen V. 9

---

*) Bogen sind nach dem bei Hafis ganz geläufigen Ausdruck die Augenbrauen.

**) Liebeviel, eine neue durch den Reim veranlaßte Bildung, im Sinne „der Liebe viel bietend".

***) Auf eine Mehrheit deutet der Ausdruck entschieden hin, wogegen dein Finger zeigt, daß nur von einem Ringe die Rede ist. Im letzten Verse steht die allgemeine Einheit Smaragd, die der Vers auch am Anfange nicht ausschloß.

†) Eine Neubildung ist augerquicklich, doch ist die Richtigkeit der Zusammensetzung mehr als fraglich; es müßte augerquickend heißen. Augenscheinlich ist Ableitung von Augenschein.

deutet darauf, daß er dieses Bekenntniß nicht mündlich, was freilich natürlicher wäre, sondern schriftlich der Geliebten thut. Hafis spricht häufig von den Qualen, die ihm die Liebe bereitet, wie er Ber 4 sagt, sein armes Herz verbrenne und erreiche seinen Wunsch nicht, der Mund der Geliebten fordere mit Recht Brand- und Wundengeld u. s. w., Ta 55, der Weg der Liebe sei unbegrenzt, die Seele werde dort aufgeopfert, seine Thräne rührte die Geliebte nicht, deren Herz dem Marmor nicht weiche. Das Verbrennen des Herzens, das Weinen von Blut (Mim 25), das Rasen der Verstandes (Ta 42) sind bei ihm ganz gangbar. Vgl. unten 15.

8. Liebchen, ach im starren Bande, erst in der Ausgabe letzter Hand eingefügt. Die Verse deuten auf die Sammlung (vgl. VIII, 35) der frei während der Zeit der Liebe im gegenseitigen Austausch entstandenen Lieder, die in diesem Bande sich eingezwängt finden müssen, aber eben weil sie „im reinen Himmelslande" der Liebe entstanden, aus voller Seele geflossen sind, werden sie der Zeit trotzen und wie die Liebe selbst unsterblich sein. Freilich bildet die zweite Hälfte des Gedichtes keinen geraden Gegensatz zur ersten, aber sie verscheucht doch die angeregte Besorgniß durch die Hindeutung auf ihr unsterbliches Leben.*)

9. Was wird mir jede Stunde so bang? gedichtet in Jena am 22. Juli 1818, zuerst vor den Wanderjahren gedruckt**), in der Ausgabe letzter Hand in dem Buch der Sprüche (6) aufgenommen, erst nach dem Tode des Dichters hierher gestellt. Das Lied spricht die quälende Unruhe des Herzens aus, das in sich keine

---

*) Soll V. 7 drückt stärker als wird ihre Bestimmung zu ewigem Leben aus.

**) Dort steht V. 9 des Lebens Strudel. Lebestrudel sagt Goethe, wie im zweiten Theil des Faust Lebestrahlen, Lebechöre (vgl. Werdelust, Scheidebrief).

Befriedigung findet, das nur an liebender Brust in der Erfüllung seiner eigensinnigen Neigung und im Vergessen alles Strebens und alles dessen, was es einst besessen, sich auf ewig beglückt fühlen wird.*) Er muß, wie es Werther in anderer Beziehung ausspricht, sein Herzchen wie ein krankes Kind halten, ihm jeden Willen gestatten.

10. Schlechter Trost, am 24. Mai 1815 gedichtet (vgl. S. 45). Zu Grunde liegen die dritte Strophe der Ghasele Lam 2:

> Des Blutes halb, das gestern Nachts
> Geflossen ist von meinen Augen,
> War von den Nachtgesichtern ich
> Im Falle mich zu schämen,

und aus Lam 5 die Verse:

> Nacht der Trennung (von der Geliebten), du streckest die Schatten.
> Nachtgesichter, was spielet ihr dorten?

Goethe führt hier launig seinen Unwillen aus, daß er sich nicht enthalten kann, in der Nacht wegen der Trennung von der Geliebten zu weinen. Die Nachtgespenster nimmt er aus dem orientalischen Aberglauben, der sich auch Hiob 4, 13 ff. findet.**)

---

*) Die beiden ersten Verse sprechen Sehnsucht und Langeweile an der Gegenwart aus. — V. 2 ist nichts weniger als „pointirte Variante“ des Vita brevis, ars longa des Hippokrates, wie von Loeper will. Daß der Tag ihm lang wird, spricht er in einem scharfen Gegensatz zu der gangbaren Klage über die Kürze des Lebens aus. Derselbe Widerspruch gegen die gewöhnliche Ansicht tritt auch in dem folgenden: „Ich weiß nicht recht, ob himmelwärts“, hervor. — Der Lebestrudel, der es fortreißt, deutet auf das Glück frischen, regen Lebens, wogegen das Hängen an einem Ort einen launigen Gegensatz bildet. — Sein eigener Thor bleibt das Herz, weil es immer verlangt, daß ihm sein Wille geschehe, wie wenig dieser auch verständig begründet ist.

**) Die meist trochäischen Verse beginnen V. 1, 6—7 und 11 daktylisch, jam-

11. Genügsam, gedruckt im März 1818 im Divan. Dem Liebhaber genügt es schon, wenn das Mädchen sich nicht aus Liebe, sondern aus persönlicher Huldigung ihm hingibt. Launig entschuldigt er sich, daß er damit zufrieden sei, da schon die Schmeichelei, die der andere in der Liebe des Mädchens sieht, auf Werthschätzung deute, Liebe nicht erzwungen werden könne, sondern nur aus innigster Seelenneigung fließe. Ganz anderer Art sind die Gedichte, welche sich mit dem Glauben, geliebt zu sein, als zum Glücke hinreichend beruhigen. Vgl. die Erläuterungen zu den lyr. Ged. III, 578 f.*)

12. Hudhud, zu Frankfurt am 27. Mai 1815 gedichtet. Vgl. S. 46 f. Zu Grunde liegt die Anrede von Hafis an sein Herz in der Ghasele Dal 68:

> Bring mich mit Hudhudens Krone
> Nicht vom Wege ab,

wozu von Hammer bemerkt: „Hudhud, der Wiedhopf, der mit Federn gekrönte Vogel, den Salomon zu seinem Liebesbotschafter an die Königin von Saba gebrauchte“ (vgl. oben S. 247). Schon vorher (Dal 40) heißt es:

> Weil nun aus Saba Hudhud mit froher Nachricht zurückkommt,

wobei von Hammer den Wiedhopf als Kabinetskurier Salomons bezeichnet. Das launige Gedicht ist höchst anmuthig belebt, Ver-

---

bisch sind V. 3 und 14. — Dem — sonst schlafenden, eine freie Benutzung des Participiums, wie in der Pandora: „Wen treff' ich noch den Wachenden?“ und häufig bei Klopstock.

*) Vers- und Reimform der beiden vierversigen Strophen sind sehr frei. In der ersten sind alle Verse mit Ausnahme des vierten jambisch, in der zweiten bloß die beiden ersten, der dritte trochäisch, der vierte, der die launige Pointe enthält, kretisch.

wunderung und Freude hübsch bezeichnet. Der Gegensatz zwischen der Vergangenheit, welcher der Dichter nachspürt, und der frischen Gegenwart, an welche Hudhud ihn erinnert, ist allerliebst.*)

13. Hudhud sprach, im September 1819 gedichtet (vgl. S. 109 f.), erst nach dem Tode des Dichters hier aufgenommen. Dem von der Geliebten zurückkehrenden Liebesboten hat der Blick, mit dem sie ihn empfangen, die Ueberzeugung ihrer Gegenliebe auf das unzweifelhafteste bestätigt. Sind sie sich auch fern, so lieben sie sich doch, und da sie von einander getrennt, mögen sie den Sternen ihre Liebe anvertrauen und so den Glanz ihrer Liebe auf würdigste Weise erhalten. Das Einschreiben der Liebe in die Sterne ist recht in orientalischem Sinne. An die gegenseitige Erinnerung beim Vollmonde (vgl. S. 68) ist hier nicht zu denken.

14. Hudhud auf dem Palmenstecken, gleichzeitig mit 13, erst nach dem Tode des Dichters mit 13 hier eingefügt. Ueber die Veranlassung vgl. oben S. 102. — Von Loeper hat hier noch die an Marianne von Willemer 1820 gerichteten Verse „Schön und köstlich ist die Gabe" eingeschoben. Vgl. oben S. 113.

15. Ergebung, zu Frankfurt am 27. Mai 1815 gedichtet und schon im Taschenbuch für Damen unter der Ueberschrift Theilnahme gedruckt. Nach dem Schlusse der Ghasele von Hafis Ta 68:

> Freunde, befragt um die Lage
> Hafisens des Armen
> Die Kerze, die beständig schmilzt und brennet.

Auch sonst bedient Hafis sich häufig von dem Liebenden des Bildes

---

*) Die erste erzählende Strophe ist jambisch, mit häufiger Anwendung des Anapästs; in der Rede an Hudhud sind V. 1, 3 und 6 trochäisch-daktylisch; nur V. 2 f. sind nicht erzählend, sondern begründen V. 1. In dem Lande Hudhuds befindet er sich noch. Die Erzählung beginnt erst V. 4.

der Kerze, die zugleich lache und weine, und zwar sogar von der Liebe in Gegenwart des Geliebten, dem zum Dank der Liebende wie die Kerze verbrennen und vergnügt sein soll (Sa II). Vgl. Ain 4. Ganz eigenthümlich verzehrt sich hier der Dichter, indem er seine Sehnsuchtsklage ergießt. Der Fragende ist ein Fremder, nicht die Geliebte.

16. Eine Stelle suchte der Liebe Schmerz. Die wohl 1814 oder 1815 gedichtete Strophe wurde erst in der Ausgabe letzter Hand hier eingefügt, durch einen bloßen Abtheilungsstrich von dem vorigen Liede getrennt. Es ist eine gelungene Nachbildung der vorletzten Strophe der Ghasele des Hafis Lam 1:

Dein Schmerz*) fands nirgends so
Wie in dem Herzen wüste,
Deswegen hat er sich
Ins enge Herz genistet,

worauf noch folgt:

Begnüge dich, Hafis,
Mit Liebesgram und schweige,
Entdeck' Verständigen
Nicht deine stille Liebe.

Bei Goethe hat besonders der letzte Vers eine glückliche Umänderung erfahren; leer erklärt das öde näher, und ist um so wirksamer, als das Ganze darin ausklingt.

17. Unvermeidlich, am 31. August 1814 zu Wiesbaden gedichtet und schon im Taschenbuch für Damen unter der Ueberschrift Ungeduld gedruckt.**) Die beiden ersten Verse sind aus

*) Unmittelbar vorher heißts:

Der Gram der Zeit hat mich
In Traurigkeit versenket.

**) Dort stand V. 5 wohl mich.

einem Liebesliede des Hafis Schin 22 genommen, wo aber noch wohl nach kann steht; vorhergeht:

> Sag nicht, unterdrücke den Odem,
> Oder schweige jetzt still.

Ein vortrefflicher Ausdruck des gepreßten Zustandes des Liebenden, der sein Leid und seine Lust singen muß. Dem orientalischen Bilde vom Vogel wird das deutsche vom Scheren der Schafe hinzugefügt, nur daß der Dichter das Schaf nicht, wie gewöhnlich, still halten läßt. Die Anwendung gibt Strophe 2, doch so, daß das Bild vom Scheren des Schafes beibehalten wird, wobei der Scherer nicht gelinde mit dem Schafe verfährt, es zerzaust, so daß es sich sträubt.*) Wenn in dieser Strophe die Qual seiner Liebe, die sich in sehnsüchtigen Klagen ergießt, bildlich ausgesprochen wird, so tritt im eigentlichen Ausdrucke am Schlusse das Glück der ihn jetzt quälenden Liebe hervor. Das Herz treibt ihn sein Liebesgefühl zu ergießen, den Wolken muß er die Lust seiner Liebe vertrauen. Zum Himmel hinan, wie man dem Himmel sein Leid klagt. — Den Wolken, da er seine Lust irgend einem theilnehmenden Wesen mittheilen muß. Nicht bloß die Morgenländer wenden sich an die Wolken.**)

18. Geheimes, gleichzeitig mit dem vorigen Gedicht, im Taschenbuch für Damen unter der Ueberschrift Glückliches

*) Sich krausen ist vom Sträuben der Haare und Federn von Thieren gangbarer Ausdruck. Goethe wagte den Ausfall des sich. Aehnlich sagt er in der Ballade der untreue Knabe „graust sein Haar". Kraus wird auch im Sinne von wirr, ungeberdig gebraucht.

**) Das Anthun wird hier durch wie lieb in freier Weise gehoben; das Gangbare wäre daß oder bloß wie. Auch das einfache sie ist für den Liebhaber bezeichnend, der an nichts anderes als an sein Mädchen denken kann. Die letzte Strophe ist in echtem Volkssinne gedichtet. Vgl. Lieder 11 am Ende. 22, 11.

Geheimniß.*) Die erste Strophe ist nach dem Anfange der Ghasele des Hafis Dal 110 umgebildet:

> Ueber meines Liebchens Aeugeln
> Staunen alle Unerfahrne,
> Ich bin so wie ich erscheine,
> Während sie es anders wissen.

Das Folgende ist völlig anderer Art. Unser Dichter läßt über den ganz eigenen Blick der Geliebten alle erstaunen; er allein weiß, daß aus ihm das Glück, daß sie ihn liebe, und die Sehnsucht spricht, an seiner Brust zu ruhen.**)

19. Geheimstes, im März 1818 im Divan gedruckt.***) Das Gedicht dürfte durch die Aeußerung Goethes an den Herzog vom 29. Januar 1815 S. 36 f. seine Erklärung finden. Die Geliebte ist nicht die Wahrheit, wie von Loeper meint, sondern die höchste Herrin, die Kaiserin, natürlich im Sinne reinster Verehrung, in ähnlicher Weise wie der Dichter auch die Herzogin Luise liebte. Vgl. IV, 22. Die neugierigen Leute, welche ihm seine Liebe nicht gönnen und sein Glück gern durch ihr Geklatsch stören möchten, weist der Dichter glücklich durch die Hinweisung auf eine höhere Liebe zurück, die ihn mit reinster Verehrung erfüllt, wobei er sich aber wohl hütet, zu deutlich zu werden, vielmehr das mißgünstige

---

*) V. 4 begann dort Weiß allein.

**) V. 6 „Und nicht etwa den und jenen.“ Vgl. VIII, 10, 9 f. — V. 8. Euer Sehnen, nach ihrer Liebe. — V. 10. Mit ungeheuern Mächten, mit unwiderstehlicher Gewalt. Der Ausdruck ist wohl nach der Redeweise aus allen Mächten gebildet. — Wohl, im Tone des Volksliedes. — Das unbestimmte ihm ist mit Absicht statt mir gebraucht.

***) V. 18 muß Wißt ihr Druckfehler sein, da eine Silbe fehlt, was bisher allgemein übersehen worden; es ist wohl Wisset zu lesen oder nach ihr ein nicht oder doch ausgefallen.

Volk sich leidig zerrathen läßt. Die Neidischen, die hinter sein Geheimniß kommen möchten, führt er selbst redend ein, wobei sie ihre Gesinnung selbst deutlich zu erkennen geben.*) Sie sollen sich nur ans Suchen geben, spottet er, ohne etwas weiter zu verrathen, als daß sie seine Geliebte nicht in dem gewöhnlichen Kreise finden werden; erschrecken würden sie, wenn sie die hohe Herrin vor sich sähen, und wenn diese verschwunden, noch immer ihrem Bilde huldigen.**) — Str. 4 deutet auf die demüthige Verehrung seiner Liebe. Zu Grunde liegt die Erzählung, welche Grangeret de Lagrange in den Fundgruben als Erklärung zu einem Gedichte des Scheref-ed-din Omar ben Faredh gibt. Als der Oberpriester der Sofis Scheich Schehâb-ed-din Sohrawerdy auf seiner letzten Wallfahrt nach Mekka im Jahre 628 den Berg Arafat in Begleitung vieler Pilger bestiegen hatte, ergriff ihn sehnsüchtiges Verlangen nach Scheich Faredh, der im Tempel sich befand. Unter Thränen sprach er bei sich: „Glaubst du wohl, daß du bei Gott so stehest, wie diese Leute sich einbilden? Glaubst du, daß heute bei dem Gegenstande deiner Liebe Nachfrage nach dir ist?" Sogleich erschien ihm Faredh und redete: „Deinem Herzen willkommene Botschaft! Lege deine Kleider ab! Es ist heute Nachfrage nach dir gewesen bei dem Gegenstande deiner Zärtlichkeit ungeachtet aller deiner Unvollkommenheiten." Da schrie Schehâb-ed-din laut auf und legte seine Kleider ab; eben so thaten die ersten Scheiche, und sie gingen dann zusammen ins Heiligthum. Das Ablegen der Kleider ist persische

*) Ihnen kann er auch die niedrigen Ausdrücke Anekdotenjäger und Schwäger in der derben volksthümlichen Bedeutung in den Mund legen. Letztere nennt Hafis in anderm Sinne Rubajat 46.

**) Dies ist offenbar der Sinn von V. 11 f., den von Loeper verfehlt, wenn er meint, er könne nur von der Wahrheit verstanden werden, vor der jeder erschrecke (?) und in deren Abwesenheit wir eben „dem Scheine kosen".

Sitte beim Gebete; man hält nur das bis unter die Kniee reichende Hemd an. Entmanteln bildete Goethe nach entkleiden, vielleicht in Erinnerung an das englische dismantle. — Str. 5. Mein höchstes Glück ist es, wenn vor der Vielgeliebten nur mein Name genannt wird. V. 2 bietet eigentlich die Lösung des Räthsels. Die Vielgeliebte ist eben die Kaiserin. Deshalb konnte auch mit diesen Versen zu Weimar der Festzug vor der Kaiserin Mutter von Rußland beginnen. Vgl. oben S. 97. — Str. 6. So ist es umgekehrt das höchste Unglück, wenn vor der Geliebten der Name des Liebenden nicht mehr gesprochen werden darf, wie es der sterbende Medschnun in der Verzweiflung wollte. Ueber Medschnun vgl. oben S. 246. Es schwebt hier eine Erzählung in Saadis Baumgarten III, 3 (nach Olearius) vor. Einer, welcher Medschnun in der Einsamkeit traf, fragte ihn, ob er etwas an Leila zu bestellen habe, worauf dieser verzweifelnd erwiederte: „Es ist unnöthig, daß meiner gedacht werde, wo sie ist, und darum hast du nichts von mir bei ihr zu gedenken." Goethe hat dies eigen gewandt. Die Strophe ist entbehrlich, dürfte auch wohl ein späterer Zusatz sein; ursprünglich scheint eine ganz andere den Schluß gebildet zu haben, die, wie der angeführte Festzug beweist, mit den Versen begann:

> Solchen Augenblick verehre,
> Wenn das Glück dir solchen gönnte.

IV. Buch der Betrachtungen.

1. Höre den Rath, nach der Quartausgabe im Juli 1814 gedichtet, wobei es auffällt, daß nur von diesem einzigen Liede bloß der Monat der Entstehung ohne den Tag angegeben ist. Hiernach

fiele es entweder kurz vor die Reise an den Rhein oder in den Anfang derselben. Vgl. S. 24 ff. Die erste Strophe ist glücklich der von Hafis in der Mitte der Ghasele Ja 71 nachgebildet:

> Höre den Rath, den die Leier tönet!
> Doch er nützet nur, wenn du fähig bist!
> Jegliches Blatt ist ein Buch der Weisheit;
> Schade, daß du so träg und sorglos bist.*)

Den Rath, den die Leier gibt, besteht in der Mahnung, nur solche Freunde sich zu wählen, die das Schöne und das Gute wollen. Freilich ist die schönste Braut nach dem Sprichworte nicht immer die beste, aber wir (die Freunde werden als redend gedacht) zählen nur die zu uns, die das Schönste zugleich und das Beste wollen. Wollte man unter dem wir die Betrachtungen verstehen und mit von Loeper den Spruch als Motto oder Proömium des ganzen Buches verstehn, so würde der Ausdruck ganz schief, da man dann einen Theil der Betrachtungen als in der Leier, die andern als von außen kommend sich denken müßte.

2. Fünf Dinge, am 15. Dezember 1814 nach dem Spruche des Pend-Nameh (Buch des Rathes) des Ferid-ed-din Attar gebildet: „Fünf Dinge, die sich nicht bei andern fünf Dingen finden. Fünf Arten Dinge sind nie von fünf andern hervorgebracht worden und können nie daraus hervorgehn; schreibe diese Lehre, die du von mir erhältst, in dein Gedächtniß. Freundschaft

---

*) Das ungeschickte fähig hat Goethe beibehalten. — Verhöhnt, als unverständig verachtet. — Schiefohr, eigenthümlich, wie Schielohr, Schlappohr, Langohr, und zwar in bildlichem Sinne, obgleich schief sonst nur vom Sehen und von diesem übertragen von dem, der nicht richtig versteht, gebraucht wird. — Der letzte Vers hat einen Fuß weniger, will man nicht wenn der Hörer als zwei harte Jamben messen.

findet sich nie im Herzen von Königen; dies ist eine unzweifelhafte Wahrheit, bestätigt durch das Zeugniß erfahrener Männer. Nie wirst du Höflichkeit bemerken an Menschen niedrigen Standes und ein Mensch von bösem Charakter gelangt nie zur Größe. Der Neidische, der mit Eifersucht das Glück des andern betrachtet, kann sein Geruch je für den Duft des Mitleidens empfindlich sein? Der Lügner, der nie der Wahrheit gemäß spricht, verdient nicht, daß man von ihm Treue erwarte." Das letztere hat Goethe etwas gezwungen ausgedrückt; näher läge „Dem steten Lügner sollst du nimmer glauben." Im letzten Verse stände besser „laß dirs niemand rauben". Jedenfalls ist niemand Akkusativ, nicht Dativ, wie von Loeper will, für von niemand.

3. Fünf andere, am 16. Dezember 1814 mit Beziehung auf 2 gedichtet. Die gewählte Form der Frage und Antwort ist echt deutsch. Die vier ersten Dinge sind zwei gegensätzliche Paare, wobei einmal dasjenige, was nutzt, vorangeht, das zweitemal nachfolgt; das fünfte ist gleichsam eine Steigerung des vierten, da die Ehre höher als Gut steht, nach der bekannten Xenie „Gut verloren — etwas verloren" (der vorletzten der vierten Abtheilung), welche von einem ältern Reimspruch darin abweicht, daß sie den Verlust des Muthes noch höher stellt als den der Ehre. Das Dulden V. 6 verdankt dem Reim seinen Ursprung. Bekannt sind die Sprüche „Hoffen und Harren macht manchen zum Narren", „Mit Harren und Hoffen hats mancher getroffen", „Dulden, Schweigen, Lachen, hilft viel bösen Sachen." — V. 7—10. In dem zu Grunde liegenden alten Spruche stehen die beiden letzten Verspaare in umgekehrter Folge.

4. Lieblich ist des Mädchens Blick, der winket, am 26. Juli 1814 nach 5 gedichtet. Beide wurden schon 1817 am Anfange des zweiten Bändchens der von Gubitz für die Bücherver-

losung zum Vortheil hülfloser Krieger herausgegebenen Gaben der Milde unter der gemeinsamen Ueberschrift Wonne des Gebens gedruckt.*) Goethe, der auf Reisen reichlich, besonders Handwerksburschen zu geben pflegte (Riemer I, 106), mag durch einen besonderen Fall zu unsern auf der Reise entstandenen Versen veranlaßt worden sein. — Ein sprechend Streben, der in der Miene sich aussprechende Wunsch, die Gabe vergelten zu wollen, ein herzlich gedachtes „Gott vergelts!“ — Gezwungen ist der Ausdruck V. 5 f.

5. Und was im Pend-Nameh steht. Vgl. zu 4.**) Die Stelle im Pend-Nameh (69) lautet nach de Sacys französischer Uebersetzung: „Gibst du ein Almosen, laß deine eigene Hand es austheilen; deine von dir selbst ausgetheilten Reichthümer seien ein Vermächtniß für den Unterhalt des Armen. Es ist mehr Verdienst eine Drachme mit eigener Hand zu geben als hundert nach dem Tode zu hinterlassen. Gibst du nur eine frisch gepflückte Dattel, so wird dies Almosen verdienstlicher sein als ein Vermächtniß von hundert Mark Gold.“ — V. 3 f. bezeichnen etwas gezwungen, daß die Gabe, die man selbst (freundlich) gibt, die Liebe des Gebers bezeugt, der seinen Nächsten wie sich selbst liebt, V. 5 f., daß man einzelne Gaben zur Zeit spenden soll, V. 7 f., daß es angenehmer ist, den Dank selbst zu genießen als ihn nach seinem Tode zu erwarten. Reim- und Versnoth müssen im letzten Verse das sprachwidrige vor und die Umstellung des vorzuziehen entschuldigen.

6. Reitest du bei einem Schmied vorbei, zu Frankfurt am 27. Mai 1815 geschrieben. Vgl. S. 47.***) Die Erwähnung des Jünglings ist im morgenländischen Sinne, doch bisher eine morgen-

---

*) Nach V. 4 ist hier ein Absatz.

**) Im ersten Druck war, um die Verweisung auf die morgenländische Quelle zu vermeiden, V. 1 nicht glücklich geändert: „Was in vielen Büchern steht.“

***) Der erste Druck des Divans hat V. 1 bei e'nem.

ländische Quelle des Spruches nicht nachgewiesen. Am wenigsten darf man den Rebstock verachten, da er jedenfalls etwas Gutes bringt, wenn auch nicht von den einzelnen Rebstöcken, die man sieht, der eigene Genuß in Aussicht steht. — So bist du denn der Welt empfohlen soll heißen, so hast du manches von der Welt zu erwarten", wogegen das übrige will ich nicht wiederholen wohl auf die sich daraus ergebende Lehre deutet, nichts verächtlich zu betrachten, da man nicht wisse, ob es einem nicht einmal Nutzen bringe. Freilich ist der Ausdruck so unbestimmt, daß man auch denken könnte, er solle als ein dichterisches und so weiter (vgl. und was sonst ist VIII, 10, 4) auf die vielen sonstigen ungewissen Dinge deuten.

7. Den Gruß des Unbekannten ehre ja! ward erst in der Ausgabe letzter Hand eingefügt. „Der Spruch, den Gruß eines Unbekannten, den man auf dem Wege trifft, freundlich zu erwiedern, schließt sich in echt morgenländischer Ausführung dem vorigen an, dem er ziemlich gleichzeitig sein dürfte. Den Gruß des unbekannten Reisenden soll man so werth halten, wie den eines alten Freundes; denn vielleicht wird man nach vielen Jahren bei nochmaligem zufälligem Zusammentreffen von dieser Bekanntschaft Freude und Nutzen haben. So ist der erste Gruß so viel werth wie viele tausende eines alten Bekannten, da ein früher nur einmal Gesehener uns in der Fremde so erfreulich werden kann wie dieser.*)

8. Haben sie von deinen Fehlen, gleichfalls erst in der

*) Sonnenkehr, Sonnenwende, neu gebraucht für die Zeit eines Sonnenumlaufs, die Wiederkehr der Sonne an denselben Punkt. — Dreingelegt, dazwischen gelegt, von dem, was in der Zwischenzeit geschehen. — Nun tauschet Waar' um Waar'. Er denkt sich die Bekannten als Kaufleute aus verschiedenen Ländern, die vortheilhaft ihre Waaren gegeneinander austauschen. — Ein alt Vertrauter. Das Vertrauen wird durch die gegenseitige Freude über das Wiedersehen des alten Bekannten hervorgerufen.



Ausgabe letzter Hand gedruckt. Die durch zwischentretende Reimpaare gesteigerte Ghaselenform könnte zur Meinung veranlassen, die Verse müßten den Jahren 1814 oder 1815 angehören, aber sie sind offenbar als ein Spott auf Pustkuchens falsche Wilhelm Meisters Wanderjahre zu fassen, deren beide ersten Bände im Herbst 1821, der letzte nebst zwei Beilagen (Wilhelm Meisters Tagebuch und Gedanken einer frommen Gräfin) Ostern 1822 erschienen. Der fromme protestantische Pfarrer zu Lieme bei Lemgo hatte Goethes Stil nicht ohne Geschick nachgeahmt, um den Dichter in dieser Fortsetzung den Schaden, den seine Lehrjahre durch ihre Unsittlichkeit geübt, dadurch vergüten zu lassen, daß er seinen Wilhelm Meister und diesen selbst als reuigen Büßer darstellt. Goethe hat seinen Spott und Aerger gegen diesen frommen Falschmünzer auch in paar Invektiven und in den zahmen Xenien V, 83 ff. ausgesprochen. Früher hat man ihn nur angegriffen, bemerkt er, statt ihm zu zeigen, wie er es habe besser machen sollen; hätte man dies gethan, so würde er gewiß in sich gegangen sein und etwas ganz Seltenes geleistet haben. Jetzt aber habe man sich daran gemacht, ihn als Schüler zu belehren und ihm zu sagen, daß der Mensch Buße thun müsse, wenn er sich vergangen.*) Seine

) Klause steht hier für Kloster. In dem Kloster derjenigen, die das Allerbeste sich zum Ziel gesetzt, sind nur so wenige. Fünf Jahre später schrieb Goethe an Riemer: „Hypsistarier ist eine Sekte, der man sich anschließen möchte, wenn sie sich erklärten, nur das Höchste schätzen zu wollen." — Gäste. Vgl. oben S. 229. — Nun als Schüler mich, zu kommen, endlich auserwählt, sehr hart für „nun da sie mich auserwählt haben als Schüler zu ihnen zu kommen". — Lehret mich der Buße Frommen, bin ich von der Nothwendigkeit der Buße belehrt. Pustkuchens Wilhelm geht in sich und erkennt seine Sündhaftigkeit an; Goethes Meister wird bei ihm zum Schüler. — Von Loeper sieht in den Versen die ernsthafte Betrachtung, daß nicht das Vorhalten der Fehler, sondern wohlwollende Belehrung den Menschen bessere; als Schüler

Ghaselenform schien dem Dichter zum Spotte besonders passend, da ihre Eintönigkeit dem seine Schuld gestehenden Büßer besonders ansteht, der sogar dasselbe Reimwort braucht (zweimal erzählt und einmal zählt, wählt und auserwählt), das erste Reimpaar mit Fehler beginnt und mit dem Reime gefehlt schließt. Bezeichnend treten im Reime auch Gute, Beste und Frommen auf. Nur V. 5 und 7 reimen nicht.

9. Märkte reizen dich zum Kauf, auch erst in der Ausgabe letzter Hand eingefügt, eigentlich drei Sprüche über das Wissen. Die vier ersten Verse sind eine eigenthümliche Wendung des Wortes des Apostels (1 Kor. 8, 1): „Das Wissen bläset auf, aber die Liebe bessert.“ — „Märkte reizen dich zu Kauf“ ist bildlicher Ausdruck, dem V. 3 das Umsichschauen im Innern entgegensteht, im Sinne „man möchte gern alles Wissen sich aneignen“. Die Liebe, die sich nur aneignet, was ihr gemäß ist, gibt reine Klarheit. — Der zweite Spruch deutet an, daß es nicht darauf ankommt, wie viel man wisse, sondern wie man sich das Wissen zu eigen mache. — Die dritte mystische Lehre deutet auf Gott als die einzige Quelle wahren Wissens, zu welcher wir nur durch Liebe gelangen. Vgl. I, 4d. In Saadis Baumgarten heißt es: „Du wirst von Gott erkannt werden, wenn du aus deinen eigenen Banden erlöst sein wirst. — Man erlangt seinen Wunsch nicht, so lange man bei sich selbsten beharret; wer aber von sich selbst ausgehet, der erlanget seinen Zweck.“ Vgl. 1 Joh. 4, 7: „Die Liebe ist von Gott, und wer lieb hat, der ist von Gott geboren und kennet Gott.“ V. 11 f. verhalten sich zu 9 f., wie V. 3 f. zu V. 1 f. Goethe gab später V. 1 f. und V. 11 f. als besondere Spruchverse an seine junge Freundin Adele Schopenhauer, ebenso V. 5—8.

---

aufgenommen, sei er jetzt zur wahren Buße gelangt. Das scheint uns zum Gedichte nicht zu stimmen, das nicht allgemeiner Art ist.

10. Wie ich so ehrlich war, gleichfalls erst in der Ausgabe letzter Hand. Freie Ausführung altdeutscher Spruchweisheit. Man sagt: „Ehrlich währt am längsten, Schuftig lebt in Aengsten.“ *)

In der Quartausgabe wurden hier noch als besonderer Spruch die Verse eingefügt:

> Zu genießen weiß im Prachern
> Abrahams geweihtes Blut;
> Seh' ich sie im Bazar schachern,
> Kaufen wohlfeil, kaufen gut, **)

die aber in der Ausgabe von 1840 wieder wegfielen. Der Bazar versetzt uns in das Morgenland; denn der Gebrauch des Wortes war damals Deutschland noch fremd. Von Loeper meint, der Dichter gebe hier in Frankfurt, wohl in der Judengasse, empfangene Eindrücke wieder. Er hatte längst seine Studien über die Judenschaft gemacht, die er schon in Wilhelm Meisters Lehrjahre einzuführen gedacht hatte. Daß die Juden sich im Handel wohl und recht als das auserkorene Volk Gottes fühlen, dem kein anderes gleichkomme, drücken die Verse knapp bezeichnend aus.

11. Frage nicht, durch welche Pforte. Es sind die vier ersten Strophen des am und zum 30. Mai 1815 auf die Jubelfeier

---

*) „Hab' ich gefehlt“ soll darauf gehn, daß er seinen Zweck verfehlt, trotz aller Mühe (V. 3 f.) nichts erreicht habe. — „Ich galt und galt auch nicht“, wurde nur halb geachtet. — „Was sollt' es heißen?“ Man sagt, „das will nichts heißen“, von dem, was unbedeutend, nicht der Rede werth ist. — „Wollt' mir gar nicht ein“, es war mir dabei nicht wohl zu Muthe. — Das niedrige sich zerreißen (abmühen) steht hier von dem ihm schwer werdenden Handeln wider seine Natur. Vgl. S. 284.

**) Prachern (von Pracher), wie mauscheln, vom zudringlichen Handeln der bettelmäßig sich betragenden Juden. Schon Bürger hat das Wort im Kaiser und Abt eingeführt; „So sehr ihr auch pochet und prachert (Reim auf verschachert)“. — Kaufen frei für „so kaufen sie“.

des Hofrath Karl Kirms und des Geheimrath Ernst Karl Konstantin von Schardt gedichteten Glückwunsches. Das Ganze bestand aus sieben Strophen, hinter der fünften war ein Strich. Von Loeper glaubte sich dadurch berechtigt in den Divan auch die fünfte, vom Dichter gestrichene Strophe aufzunehmen:

Und verbringst du kräftig milde
Deiner Laufbahn reine Kreise,
Wirst du auch zum Musterbilde
Jüngeren nach deiner Weise.

Die Schlußstrophen lauteten:

So Ihr beiden, heut gefeiert,
Vor viel Tausenden erlesen,
Fühlet jene Pflicht erneuert,
Die Euch heilig stets gewesen.

Sei dem fröhlichen Vereine
Dieses späte Lied entschuldigt,
Das vom alten deutschen Rheine
Eurem schönen Tage huldigt.

Das Lied spricht die Lehre aus, daß jeder an seiner Stelle im Staate tüchtig wirken solle: dann werde ihm verehrende Liebe und höchste Anerkennung nicht fehlen. Ganz frei ist hier die Stelle im Buche des Kabus ausgeführt: „Wenn der Kaiser dich zum Dienste jederzeit angeschickt bemerkt hat, so wird er desto mehr Vertrauen zu dir fassen. So lange du deinen Namen nicht ins Register vollkommener Diensttreue hast eintragen lassen, so wirst du mit aller Mühe an des Kaisers Hof nicht zur Größe gelangen. — Wenn du gut gehandelt hast, so wird, da die Welt mit dir zufrieden sein wird, sicherlich auch der Kaiser mit dir zufrieden sein." Str. 1. Gottes Stadt ist die Welt, in welche wir gesetzt sind.



Gottes Stadt heißt nach der Bibel Jerusalem. Wieland läßt seinen Peregrinus von einer eben herabgestiegenen „Stadt Gottes“, einer „heiligen Gottesstadt“ reden. Augustinus spricht von einer civitas Dei auf Erden und im Jenseits. — Die Pforte ist der Ort, an welchem wir ins Leben treten. Der Ausdruck ist freilich etwas wunderbar morgenländisch. — Frage nicht, kümmere dich nicht darum, indem du zweifelst, ob du am rechten Orte seist. — Str. 2. deutet auf die nothwendige Ausbildung und den Eintritt in den Staatsdienst. — Die Mächtigen, die befehlen, die vom Fürsten bestellte Regierung, wo er bei irgend einem Zweige derselben eintreten soll. — Str. 3 bezeichnet die Pflichten des Staatsdieners. Nützlich, zum Besten des gewählten Kreises, und gelassen, ruhig, ohne Ehrgeiz, sich hervorzuthun, muß er wirken. — Dem Staate treu bleiben, im Dienste seines Staates beharren, im Gegensatz zu dem unruhigen Triebe, in einem andern eine glänzendere Stellung zu gewinnen. — 3 f. Die Folge eines solchen stillen, tüchtigen Wirkens ist allgemeine Anerkennung. — Str. 4. Dem langen treuen Dienste fehlt auch zuletzt die Auszeichnung des Fürsten nicht. Die Treue, welche er so lange geübt, bewahrt die Erinnerung an alles, was er zum Besten des Staates gethan (die That); so erst (durch die erhaltene Auszeichnung) werden die in der letzten, in nächster Erinnerung liegenden Zeit geleisteten Dienste neben den ältern im Andenken erhalten. — Die letzte Strophe, in welcher V. 3 kräftig milde und die reinen Kreise nach den Str. 3 f. bezeichneten Pflichten eines Staatsdieners eine neue Forderung stellen, um Jüngern als Musterbild zu dienen, scheint uns Goethe mit vollstem Rechte hier ausgeschieden zu haben. Kreise verbringen ist etwas stark.

12. Woher ich kam? Es ist noch eine Frage, zu Franzensbrunn am 13. September 1818 gedichtet. Inniger Ausdruck der wehmüthigen Stimmung, die ihn an dem schönen Tage in

Franzensbrunn befiel. Er war auf der Heimreise von Karlsbad in Eger angekommen, von wo er Franzensbrunn besuchte. Der Dichter knüpft an das anders gewendete Wort des Hafis (Mim 19) an:

> Weshalb ich kam, und wo ich gewesen, ist immer noch dunkel.
> Wehe, wehe, daß ich immer so unbesorgt war!

Weiß er auch nicht, woher er komme (im Logengedicht vom Dezember 1815 erwiedert er: „Wir alle sind von oben"), ist er auch sich kaum bewußt, wie er so geworden (auf welchem Wege er sich entwickelt), heute fühlt er sich von einer ihm wohlthuenden Wehmuth erfüllt, die ihn tief empfinden läßt, daß dieses der glücklichste Zustand der Seele sei.*) Von Loeper meint, der Dichter wolle hier dieselben Fragen durch das Glück der Liebe beschwichtigt wissen, die er im vorigen Liede auf das Wirken in der Gottesstadt anweise. Aber von Liebe ist hier keine Spur, und die Fragen sind hier ganz andere. Der von augenblicklicher Empfindung angeregte Spruch gehört freilich eigentlich nicht in unser Buch.

13. Es geht eins nach dem andern hin, erst in der Ausgabe letzter Hand hier eingefügt. Der Anfang ist nach dem Verse aus dem geistlichen Liede des Johann Pappus Vertrauen auf Gott**): „Man trägt eins nach dem andern hin." Daß dieser aber Goethe in der hier gebrauchten Fassung vorschwebte, zeigt ein Brief an Knebel aus dem November 1778, wo der Vers wie

*) Himmelfroh braucht Bürger im Sinne von „froh wie im Himmel" (er sagt der himmelfrohe Mann und Gott); hier aber kann es wohl nur bezeichnen „durch den heitern Himmel freudig stimmend". — Einsam steht etwas hart als Gegensatz zu „wenn beide sich vereinen"; auch der Fragesatz schließt sich ungefüg an; vorschwebt dem Dichter der Gedanke: „Getrennt geben sie kein wahres Glück."

**) Vgl. die Erläuterungen zu den lyr. Ged. II, 202 f.



hier lautet. Mit den vier ersten Versen unseres Spruches beginnt auch das im Herbst 1821 gedruckte Gedicht Gleichgewicht (Epigrammatisch 95), nur daß dort V. 1 beginnt Geht einer nach dem, V. 3 treu statt rasch und V. 4 Lebenspfade steht. Auch brauchte der Dichter mehrfach die vier ersten Verse dieses Gedichts zu Denkblättchen, wo aber statt mit wieder nach steht. — Das Schlimmste, was uns auf unserm Lebenswege aufhält, ist Falschheit. Falsch, als Gegensatz von brav und kühn (V. 3), deutet auf List und Ränke zu anderer Schaden hin. — Grimmiger, widerwärtiger, indem dadurch der frische Frohmuth der Seele gestört wird. Vgl. IV, 10.

14. Behandelt die Frauen mit Nachsicht! von Goethe bereits am 4. August 1815 Boisserée vorgelesen. Nach den Worten der Sunna (der zuerst mündlich überlieferten Regel Mahommeds, die neben dem Koran hergeht) im ersten Bande der Fundgruben: „Behandelt die Frauen mit Nachsicht! denn das Weib ward erschaffen aus einer krummen Ribbe, und die beste von ihnen trägt die Spuren der krummen Ribbe. Wenn du sie gerade machen willst, so brichst du sie, und wenn du sie ruhig läßt, so hört sie nicht auf krumm zu sein. Behandelt mit Nachsicht die Frauen!“ Der Schluß ist glücklich dahin geändert, daß nachsichtige Bildung der Frauen angerathen wird. Launig wird hier der Mensch mit dem Namen seines biblischen Stammvaters angeredet.*)

15. Das Leben ist ein schlechter Spaß, erst in der Ausgabe letzter Hand hier eingefügt. In launiger Weise, die sich auch in dem ungebogenen Dies und Das für diesem und dem (richtiger wäre jenem) verräth, spricht der Dichter die allgemeine

*) Etwas hart tritt V. 2 sie in der Einzahl ein. V. 2 f. bilden keinen vollen Reim.

Unzufriedenheit mit dem Leben aus, welche Horaz in seiner ersten Satire trifft, die mit dem Satze schließt, daß kaum jemand zu finden, der mit seinem genossenen Glücke zufrieden sei und wie ein gesättigter Gast aus dem Leben scheide. Mit dem Leben ist es schlecht bestellt. Einem fehlt dieses, einem jenes; der eine wünscht sich nichts geringes, der andere gar zu viel, aber zum Erreichen gehören Können und Glück, und wird einer gar vom Unglück verfolgt, so muß er das Allerschlimmste wider Willen tragen. Zuletzt werden alle von fröhlichen Erben zu Grabe getragen. Launig wird der Mensch hier Herr Kannicht-Willnicht genannt, weil es bei dem einen an dem Können fehlt, der andere das ihn verfolgende Unglück nicht will (vgl. V. 6). Das Sprichwort sagt: „Wer nicht kann, wie er will, muß wollen, wie er kann.“ *)

16. Das Leben ist ein Gänsespiel, zu Jena am 15. Dezember 1814 gedichtet. Das Leben schreitet unaufhaltsam seinem Ende zu; jeder wandelt fürbaß, ohne sich um die Andern zu kümmern, die hinter ihm kommen.**) Die Spitze des Gedichts liegt gerade darin, daß man immer vorwärts geht, ohne einmal stehn zu bleiben, um rückwärts zu sehn. Das Leben ist aber ein ganz eigener Gänsemarsch, da man nach einem Ziele schreitet, das man nicht gern erreicht. Von den Gänsen dreht sich doch wohl eine einmal um, als ob sie einem etwas sagen wolle. Freilich ist V. 8 mich auffallend, da man eher an eine andere Gans denken möchte.

---

*) Nach V. 1 sollte eine stärkere Interpunktion stehn, nach V. 4 Semikolon. Vor bis endlich wird ein So geht es gedacht.

**) Gänsespiel, Gänsegang, Gänsemarsch. Sanders denkt an ein Würfelspiel, auch Hildebrand will ein Kinderspiel verstehn, bei welchen die Kinder die Gänse gespielt. Gänsegang führt schon das Campesche Wörterbuch (1808) in dem Sinne an, wie wir jetzt Gänsemarsch brauchen, das nach Hildebrand erst in den dreißiger Jahren in Gebrauch gekommen sein soll.



17. Die Jahre nahmen dir, du sagst, so vieles, erst in der Ausgabe letzter Hand hier eingefügt. Wenn auch das Alter alles übrige raubt, höhere Anschauung und liebende Neigung, Idee und Liebe bleiben uns. In einem Spruche am Ende des dritten Bandes der Wanderjahre heißt es, lasse man die Mathematiker auch auf ehrfurchtsvolle Weise in Zeit und Raum gewähren, so würden sie doch erkennen, daß wir etwas gewahr werden, was weit darüber hinausgehe und ohne welches sie selbst weder thun noch wirken könnten, Idee und Liebe. Vgl. Goethes Lied um Mitternacht. — Zu dem Nehmen der Jahre vgl. den schon im Februar 1814 an Zelter gesandten Spruch die Jahre (Epigrammatisch 53) nach einem in den Wanderjahren II, 4 benutzten Spruche des Horaz A. P. 175. 176. Zunächst wird unter dem Geraubten die eigentliche Lust des Sinnespieles genannt, d. i. der sinnliche Genuß*), und zunächst bemerkt, daß nicht mehr erfreue die Erinnerung des „allerliebsten Tandes von gestern", d. h. des gestrigen Liebesspieles, dessen Vorstellung dem Jüngling so wohl thut, dann das freie Umherstreifen im schönen Lande (vgl. der Musensohn, Lieder 11**), weiter die Lust an auszeichnenden Ehren und Beifall. Aber nicht bloß hat aller äußere Reiz seine Anziehung verloren, auch die innere Lust zu wirken und zu wagen ist geschwunden. Der Dichter hat sich hier fünffüßiger, sämmtlich

) Von Loeper will seltsam Sinnespiel für Sinngedicht nehmen und in V. 2 die Freude am Liede angedeutet sehn. Sinnespiel ist freilich eine gegen den Sprachgebrauch gehende Bildung für Sinnenspiel. Goethe verfuhr in solchen Bildungen willkürlich. So braucht er Mondeschein neben Mondenschein, Tagemensch, Tagschein neben Tagslauf, Tagesblick. Vgl. oben S. 251. Faust verflucht „das Blenden der Erscheinung, die sich an unsere Sinne drängt".

**) Weit- und breiten. Vgl. die Erläuterungen zu den lyrischen Gedichten II, 56*.

weiblich endender Jamben bedient; nur V. 4 hat, vielleicht durch Druckversehen, einen Fuß zu wenig. Eigenthümlich ist, daß der Sinn zweimal in der Mitte des Verses schließt.*)

Das Lied **Sollt' einmal durch Erfurt fahren**, am 25. Juli 1814 auf der Rheinreise zu Erfurt gedichtet, ward erst nach Goethes Tod in der Quartausgabe aufgenommen, ist aber in der vierzigbändigen Ausgabe wieder ausgefallen.

Sollt' einmal durch Erfurt fahren,
Das ich sonst so oft durchschritten,
Und ich schien, nach vielen Jahren,
Wohl empfangen, wohl gelitten.

Wenn mich Alten alte Frauen
Aus der Bude froh gegrüßet,
Glaubt' ich Jugendzeit zu schauen,
Die einander wir versüßet.

Das war eine Bäckerstochter,
Eine Schusterin daneben,
Eule keineswegs jene,
Diese wußte wohl zu leben.

Und so wollen wir beständig,
Wettzueifern mit Hafisen,
Uns der Gegenwart erfreuen,
Das Vergangne mitgenießen.

Die Grüße alter Frauen erfreuen den Dichter, da er sich gern in die Zeit versetzt, wo er mit diesen sich der Jugend gefreut, und so gedenkt er zweier Schönheiten jener Tage, einer hübschen Bäckerstochter und einer Schusterin von anmuthigem Wesen.**) Goethe

*) **Von oben** tritt auffallend vor **der Ehren** (der von oben kommenden Ehren).

**) Schon Boxberger hat bemerkt, daß bei den Worten: „Eule keineswegs



war in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts viel in Erfurt, wo er beim Statthalter von Dalberg gastliche Aufnahme fand; 1808 war er hier bei der großen Fürstenvorstellung gewesen. Zu seinem Zwecke erwähnt er von den freundlich Grüßenden der alten Frauen in den Läden. Zum Schlusse vgl. den ähnlichen I, 12.

18. Vor den Wissenden sich stellen. Erst in der Ausgabe letzter Hand eingefügt. Es gibt keinen bessern Rathgeber und Beurtheiler als den wahren Kenner. Von Loeper verweist auf den persischen Spruch bei Chardin: Aimer à interroger les sages est la moitié de la sagesse. Aehnlicher Art ist der deutsche Spruch: „Vor der rechten Schmiede wird man recht beschlagen."

19. Freigebiger wird betrogen, zuerst im Mai 1818 im Divan gedruckt. In der Welt herrscht nur der Trug; wer durchkommen will, muß sich nicht betrügen lassen, sondern niemand trauen. Der Verständige und der Vernünftige stehen hier im Gegensatz; der erstere, der alles besonnen erwägt, wird durch falsche Vorspiegelungen irre geführt, der andere, der nach Grundsätzen handelt, verleitet, so weit darin nachzugeben, daß nichts mehr davon übrig bleibt. — Diese Lüge, diesen Lug und Trug der Welt. — Der letzte Vers bezeichnet die Art des Beherrschens. — Betrogener betrüge! In anderer Weise braucht Lessing betrogene Betrüger in Nathans Erzählung von den drei Ringen (III, 7), wonach bei Schiller (Kabale und Liebe II, 1) belogene Lügner.

20. Wer befehlen kann, wird loben, gleichzeitig mit 19 gedruckt. Die Fürsten sollen von Gott alles ruhig hinnehmen, wie

---

jene" das Wort Hamlets an Ophelien (IV, 5) vorschwebt: „Sie sagen, die Eule war eine Bäckerstochter." Bei der Schusterin soll nach demselben eine Schuhmachersfrau Vogel vorschweben, die weithin unter dem Namen die schöne Schusterin bekannt gewesen sei, auch die frankfurter Messe mit ihren Waaren bezogen habe. — In den beiden letzten Strophen reimen bloß die geraden Verse.

treue Diener von ihnen. Ohne Zweifel nach dem bisher noch nicht verglichenen Spruch in Saadis Rosenthal:

> Wenn der Vesir Gott seinen Herrn so scheute,
> Wie er den König scheut, er wär' ein Engel,

wonach Herder (Blumen III, 3) das Distichon Gottes und der Könige Furcht gebildet hat.*)

21. An Schah Sedschan und seines Gleichen, zugleich mit 19. 20. gedruckt.**) Nach von Hammer (I, X) war Dzechelabeddin Schach Schedschaa-Ibn Emir Mobareseddin der dritte der Dynastie Mosaffer, unter welcher Hafis lebte. Zu seiner Ehre dichtete Hafis mehrere schwungvolle Ghaselen (Dal 43. 163 f. Schin 12. Ain 2. 3). Seine Zeit bezeichnet er als die des Rechts und der Weisheit (Ha 1) der Ruf seines Edelsinns habe alle Länder erfüllt (Dal 43), seine Siege seien bis zur Sonne gekommen (Dal 163). Hafis schwört beim Weltenglanz des Schach Schedschaa, der alle Welt entflamme (Ain 2). An dessen Glück und Segen sei das Loos seines eigenen Werthes gebunden (Dal 162). Der Eifer seines Lobes wirft Hafis auf das Bett (Dal 43). Auf ihn bezieht sich auch (Ain 3):

> Wenn du das Wohl der Erde wünschest, wünsch' dem König
> Ein langes Leben; denn sein Körper ist allgnädig.
> Er ist der ewgen Gnade Stoff, der Hoffnung Auge,
> Die Weltenseele voll Thatkraft und Kenntniß.

---

*) Str. 3, 3 geht thut auf das Verhalten gegen treue Diener. — Sichs findet, sichs trifft, gerade kommt.

**) In der Ueberschrift ließ die Ausgabe letzter Hand An durch offenbares Versehen weg. Nach V. 6 muß Punkt gesetzt werden. — Sedschan ist ein auch im Register nicht verbessertes Versehen statt Sed·schaa, wie er in Hammers Geschichte der schönen Redekünste heißt, die Goethe aber erst kennen lernte, als die Gedichte des Divans ausgedruckt waren. In Hammers Divan heißt er durchweg Schah (nicht, wie in der Vorrede, Schach) Schedschaa.

Unter dem Schah Sedschan, nicht etwa, wie von Loeper meint, unter seines gleichen, ist der Herzog gemeint; ihm und Fürsten, die ihm gleichen, ist der Wunsch geweiht. Durch die lärmende Militärmusik soll sein Gesang zu seinem Fürsten dringen. Unser Gedicht fällt wohl gleichzeitig mit 22 in die Zeit, wo Karl August noch im Felde stand. — Transoxanen. Von Diez bemerkt zum Buche des Kabus, die Musik in den Ländern jenseit des Oxus, in der Provinz Transoxana, der jetzigen großen Bucharei, müsse ehemals einen sehr kriegerischen Charakter gehabt haben; von dort scheine die Janitscharenmusik gekommen zu sein. Derselbe erwähnt daselbst als Segenswunsch an Lebende „Dein Leben daure lange!“ an Könige „Dein Reich daure beständig!“ *)

22. Höchste Gunst, zu Frankfurt am 27. Mai 1815 gedichtet. Inniger Ausdruck der Verehrung seiner Fürstin nach morgenländischem Geschmack in der gesteigerten Ghaselenform. — Gezähmt nach manchem Jahr. Die Herzogin war in der ersten Zeit gegen ihn verstimmt gewesen, erst später vertraute sie ihm ganz. — Glück und Stern, eine hübsche Hendiadys. Vgl. oben S. 223*.

Erst in der Quartausgabe folgten hier die in der Ausgabe von vierzig Bänden wieder weggelassenen Verse:

> Gar viele Länder hab' ich bereist,
> Gesehen Menge von Menschen allermeist,
> Die Winkel sogar hab' ich wohl bedacht,
> Ein jeder Halm hat mir Freude gebracht.
> Gesegnete Stadt, nie solche geschaut,
> Huris auf Huris, Braut auf Braut,

eine gereimte, nur am Schlusse anders gewendete Wiedergabe des Lobes des persischen Gesandten zu Petersburg Mirza Abul Hasan

*) „In dir lebendig“, eine im Divan beliebte abgekürzte Satzform (da wir in dir lebendig sind, leben).

Chan aus Schiras auf die russische Hauptstadt aus dem Mai 1816, das Goethe prosaisch übersetzt in den Noten und Abhandlungen unter Neuere, Neueste gab. Von Loeper bemerkt, daß es von Chardin angeführte Verse von Saadi auf Schiras sind. Nach V. 4 folgt dort:

Mais je n'ai trouvé des gens humbles et purs nulle part comme à Schiras!

Diesen letzten Vers mit dem ersten führt auch Diez in den Denkwürdigkeiten von Stambul an.

23. Firdusi spricht, im Mai 1818 im Divan gedruckt. Erwiederung auf den Spruch aus dessen Schah Nameh, den Goethe in den Fundgruben fand, wo nur du bist! steht. — Nur von Gott kommt wahres Gedeihen, was lebendig und reich (die Folge des sich Nährens und Erziehens) als Gegensatz zu tödtest bezeichnet.

24. Was heißt denn Reichthum? Eine wärmende Sonne, am 1. Juli 1815 zu Wiesbaden gedichtet. Dies entging von Loeper, der auch dem Spruche eine eigene Nummer hätte geben sollen. Vgl. S. 48. Der Reichthum besteht im Genusse. So ist des Bettlers Reichthum die Sonnenwärme, wenn er sie wie wir genießt. Man soll deshalb den sich behaglich sonnenden Bettler nicht tadeln. Man vergleiche, was Goethe über die Lazzaroni in Neapel schreibt. Vgl. XI, 2, 1 f. — Im Eigensinn, da er nicht aus dem Sonnenschein weichen will.

25. Dschelal-ed-din Rumi spricht, zugleich mit 23 gedruckt. Ueber diesen mystischen Dichter, von dessen Mesnewi die jenaer Bibliothek schon damals eine Abschrift besaß (vgl. S. 37), vgl. den ihn betreffenden Abschnitt in den Noten und Abhandlungen. Der ihm hier in den Mund gelegte trübselige Spruch von der Vergänglichkeit, wie ähnliche sich in seinen Mesnewi finden, gehört



Goethe an. Er scheint 1814 gedichtet; denn in den im Winter 1814 auf 1815 unter der Ueberschrift Sprichwörtlich zusammengestellten Sprüchen findet sich die Erwiederung:

> Verweile nicht und sei dir selbst ein Traum,
> Und wie du reisest, danke jedem Raum,
> Bequeme dich dem Heißen wie dem Kalten;
> Dir wird die Welt, du wirst ihr nie veralten.

Wie ein Traum geht alles vorüber; in der Fremde mußt du dir gefallen lassen, wie du es dort findest; die Witterung wechselt; die Blüten vergehen rasch. Man vergleiche das verzweifelnde Wort des Faust an Mephisto:

> Zeig mir die Frucht, die fault, eh man sie bricht,
> Und Bäume, die sich täglich neu begrünen!

26. Suleika spricht, als Schluß des Buches im Mai 1818 mit 25 gedruckt. Vgl. S. 191 f. Man muß die Gegenwart genießen; ewig ist nur Gott, von dem die Schönheit Suleikas bloß ein Abglanz. Vgl. I, 17 c.

V. Buch des Unmuths.

1. Wo hast du das genommen? vielleicht von Goethe am 5. August 1815 Boisserée vorgelesen. Vgl. S. 52. Gedruckt wurde es im Mai 1818 im Divan. Erwiederung auf die Verwunderung, wie der alternde Dichter zu den neuen Liedern gekommen, die er eben vorgelesen, worauf das V. 1 deutet.*) Eigentlicher Unmuth

*) „Wie kommt' es zu dir kommen?“ gewählter Ausdruck für „wie bist du dazu gekommen?“

tritt hier nicht hervor, der Dichter weist nur die Verwunderung durch Hervorhebung dessen, was er im Morgenlande gefunden, als unberechtigt zurück. In der vom Gegner verächtlich als Lebensplunder bezeichneten morgenländischen Welt ist sein Dichtergeist neugestärkt erwacht. Zum Beweise, daß es kein gemeines Leben sei, das ihn so mächtig angezogen*), schildert er das den Geist erfreuende Hirten- (Str. 2 f.) und Karavanenleben (Str. 4 f.). — Str. 2, 3 f. bezeichnen die ungeheuern Weideplätze mit dem unendlich über ihnen sich ausdehnenden Sternenhimmel. Diese haben seine Einbildungskraft mächtig angeregt. — Str. 3 bezeichnet die Belebung der weit sich erstreckenden Triften; besonders die patriarchalische Ruhe und Natürlichkeit der Hirten zieht ihn an.**) — Str. 4. Daß die Karavanen häufig angefallen werden, ist bekannt. Das Stöhnen der durch die Wüste ziehenden Kamele ist ebenso bezeichnend wie das stolze Rühmen der Treiber, die sich hier als Gebieter fühlen.***) — Str. 5. Die Wüste breitete sich immer weiter vor ihnen aus. „Ein ewig Fliehen schien" ihr Zug, weil sie keinen festen Zielpunkt vor sich sahen, nur das Blau des Himmels schauten sie und vor sich den Wasserschein Serab. Hafis gedenkt Ta 61 des Wasserscheins, der den Wanderer weit von der Wüste führe, und Ja 69 fragt er, ob je ein Durstiger in Wüsten von ihm gelabt worden. Zur letztern Stelle bemerkt von Hammer: „Der Wasserschein oder Wasserspieglung, auf französisch mirage de sable, ein Phänomen der Wüste, wo durch die Strahlenbrechung der heiße

*) Fünkeln statt funkeln nach älterm Gebrauch, nur dem Reime zu Liebe. Bedünkeln von dünkeln, das Goethe von Dünkel bildet.

**) Umsorgt, bezeichnender als besorgt. — Gern und schmal. Doch, das von Loeper statt und wünscht, würde einen ungehörigen Gegensatz geben. Und verbindet die beiden charakteristischen Züge der Bewirthung.

***) Bedrohet von Gefechten ist wieder ein abgekürzter Satz. Vgl. S. 276.*.

Qualm oft wie ein entfernter See erscheint. Die Pferde, welche dasselbe für wahres Wasser halten, rennen dann gemeiniglich mit verdoppelter Schnelle auf das Scheinwasser zu, das immer zu fliehen scheint." Zu Ta 29 (I, 89) gibt er den Namen Sirab. Bei Chardin, in de Sacys Chrestomathie Arabe und sonst fand Goethe dieser den Durst gewaltig reizenden Erscheinung gedacht.

2. Keinen Reimer wird man finden, am 26. Juli 1814 auf der Reise begonnen, aber erst am 23. Dezember vollendet. Wie gern der Dichter auch das Selbstempfinden als in der menschlichen Natur liegend, freilich nicht ohne Laune, anerkennt, so erregt es doch seinen Unmuth, daß die neu auftauchenden patriotischen Regierungsmänner die ältern bekämpfen und ein so wüthender Haß gegen die Franzosen eingerissen, statt daß man sich gegenseitig anerkennen sollte. — Beim Anfange liegt, wie von Loeper bemerkt, die Stelle des Cicero zu Grunde Tusc. V, 22, 63: Suum cuique pulchrum est; adhuc neminem cognovi poetam, qui sibi non optimus videretur; sic se res habet, te tua, me delectant mea. Auch heißt es im Buche des Kabus: „Wenn du bei der Musik auch Gedichte absingst, sei nicht in deine eigenen Gedichte verliebt." Vgl. I, 6. VI, 17. — Str. 2 ist keineswegs ironisch bitter, sondern launig. Goethes Tasso erklärt in seiner verzweifelten Aufregung, in allen Stücken billig sein heiße sich selbst zerstören. Man vergleiche auch die Xenie: „Sie schelten einander Egoisten" (III, 46). — Str. 3 f. gehen auf den Widerstreit zwischen alten und neuen Regierungsmännern. Goethe mußte es bitter empfinden, wie man ihn und seine Altersgenossen als längst veraltet verwarf; galt er ja den Patrioten als ein Fürstenknecht.*)

*) Antichambern, wie es Schiller in Kabale und Liebe braucht. — Koriander (verdorben Kalander) heißt eine Dolbenpflanze, deren Same auch ärztlich verwandt wurde; er ist gehörig ausgetrocknet ein gewürzhaftes magen-

— Str. 5 f. beziehen sich auf den Franzosenhaß, der ganz ungerecht mache; ging er ja so weit, daß man selbst ihre Sprache aus den Schulen verbannte. Man sollte sich gegenseitig anerkennen, statt sich zu verachten, und bekennen, daß alle Völker zu demselben Ziele der Ausbildung streben.*) — Das grobe Selbstempfinden geht auf den Uebermuth der Franzosen, den man ihnen mit Recht vorwirft, aber an diesem leiden auch manche Leute, die neben sich keinen andern dulden möchten. — Von Loeper sieht in der letzten Strophe eine Aufforderung zur Selbsterkenntniß; jeder, der den andern streng tadle, möge in seinen eigenen Busen greifen.

3. Mit der Deutschen Freundschaft, schon am 19. März 1818 zu Jena gedichtet (vgl. S. 92), aber erst nach dem Tode des Dichters hier eingefügt. Tief empfundener wehmüthiger Ausdruck, wie seine Landsleute es ihm nicht verzeihen können, daß er sich so bedeutend unter ihnen hervorgethan, wobei sie ihren Haß und Aerger schlecht verstecken, doch hat er sich dadurch nicht beirren lassen. Vgl. die Xenien „Ich bin euch sämmtlichen zur Last" (IV, 82) und „Hätt ich gezaudert zu werden" (V, 68). Dreifüßige trochäische und jambische Verse wechseln; trochäisch sind V. 1, 3, 7, 9; nur V. 2 hat bloß zwei Füße. — V. 2 heißt hats keine Noth „es hat nichts zu bedeuten, zu sagen, es ist nicht weit her", nicht, wie von Loeper will, „die Freundschaft wird ihnen nicht schwer". — V. 3 f. Ihre Freundschaft ist nur höfliche Feindschaft. — V. 5 f. Je höf-

---

stärkendes Mittel. Goethes Gewürzkrämer im Pater Brey (1773) sagt, es gehe alles durcheinander wie Mäusedreck und Koriander. — Des schon bei Hans Sachs vorkommenden Sprichworts: „Neue Besen kehren gut" bedient sich Goethe ähnlich in den Xenien (III, 49). — Das Gewesne sind die frühern Regierungsmänner.

*) Auf die thörichte Verachtung anderer Völker geht auch die Xenie „Stämme wollen gegen Stämme pochen" (I, 44).



licher sie sich zeigten, um so mehr folgte ich meinem innern Triebe. Daß er „immer frisch gedroht“, kann nur darauf gehn, daß er sein Wesen wie ein flotter Bursche herausgekehrt und dadurch ihnen unbequem geworden, wo freilich droht nur durch den Reimzwang entschuldigt werden kann.*) — V. 7—12. Ich ließ das Leben ruhig hingehn, wie trübe es auch werden mochte; alles konnte mich in mir selbst und meinem festen Streben nicht stören. Es ist dasselbe, was er sonst damit bezeichnet, daß er, wie Diogenes, sein Faß ohne Unterlaß fortwälze.**) Ganz abweichend erklärt von Loeper.***) — V. 13—16. Die andern wollten nur genießen, was ich nicht tadeln mochte, da ja jeder mit sich selbst genug zu thun hat. — V. 17f. Der Schluß spricht die jetzige Stellung der Deutschen gegen ihn noch einmal mit bitterer Schärfe aus.

4. Befindet sich einer heiter und gut, gedichtet am 7. Februar 1815, also zu einer Zeit, wo von einem ihm in seiner Vaterstadt zu errichtenden Denkmal noch keine Rede war. Schon in den 1815 erschienenen Sprüchen heißt es:

> Ja, wer eure Verehrung nicht kennte,
> Euch, nicht ihm baut ihr Monumente.

Vgl. die spätere Xenie: „Zu Goethes Denkmal was zahlst du jetzt?“ (VI, 34). Vielleicht liegt bei den vier ersten Versen ein orientalischer

---

*) Statt frisch muß es doch wohl, da je sanfter vorhergeht, frischer heißen. — Nach V. 6 ist Punkt zu setzen. — Der Wegfall des ich bei ließ ist ganz in Goethes Weise.

**) Vgl. die Erläuterungen zu den lyr. Ged. III, 595.

***) „Meine Haltung ist, ihrer Sanftmuth unerachtet, dieselbe geblieben, mochte ich mir dadurch auch Verdrießlichkeiten zuziehen, trübe Tage; ich wartete, bis die Wasser verliefen.“ Wie dazu das zu Freud' stimmt und die Beziehung des aber mit allem diesen, sehe ich nicht. Auf das frisch gedroht geht von Loeper nicht ein.

Spruch zu Grunde. Vgl. S. 38. Bitter deutet er darauf, daß man seiner Lebensnoth ein Denkmal setze, und es besser wäre, den großen Mann ganz zu vergessen, da man durch ein Denkmal auch die Noth verewige, die man ihm im Leben gemacht. Wie sehr Lessing zu leiden gehabt, dem man 1796 zu Braunschweig ein einfaches Denkmal errichtete, empfand er tief. Ein deutscher Dichter, äußerte er einmal im Mißmuthe, sei immer ein Martyrer.*)

5. Uebermacht, ihr könnt es spüren, den 26. Juli 1814 Abends um 8 Uhr (nach I, 12) zu Fulda gedichtet. Auf den Vorwurf, daß er sich mit Hohen zu viel einlasse, erwiedert er in bester Laune Str. 1, da die Macht nun einmal nicht aus der Welt zu schaffen**), so habe er sich an die durch Klugheit und Gewalt Mächtigen gehalten, wobei er die Fürsten im Tone der freisinnigen Zeit als Tyrannen bezeichnet. — Str. 2—4. Dagegen hat er sich von der gewöhnlichen Menge und den Halbgebildeten ganz frei gemacht, worüber freilich die letztern außer sich gerathen. Die dummen Eingeengten bilden den Gegensatz zu den Halben, den Beschränkten; die einen werden darauf als Narren, die andern als Weise bezeichnet. Unmöglich können die dummen Eingeengten die von den Tyrannen Bedrückten sein, wie von Loeper meint, da sie den Gegensatz zu den Halben, Beschränkten bilden, die wiederum den Gescheiten V. 4 entgegenstehen. Die gewöhnliche Menge glaubt sich trotz ihrer Unfähigkeit zum Urtheil berechtigt, das sie um so anmaßlicher übt, je urtheilsloser sie ist; dadurch, daß er auf diese Narren nicht achtet, lassen diese sich nicht stören. Anders ist es

*) Dann (V. 9), nach seinem Tode. — Den guten Mann, der ihnen jetzt nicht mehr im Wege steht. — Der Ausfall des zu vor vergessen ist doch anstößig, da der Infinitiv mit dem Objekt als ein verkürzter Satz gilt.

**) Ihr könnt es spüren, ihr wißt es. Dies möchte ich nicht mit von Loeper auf die Besiegung Napoleons beziehen.

mit den Halben, Beschränkten, den Wortführern, die sich weise dünken und ihn zu sich herüberziehen möchten; daß er nichts von ihnen wissen will, ärgert sie (zerreißen, wie IV, 10, 10. VI, 20. Sprüchwörter 117, 3); sie versuchen es auf alle Weise, ihn zu gewinnen und verbittern ihm dadurch das Leben.*) Wer diese Halbgebildeten seien, deuten versteckt Str. 5 f. an. Hafis hatte mit den Blauen (zu I, 15, 21), Ulrich von Hutten mit den christlichen Mönchen**) zu kämpfen. Wenn die Kutten, gegen die er zu kämpfen hatte, wie andere Christen gehen, so sind sie doch, wie diese, fromme Gegner, wie es die Romantiker waren, die ihm halbgebildet schienen, da sie den Geist wahrer Freiheit verleugneten, nach dem Mittelalter zurückstrebten. — Launig lehnt er in der letzten Strophe die Forderung ab, seine Feinde zu nennen, die er deutlich genug bezeichnet hat. Aehnlich ist III, 19.

6. Mich nach- und umzubilden, mißzubilden, erst nach dem Tode des Dichters hier eingefügt. Die Verse könnten, wenn die „vollen fünfzig Jahre" richtig sein sollten, nicht vor 1823 gedichtet sein. Seit so geraumer Zeit versuchte man in seinem lieben Vaterlande ihn anders zu machen, indem man bei sonstiger Anerkennung sich über das aussprach, was an ihm mißfiel; da konnte er denn wohl erfahren, was er gelte. Doch er selbst weiß am besten, wie es mit ihm steht, daß er anfangs genial mit den Sturm- und Dranggenossen getollt (vgl. das Gedicht Ilmenau 108 ff.), aber zu ruhiger Klarheit sich immer mehr herangebildet hat.***)

*) In anderer Weise heißt es im Mummenschanz des Faust von dem, der sich in dem gewohnten Genusse unbefriedigt fühlt, er fliehe die Sonne, wolle den Frost erwarmen.

**) In den Paralipomena zum Faust werden die Franziskaner von ihren grauen Kutten als graue Brüderschaft bezeichnet. Hier sollen, freilich ungenau, die Mönche überhaupt mit der braunen Kutte bezeichnet werden.

***) Den dämonisch genialen jungen Scharen werden die Weisen,

7. Wenn du auf dem Guten ruhst, gleichzeitig mit 5, wohl unmittelbar darauf gedichtet.*) Gegen diejenigen, welche gern jeden nach seiner Art haben wollen; besser sei es, wenn jeder seinen Weg gehe, da es, wenn man zusammen wandelt, immer zum Streite kommt, worüber man freilich auch nicht verzweifeln darf. Schließen sich auch die einzelnen Gedanken gut aneinander, das Ganze hat keine innere Einheit und die Veranlassung, aus der es geflossen, müßte mehr hervortreten. Jetzt sieht man kaum, wie das Gedicht ins Buch des Unmuths gehöre. Der Dichter zeigt sich darüber verstimmt, daß einer sich von ihm fern hält, und meint im Aerger, es sei wirklich gut, wenn jeder für sich allein bleibe. — Str. 1. Wenn du gut handelst**), so ist dies anzuerkennen; willst du dich deshalb von mir fern halten, so verliere ich dadurch nichts. — Str. 2 f. Es ist nicht gut, daß einer sich nach dem andern bildet***); beim Zusammenwandeln auf demselben Wege geht es nicht ohne Streit ab. — Ein Wort, niemand wirds verdammen, ein gutes Wort. Man sagt, wenn man hört, daß der andere nach demselben Ort will: „Nun dann gehen wir zusammen." — Da und hie, auf dem Wege, den man zusammengeht.†) — Str. 4. Wenn einem so etwas begegnet, muß man

---

Göttlich-Milden entgegengesetzt, die, da sie den in der Natur waltenden Gott erkannt, nach reinster Entwicklung der Seele streben.

*) Erst die Ausgabe letzter Hand schrieb im vorletzten Verse wenns zum schlimmsten statt wenn das Schlimmste.

**) Das Ruhen auf dem Guten geht auf den natürlichen Trieb zum Guten, auf die Grundlage der Natur. — Lebe betrogen, verliere dadurch etwas.

***) Von ganz anderer Art ist das von Loeper herangezogene Distichon „Dieser ist mir der Freund" (vier Jahreszeiten 68. Erläuterungen III, 228).

†) Zu Str. 3 f. vgl. Goethes Xenie (I, 21): „Liebe leidet nicht Gesellen" und das Wort Antonios im Tasso (III, 4): „Gar viele Dinge sind in dieser Welt



freilich darüber nicht gleich verzweifeln. — Hafis. Liebe und Wein haben ihm manche Sorge gemacht. So spricht er von seinem Nebenbuhler (Elif 11). Er ist zum Stadtgespräch geworden (II, 302). Der Weinvogt ist hinter ihm her (II, 207). Vgl. auch II, 319. 482. — Dich raufen, dir das Haar ausraufen.*)

8. Als wenn das auf Namen ruhte, am 27. Juli 1814 begonnen und am 23. Dezember vollendet. Gegen das böse Parteitreiben in Dichtung und Kunst, das sich auch gegen unsern Dichter wandte, dessen klassische Richtung die dem mittelalterlichen Katholizismus wieder auf den Schild hebenden Romantiker bekämpften. — Als ob es auf den Namen ankäme, beginnt er, nicht auf das Rechte, das aus der innersten Seele fließt. Es entfaltet sich nur schweigend, und ist ein Ausfluß der Gottheit (gestaltet sich aus Gott), von der alles Schöne und Gute kommt.**) Die Romantiker redeten viel von der wahren Liebe, die sie unserm Dichter absprachen. Deshalb wirft er ihnen Str. 2 spöttisch ein, freilich liebe er einen, Haß sei seiner Seele fremd; aber wenn er einmal hassen solle, könne er auch dies, doch hasse er nicht Personen, sondern gleich „in ganzen Scharen“, worunter er die verkehrten, irre führenden Richtungen versteht. — Str. 3 f. Willst du wissen, wie es mit diesen mir feindlichen Leuten steht, so achte auf das, was sie loben und verwerfen; wahrscheinlich wirst du finden, daß das erstere nicht

---

u. s. w.“ — Der treue Mann, der so treuherzig macht, nach dem alten Worte: „Im Wein ist Wahrheit“, oder im Sinne von „wohlthätig“.

*) Valentin im Faust:

Und nun — ums Haar sich auszuraufen
Und an den Wänden hinauf zu laufen!

**) Statt „das schöne Gute“ möchten wir „das Schöne, Gute“ schreiben. In den Wanderjahren wechselt Goethe zwischen die Gute-Schöne, die gute Schöne und die Schöne-Gute mit welchem Namen dort das nußbraune Mädchen bezeichnet wird.

das Rechte sei*), da man, um dieses zu erkennen, sich in sich vertieft haben muß, wogegen die Art, wie diese Leute sich in bloßen Redensarten ergehen, nur das Zeugniß eines seichten Geistes ist. Vgl. I, 14. IV, 9. — Str. 5. Sie greifen alles an, nur um sich dadurch den Schein zu geben, als ob sie selbst etwas seien. Einen solchen Menschen redet er als Knitterer an, insofern er alles, was er anfaßt, zerdrückt, daß es Knitter bekommt; er werde auch wohl, meint er, zum Zersplitterer werden und sich dann erst zufrieden geben, wenn er gar Verwitterer werde, daß von allem nichts mehr übrig bleibe. — Str. 6. Ja ihr ganzes Streben ist nur darauf gerichtet, durch Neues zu gefallen und den Geist, der durch Sammlung gekräftigt werden sollte, durch Zerstreuung ganz herunterzubringen: aber so ist es immer gewesen, man will nur Neues und Zerstreuung. Hiermit deutet er auf das leidige „Journal- und Tageblattverzetteln", durch welches sich die Deutschen, wie er am 25. Januar 1813 gegen Riemer äußerte, so unglaublichen Schaden thun. Schon 1797 schrieb er von Frankfurt aus: „Alle Vergnügungen, selbst das Theater, soll nur zerstreuen, und die große Neigung des lesenden Publikums zu Journalen und Romanen entstehen daher, weil jene immer und diese meist Zerstreuung in die Zerstreuung bringen." Er selbst enthielt sich längere Zeit des Lesens aller Zeitungen, las aber dann oft frühere Jahrgänge hintereinander. Im März 1830 sagte er: „Seit ich keine Zeitungen mehr lese, bin ich ordentlich wohler und geistesfreier. Man kümmert sich doch nur um das, was andere thun und treiben,

**) An dem Tage nach Vollendung unseres Liedes äußerte Goethe gegen Riemer in Bezug auf die Katastrophe in den Nibelungen den paradoxen Satz: „Eigentlich ist das, was nicht gefällt, das Rechte", und er fügte hinzu: „Die neuere Kunst verdirbt, weil sie gefallen will."

und versäumt, was einem zunächst obliegt. — Mag er Deutsch, mag Teutsch. Die auf ganz falscher Ansicht beruhende Schreibung Teutsch war schon längst eingeführt; so hatte Wieland 1773 seine Zeitschrift Deutscher Merkur bereits mit dem dritten Bande in Teutscher Merkur umgetauft. Zur Divanszeit galt es für patriotisch, sich Teutsch zu nennen. Goethe spottet über den Streit, welche Schreibung die rechte sei, auch in der nach seinem Tode erschienenen Xenie: „Verfluchtes Volk! kaum bist du frei" (VI, 90). — Den vorletzten Vers habe ich selbst und andere früher unrichtig verstanden. Das Lied ist eben das vorliegende Lied; was es heimlich piept (klagt), besagt der letzte Vers. Das lose anknüpfende und hat Goethe auch sonst häufig beim Gegensatze, aber in der Oktavausgabe letzter Hand änderte er Liedchen aber statt und das Lied nur, und diese Lesart hätte von Loeper als entschiedene Verbesserung des Dichters selbst aufnehmen müssen.*)

9. Medschnun heißt — ich will nicht sagen, im Mai 1818 im Divan gedruckt. Nach einer Mittheilung in Riemers Nachlaß sind unsere Verse ein Ausbruch des bittern Unmuths darüber, daß man seine Rathschläge in den Preßangelegenheiten, namentlich wegen Okens Isis, nicht befolgt hatte. Sein Gutachten über die Unterdrückung der Isis gab Goethe am 5. Oktober 1816 ab; der Großherzog ließ diese ruhig fortbestehen, bis sie vom Bunde verboten wurde. — Seine Furcht vor den Folgen der Preßfreiheit halte man für Schwarzseherei, zu spät werde man bereuen, daß

---

*) In der später als die Taschenausgabe erschienenen Oktavausgabe hat Goethe manches geändert, so daß dieser unbedingt zu folgen ist, wo nicht ihre Lesart sich deutlich als Druckfehler zu erkennen gibt. Die erste Quartausgabe hat Liedchen aber beibehalten, dagegen die Ausgabe in vierzig Bänden, da sie die Taschenausgabe zu Grunde legte, wieder die ältere Lesart gebracht, die dann auch in die zweite Quartausgabe überging.



man den männlichen Schritt zu thun versäumt, der allein der Preßverwegenheit steuern könne. Str. 1 bezeichnet er sich selbst als Medschnun, insofern er durch seine Warnung vor der Preßfreiheit den meisten toll erscheine. Unter Medschnun ist hier nicht der Geliebte Leilas zu verstehn (vgl. S. 246), sondern die gewöhnliche Bedeutung des arabischen Wortes.*) — Str. 2. Wie könnt ihr aber denjenigen, der euch dem Verderben, das er deutlich herankommen sieht, zu entreißen sucht, für toll halten! Sonst pflegt man doch den, der redlich die Wahrheit sagt, nicht für toll zu erklären. — Str. 3. Wenn ihr die Folgen vor euch seht, daß die Klugen gegen die Verspottungen der schrankenlosen Presse nicht aufkommen können, so werdet ihr vergebens bittere Reue empfinden, daß ihr das unterlassen, was Noth that. Das Gedicht ist absichtlich etwas räthselhaft gehalten.

10. Hab' ich euch denn je gerathen? gleichzeitig mit 9 im Divan gedruckt.**) Der Dichter weist alle zudringlichen Rathschläge, was er eigentlich habe thun und dichten sollen, mit der Bemerkung zurück, daß er mit Ernst dem Triebe seiner Natur gefolgt sei. Fühlten die vorlauten Rathgeber sich zu etwas Tüchtigem fähig, so möchten sie dieses versuchen, sich aber nicht vermessen, seine Werke zu meistern, statt sie zu verstehn, zu erkennen, was er habe machen wollen. Vgl. das Gedicht Demuth (Epigrammatisch 39).***)

---

*) Im Wörterbuch von Meninski fand Goethe das Wort a daemone obsessus, lymphaticus, insanus, furens, maniacus erklärt. Lorsbach bemerkt in seinem Archiv für morgenländische Literatur, Medschnun sage man von dem, der rasend, melancholisch, epileptisch oder sterblich verliebt sei.

**) Druckfehler der Ausgabe letzter Hand (auch in der Oktavausgabe nicht verbessert) waren V. 9 wollt' statt wollt, 12 auch statt euch.

***) Str. 1, 3. Nach euren Thaten, nachdem der Krieg geführt war. —

11. Wanderers Gemüthsruhe, am 19. November 1814 gedichtet. Die Macht des Gemeinen müssen wir uns gefallen lassen, gegen diese vermögen wir ebensowenig wie der Wanderer gegen den vom Wirbelwind aufgetriebenen Staub. Vgl. den 1826 gedruckten Spruch: „Das Gemeine muß man nicht rügen; denn das bleibt sich ewig gleich.“ Anderer Art ist Wallensteins: „Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht.“ — Str. 1. In den Fundgruben las Goethe das Wort des Propheten aus der Sunna: „Gott, ich flüchte mich zu dir vor der Niederträchtigkeit und allen Niederträchtigkeiten, die darauf folgen.“ Zu V. 3 vgl. den Prediger Salomons 6, 10: „Was ists, wenn einer gleich hochberühmt ist, so weiß man doch, daß er ein Mensch ist und kann nicht hadern mit dem, das ihm zu mächtig ist.“ — Str. 2. Die Macht des Niederträchtigen, die auch des Rechten sich bemächtigt. — Str. 3. Von Diez übersetzte im Buche des Kabus:

> Ich suche Einsamkeit, wenn die Welt sich wie Wirbel drehet.
> Kehricht des Glücks ist schlechter als der Welt schlechtester Staub.

Die Stelle lautet aber nach von Hammers Uebertragung: „Die Einsamkeit suche ich, auf daß, wenn des Geschickes Drehen gleich einem stäubenden Wirbelwinde die Welt erschüttert, es um mich herum nicht komme.“ *)

Str. 2, 3 f. Brauchte nicht, eigentlich von der befolgten Einsicht, daß er nicht brauche. — Str. 3, 4. Ich weiß, von dem, was er allein fühlt. — Sich Stärke fühlen, für das gewöhnliche „sich stark fühlen“, wie Schiller sagt (Einem jungen Freunde 7): „Fühlst du dir Stärke genug.“ Goethe hat diesen Gebrauch des sich schon im Götz. In Hermann und Dorothea steht so IX, 84 sich eigenen Werth fühlen. Das sich ist kein Gallizismus.

*) Der zwischen Wandrer! und Gegen stehende Gedankenstrich ist störend. Nach Wandrer genügte ein Komma.

12. Wer wird von der Welt verlangen, gleichzeitig mit 9 und 10 im Divan gedruckt. Von der Welt darf man keine Förderung erwarten; selbst bei dem besten Willen gibt sie nur das, was man nicht mehr braucht; der Gedanke, daß sie das, was ihr selbst zur Zeit förderlich sei, versäume, tritt dazwischen, da der Begriff des Förderlichen V. 2—4 umschrieben wird. Die Welt vermißt das Förderliche, versäumt aber selbst, indem sie träumerisch zurück oder seitwärts blickt, den rechten Augenblick des Handelns, den Tag des Tags.

13. Sich selbst zu loben ist ein Fehler, am 5. Januar 1816 gedichtet, doch erst nach dem Tode des Dichters hier eingefügt. Goethe knüpft an eine von Diez aus dem türkischen Buche der Glücklichen von Bügri Dschumhur angeführte Stelle an. Auf die Frage, welche Wahrheit den Menschen verächtlich mache, lautet die Antwort:

> Daß der Mensch seine Vorzüge beweise, ist geziemlich;
> Allein sich selbst zu loben ist ein Fehler.

Gegen das deutsche Sprichwort: „Eigenlob stinkt" bemerkt Goethe VIII, 18, nur dem Neide stinke es. Einen andern Gegensatz zu dem Worte: „Eitles Eigenlob stinket" enthält die zweite Abtheilung der Sprüche (gedruckt 1821). Eigentlich, meint er, lobt sich ja jeder durch seine That (vgl. das Sprichwort, daß das Werk den Meister lobt), und wenn er sich deren rühmt, so wird sie dadurch nicht schlechter, und ist ihm diese Narrheit wohl zu verzeihen, da er dadurch nur sich selbst schadet, sich um den Dank der Welt bringt, an dem freilich nichts gelegen ist. Launig bezeichnet er alle Menschen als Narren. Bekannt ist des Dichters Wort, daß nur die Lumpe

bescheiden sind, Brave sich der Thaten freuen" (gesellschaftliche Lieder 16).*)

14. Glaubst du denn, von Mund zu Ohr, gleichzeitig mit 9, 10 und 12 im Divan gedruckt. Die Verse sind gegen diejenigen gerichtet, welche den christlichen Glauben durch Kritik der Ueberlieferung zu stützen glauben, deren Grundlage sie für unzweifelhaft wahr halten, während schon Lessing gegen Goeze darauf hingewiesen, daß das geoffenbarte Christenthum geraume Zeit bestanden, ehe die Evangelisten und Apostel geschrieben. Später fällt das Gedicht Kestners Agape (Epigrammatisch 68).**) — V. 1—4. Wer kann glauben, daß die Ueberlieferung sich treu fortpflanze? Dagegen spricht sich die orientalische Ansicht, daß die von Gott empfangene Lehre sich vererbt habe, I, 1 Str. 2 f. aus. — V. 5—8. Da sie von einander abweicht, so gilt es Kritik, und so müssen selbst die Gläubigen, die sich schon der Forderungen des Verstandes begeben hatten, diesen doch in Anspruch nehmen, um den Zweifel zu lösen, welche der mit einander streitenden Ueberlieferungen die wahre sei. Die Glaubensketten können hier eben nur die Zweifel in Bezug auf Glaubensfragen sein, insofern sie den Geist quälen, was freilich ein sonderbarer Gebrauch ist. Aber unter Glaubensketten den den Geist fesselnden Glauben zu verstehn, verstattet der Zusammenhang nicht. Der Pater profundus am Schlusse des Faust sagt, sein Geist, „verquäle sich in stumpfer Sinne Schranken, scharf angeschlossenem Kettenschmerz". Auch die Mahommedaner erkannten neben dem Koran und der Ueberlieferung das Licht der Vernunft bei Entscheidung zweifelhafter Punkte an. „Bald wurden die

---

*) Anstößig ist Str. 2, 1 das doppelte doch, besonders da doch V. 4 vorangeht. Ein O laßt lag nahe.

**) Vgl. die Erläuterungen zu den lyr. Ged. III, 610 f.

Rechtgläubigen gewahr", schreibt Oelsner S. 181 f., „sie selbst seien über viele Stellen nicht einig, und der Islam habe jetzt eine ganz andere Gestalt als bei seinem Ursprunge. Eine zu Bassora gehaltene Versammlung muselmännischer Schriftgelehrten entschied, die Religion sei von Irrthümern entstellt."

15. Und wer franzet oder brittet, gleichzeitig mit 9. 10. 12 und 14 im Divan gedruckt. Daß das Gedicht, wie oben 8, nur auf die Literatur gehn könne, zeigen deutlich die erste und letzte Strophe. Alle wollen nur derjenigen Dichtung (der Dichtung eines bestimmten Volkes) Anerkennung verschaffen, die sie vorzugsweise kennen und treiben, um den rechten Geschmack ist es niemand zu thun, welchen nur der gewinnet, der die Dichtung aller Völker kennt, die seit den dreitausend Jahren menschlicher Ausbildung sich hervorgethan, und sie zu würdigen weiß. Den entschiedensten Gegensatz bilden die erste und letzte Strophe. — Str. 1—3. Diejenigen, welche den französischen oder englischen oder den italiänischen oder den altdeutschen Geschmack für den einzig wahren erklären, thun es nur aus Eigenliebe; denn sie erheben nur das, durch dessen Geltung sie sich selbst Ansehen verschaffen. Auch das Rechte, auf das es ihnen eben nicht ankommt, mag nach ihrer Zeit Anerkennung finden, für ihre Zeit soll das Schlechte, weil es ihrer Neigung entspricht und ihnen zum Ansehen verhilft, die Herrschaft gewinnen.*). — Str. 4. Wer nicht den eigentlichen Werth aller einzelnen Völker

*) Str. 2, 1. Es ist kein Anerkennen, man erkennt nichts an. — 2. Weder vieler noch des einen, mehrerer oder einer dieser Literaturen als der einzig vortrefflichen. Unmöglich kann es, wie von Loeper will, auf einer wie der andre (Str. 1, 3) gehn, da hier viele und der eine sich entgegengesetzt werden. — 3. Am Tage, im Augenblicke. — Str. 3, 1 f. Habe seine Freunde wohlgesinnet, werde von seinen Freunden hochgehalten. — 4. Vollen Platz und Gunst, einzige Anerkennung.



von Anfang der Welt an kennt und schätzt, der mag denn über den wahren Geschmack im Dunkeln bleiben, und zufrieden sein, für den Augenblick den Geschmack eines Volkes als den einzig rechten zu preisen.*) — Von Loeper bezieht Str. 1 darauf aus, daß es damals guter Ton gewesen, die französischen Moden durch englische oder altdeutsche zu ersetzen; allein wie damit diese Strophe zu Recht komme und in welcher Verbindung die folgenden damit stehn sollen, sehe ich nicht.

16. Sonst wenn man den heiligen Koran citirte, erst in der Ausgabe letzter Hand eingefügt. Gegen diejenigen Theologen, welche das Evangelium mundgerecht zu machen suchten, indem sie neuere Ansichten in dessen Lehre einmischten. Auf die frühere lebendige Wirkung deutet V. 4; jetzt entsteht durch das Vermischen ganz verschiedener Elemente nur Verwirrung, die den alten Koran zu Grunde richtet. — O ewige Ruh deutet auf den Untergang, da man den Verstorbenen ewige Ruhe wünscht.

17. Der Prophet spricht**), am 23. Februar 1815 gedichtet, wohl nach Oelsners Mahomet, der S. 217 Anm. 1 als Beispiel von komischer Laune im Koran eine Stelle aus der 22. Sure (V. 58) anführt. Sie lautet bei ihm, ganz abweichend von dem Texte Maraccis: „Wen es ärgert, daß Gott dem Mahomet Schutz und Hülfe angedeihen läßt, der gehe und befestige einen Strick an den Balken seines Hauses, und knüpfe sich daran; er wird fühlen, daß sein Zorn sich legt.“ Launige Abfertigung der Neider des Dichters.

---

*) Von Tag zu Tage, von einem Tag zum andern, ist nicht, wie von Loeper sagt, diem in diem, sondern diem de (oder ex) die.

**) Diese Ueberschrift trat erst in der Ausgabe letzter Hand hinzu, welche auch zuerst den folgenden Spruch (18) gab. Dieselbe schrieb auch V. 3 An statt Um.

18. Timur spricht, Zusatz der Ausgabe letzter Hand. Den Gedanken, daß er nicht selbst, sondern Gott seine Individualität geschaffen, läßt Goethe hier den Welteroberer aussprechen, wobei auch diesmal Napoleon vorschwebt, dessen Naturell Goethe für unerreichbar hielt; dieser aber wendet sich hier gegen die verlogenen Pfaffen, die unsern Dichter selbst so bitter bekämpften (vgl. VI, 22). Zunächst schwebt Pustkuchen (zu IV, 8) vor, der, um zu zeigen, was moralisch sei, ein Falsum zu begehn nicht scheute (Xenien V, 88), doch dürfte verlogen im weitern Sinne zu verstehn sein und darauf hindeuten, daß der Zweck ihnen die Mittel heilige, sie nicht die Wahrheit, sondern das, was ihrem persönlichen Vortheil gemäß ist, im Sinne haben. Hafis sagt mehrfach zu seiner Entschuldigung, er sei Trinker, weil er dazu bei der Schöpfung gemacht worden. Gegen Eckermann äußerte Goethe einmal, als er bemerkte, daß er über Tieck stehe, er könne dies gerade heraus sagen, da er sich selbst nicht gemacht habe. Vgl. X, 5.

VI. Buch der Sprüche.

Vgl. oben S. 192 f. Sie sind zu verschiedenen, meist nicht mehr nachzuweisenden Zeiten entstanden; von den erst bei der Ausgabe letzter Hand oder später eingefügten ist dies bei der Erklärung bemerkt. Im Divan steht das Buch auf dem siebenten im Mai 1818 ausgedruckten Bogen.

1. Talismane, werd' ich in dem Buch zerstreuen. Der Spruch bildet die Einleitung und stände passend als Motto. Ueber das Stechen im Koran vgl. in den Noten und Abhandlungen den Abschnitt Buchorakel. Manche aufgestochenen Worte werden auch als Talismane (I, 2), als Richtschnur des Lebens benutzt



werden können, so daß dadurch, wenn manche zu gewöhnliche unterlaufen sollten, ein Gleichgewicht hergestellt und das Buch nicht gar zu leicht befunden wird.

2. Vom heutgen Tage, von heutger Nacht. Eine Inschrift eines Karavanenhauses lautete nach Chardin: „Verlange von diesem Tage und dieser Nacht nichts, als was früher gewesen." Vgl. VIII, 1, 2 f.

3. Wer geboren in bös'sten Tagen. In dem tartarisch-türkischen Buch der Reden heißt es nach von Diez: „Wer keine guten Tage erlebt hat, der hält schlimme für gute." Goethe setzt die bösesten Tage den bösen entgegen, aber bei ihm bezieht sich das Böse nicht auf das Unglück des einzelnen, sondern der Zeit (geboren in bös'sten Tagen). Vgl. 23.

4. Wie etwas sei leicht. Daselbst heißt es: „Das Leichte von der Sache kennt ihr Urheber; darum hat er auch den Vortheil davon." *)

5. Das Meer flutet immer. Chardin führt das Sprichwort an: „Das Meer selbst muß dem Schah zurückgeben, was es ihm genommen." Vgl. die Weissagung des Bakis 5. Unser Spruch besagt, daß auch der stärkste Ausbruch der Leidenschaft einmal aufhört. Vgl. 53.

6. Prüft das Geschick dich, weiß es wohl warum. Zuerst mit 7 und 8 1821 vor den Wanderjahren gedruckt. Hafis sagt (Ta 57), nachdem er des Schicksals gedacht:

> Du frag' nicht um Warum und Wie! ein treuer Knecht
> Vollzieht ein jedes Werk, das ihm sein Sultan sagt.

„Beim Unglück ist das Beste zu feiern", sagt das deutsche Sprichwort. Unser Dichter mahnt, das Unglück solle den Menschen lehren, mit Geduld den Verlust zu ertragen.

---

*) Die Wortstellung sei leicht, muß der Reim entschuldigen.

7. Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann. Nach Johannes 9, 4: „Ich muß wirken die Werke des, der mich gesandt hat, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann."

8. Was machst du an der Welt? Sie ist schon gemacht! Nach Firdusi in Hammers Uebertragung in der im August 1818, nachdem die Divanslieder gedruckt waren, dem Dichter zugekommenen Geschichte der schönen Redekünste:

> Was machst du mit der Welt? Sie ist schon gemacht;
> Es hat der Herr der Schöpfung all dies bedacht.
> Das Loos schrieb: was nützet dir andere Weise?
> Wie es dir vorgeht, erfolgt deine Reise.
> Sobald das Herz liegt im Weltsorgenpalast,
> So hat es vor Gift und Selbstpein nicht Rast.

Den starken bildlichen Ausdruck des Schlusses mußte Goethe ändern, und er schloß ihn näher an die vorigen Verse an.*)

9. Wenn der schwer Gedrückte klagt, ist mit dem folgenden Spruche erst in der Ausgabe letzter Hand hinzugefügt. Das deutsche Sprichwort sagt: „Ein tröstlich(es) Wort ist Arznei dem Trauernden (oder „des Gemüthes Speise")."

10. Wie ungeschickt habt ihr euch benommen. Das deutsche Sprichwort sagt: „Glücks kann sich niemand erwehren." Sonst heißt es auch, „das Glück habe Weiberart, liebe die Jugend und wechsle gern". Hier wird es als ein verliebtes Mädchen gedacht, das sich alles gefallen läßt. Ueber die Darstellung des Glückes als betrügerisches altes Weib vgl. IX, 18.

11. Mein Erbtheil wie herrlich, weit und breit! zuerst

*) Statt aus dem Gleichgewicht bringen bildete Goethe einen stärkern Ausdruck.

1821 vor den Wanderjahren gedruckt. Schon am 26. April 1797 schrieb Goethe an Friedrich von Stein, immer wichtiger werde ihm sein altes Symbol:

Tempus divitiae, tempus ager meus.*)

12. Gutes thu rein aus des Guten Liebe, erst in der Ausgabe letzter Hand eingefügt. Eigenthümliche Empfehlung der reinen Lehre, daß man das Gute um seiner selbst willen thun müsse, wie das Christenthum Liebe Gottes seiner selbst wegen fordert. Vgl. unten 24, nach welchem unser Spruch gebildet ist, woher sich der etwas gezwungene Ausdruck V. 3 erklärt. Vgl. auch 29.

13. Enweri sagt's, ein herrlichster der Männer, 1821 vor den Wanderjahren gedruckt, nach den Proben aus Enweri, die Goethe in von Hammers Geschichte der schönen Redekünste (vgl. zu 8) fand. Dort werden als die drei Dinge, die der Vernünftige wie der Thor sich vor andern vorsetzen müsse, da man nur allein durch diese aus Ketten sich retten, den Leiden entgehn könne, genannt: „Geradheit, Urtheil und Verträglichkeit.“ In den Noten und Abhandlungen schreibt Goethe diesem Dichter einen heitern Geist zu, „begabt mit unendlicher Umsicht und scharfem, glücklichen Durchschauen“.**)

14. Was klagst du über Feinde? bildete ursprünglich mit den drei folgenden Sprüchen die zweite Seite unseres Buches, wie die erste 1—5. Der Spruch geht auf die Gegner, die ihn hassen, weil er ihnen zu groß ist. Sein Wesen ist ihnen ein ewiger Vorwurf, weil sie sich ihm gegenüber so gering fühlen. Von den Gegnern „aus abweichender Denkungsart und verschiedenen Ansichten“ kann hier nicht die Rede sein.

15. Dümmer ist nichts zu ertragen. Der Dichter deutet auf

*) Aus einer neulateinischen asklepiadeischen Ode.

**) Ein herrlichster der Männer, eigenthümliche Verbindung.

diejenigen, welche meinten, er solle sich nur bescheiden zurückhalten, da er zu den großen Erfolgen der Zeit nichts beigetragen.*)

16. Wenn Gott so schlechter Nachbar wäre. Der Spruch geht auf die, welche ihn bekämpfen, weil sie ihm seinen Ruhm beneiden. Vgl. das schon 1815 gedruckte Wort (Sprichwörtlich 155):

Warum uns Gott so wohl gefällt?
Weil er uns nie in den Weg sich stellt.

Saadi sagt (Rosengarten VIII): „Gott sieht und verhüllt, der Nachbar sieht und schilt", wonach Herder den Spruch Gott und der Mensch (Blumen aus morgenländischen Dichtern II, 26) gebildet hat.

17. Gestehts! die Dichter des Orients, neckische Hindeutung auf den gegenseitigen Haß der deutschen Dichter, weil jeder der erste sein will, keiner dem andern den Vorzug gönnt. Hafis (Sad 2) bedient sich des arabischen Sprichworts: „Es haßt der Fabler (Märchenerzähler) den Fabler." Schon der alte Hesiod sagt (Werke und Tage 25 f.), der Töpfer grolle dem Töpfer, der Zimmermann dem Zimmermann, es beneide der Bettler den Bettler, der Sänger den Sänger. Vgl. V, 2. Aehnlich spottet Goethe 1821 über das Prahlen der deutschen Dichter Xenien II, 2.

18. Ueberall will jeder obenauf sein, bildete mit den drei folgenden die dritte Seite des Buches der Sprüche. Launig wird die Grobheit als Recht des Meisters in Anspruch genommen, wogegen das Streben, über andere sich zu erheben, als eine allbekannte Erscheinung hingenommen wird.

19. Verschon uns, Gott, mit deinem Grimme. Gegen die schlechten Dichter, wie unten 56. Man könnte auch an die

*) Dümmer, von dem, was unangenehm ist, wie Goethe sagt: eine dumme Geschichte, ein dummer Spaß, das find' ich dumm.

Splitterrichter denken, denen Goethe (Xenien V, 51) zuruft, der schlechteste Dichter werde noch ihr Meister sein. Bereits die Griechen gedenken des Streites zwischen dem Adler und dem Zaunkönig, der auch schon bei ihnen neben andern Namen (τρόχιλος, auch πρέσβυς) kleiner König (βασιλίσκος) heißt, wie bei den Römern regulus. Die weiter ausgeführte Sage, wie sie das deutsche Märchen kennt (Grimm 171), findet sich schon im dreizehnten Jahrhundert bei Barachja Nikdani. Zum Anfange vgl. Kein Vergleich (Epigrammatisch 86).

20. Will der Neid sich doch zereißen. Im Buch des Kabus heißt es: „Zeig dich auf alle Art thätig und überlaß deine Neider und Feinde dem Gram, bis ihnen vor Verdruß des Unwillens das Fleisch schmilzt und die Kräfte schwinden.“ Nach Chardin sagen die Perser von dem an den Bettelstab Gekommenen, er speise seinen Hunger.*)

21. Sich im Respekt zu erhalten. Bei dem Rathe, sich von niemand etwas gefallen zu lassen, bedient sich Goethe des Berichtes von Chardin, wonach man in Persien Sperber, Falken und andere Vögel abrichtet, alle wilden Thiere anzufallen mit einziger Ausnahme des wilden Schweines, weil dieses sie zerreißen würde. Nach Taverniers Bericht aber werden Falken auch gegen wilde Schweine abgerichtet.

22. Was hilfts dem Pfaffenorden. Der Spruch stand mit den drei folgenden aus derselben Quelle geflossenen auf derselben Seite. Die Frommen, die gegen ihn zu Felde gezogen, haben nichts gegen ihn ausgerichtet, da sie ganz schief ihn angesehen und

*) Sich zerreißen. Vgl. S. 284. Anderswo sagt Goethe: „Laß Neid und Mißgunst sich verzehren“ (Sprichwörtlich 61). Nach dem deutschen Sprichwort mag der Neid nichts essen außer sein Herz, der Neid frißt seinen Herrn u. ä.

darum gar nicht erkannt haben. Die beiden letzten Verse sind als allgemeiner Satz zu nehmen, daß das schiefe Anblicken uns am wenigsten die Dinge erkennen läßt.*) Vgl. V, 18. Xenien VI, 26 f.

23. Einen Helden mit Lust nennen und preisen, nach dem Spiegel der Länder von Kjatibi Rumi, wo ein in Gefangenschaft gerathener Reisender sich mit den Worten tröstet:

> Kann wohl den Werth der Welt jemand kennen,
> Der nicht der Welt Hitze und Kälte erfahren hat?

wobei ein morgenländischer sprichwörtlicher Ausdruck zu Grunde liegt. Goethe benutzt das Wort als Parallele dazu, daß das Verdienst eines tapfern Kriegers nur der zu würdigen weiß, der selbst des Krieges Ungemach erfahren.

24. Gutes thu rein aus des Guten Liebe, nach dem Spruche des Scheïchi bei demselben Kjatibi Rumi:

> Sage nicht, daß, was du thust, dir verbleibe!
> Wenns auch dir verbleibt, so verbleibt es doch deinen Kindern nicht.

Goethe braucht es zur Begründung der edlen Lehre, das Gute seiner selbst wegen zu thun. Vgl. oben 12.

25. Soll man dich nicht aufs schmählichste berauben. Kjatibi Rumi: „Ich sagte den Gefährten (die man in Glaubensstreitigkeiten verwickeln wollte): „Handelt nach der Ueberlieferung: Verbirg dein Gold, dein Weggehen und deinen Glauben." Nach der Sunna (in den Fundgruben): „Verbirg dein Gold, deinen Weg und deinen Glauben." Auch bei Goethe liegt das Gewicht auf dem Glauben.

---

*) Von Loever gibt den beiden letzten Versen die sonderbare Deutung, die römischen Konvertiten hätten seine Kunstrichtung früher als Protestanten nicht gerade erkannt, jetzt als Katholiken schief beurtheilt.

26. Wie kommts, daß man an jedem Orte, stand mit den drei folgenden auf derselben Seite. Eigenthümliche Wendung des Spruches:

> Wie die Alten sungen,
> Zwitschern die Jungen.

Gegen diejenigen, die glauben, alles aus sich zu haben. Vgl. den Originalen (Epigrammatisch 33), Xenien VI, 4. Was unter dem Guten gemeint sei, zeigt der Gegensatz des Dummen. Seltsam meint von Loeper, das zugleich Gute und Dumme sei das Altkluge.

27. Laß dich nur in keiner Zeit, wieder nach Kjatibi Rumi (23—25), bei dem ein Reisender, um sich nicht in Streitigkeiten einzulassen, ein Gedicht zum Besten gibt, worin es heißt:

> Halte nicht Vorlesungen der Liebe, hadere nicht, o Herz mit Frommen!
> Weise fallen, in Unwissenheit, wenn sie mit Unweisen streiten.

Man soll nur nicht streiten mit denen, die nichts von der Sache verstehen, weil ihre Anschauungen den gegen sie Streitenden selbst verwirren.*)

28. Warum ist Wahrheit fern und weit? Goethe sandte dieses „Verslein“ am 1. Mai 1818 an Boisserée.**) Von Loeper verweist auf das italiänische Niuno é savio d'ogni tempore, das hier eigenthümlich gewandt ist. Die Wahrheit erscheint immer,

---

*) V. 3 muß fall'n gelesen werden, da die ungeraden Verse hier trochäisch sind. Absichtlich scheint der Dichter Unwissenden statt Unweisen gesetzt zu haben, wodurch auch der Vers einen raschen anapästischen Gang erhält; denn auf den Jambus wenn sie folgen zwei Anapäste, da die erste Silbe von Unwissenden kurz ist, wie vorher in Unwissenheit.

**) Dort steht richtig V. 3 versteht, während die Drucke verstehet lesen. Von Loeper folgte mit Recht dem Briefe an Boisserée.

nur muß man zur rechten Zeit aufpassen, um sie zu sehn. Vgl. Stets derselbe (Epigrammatisch 79) vom Oktober 1820 mit der in den Erläuterungen III, 617 angeführten Stelle aus dem Buch der Weisheit 6, 13—17. Dann wäre die Wahrheit nah und zugleich breit, wie Goethe dem Reime zu Liebe für verbreitet sagt, lieblich und gelinde, leicht und ohne viel Kopfbrechen zu finden.

29. Was willst du untersuchen. Nach dem Spruche im Prediger Salomons 11, 1, wo Diez abweichend von Luther übersetzt: „Wirf dein Brod ins Wasser; denn nach langer Zeit wirst du es wiederfinden", mit der Erklärung: „Theile dein Brod jedem mit, bekannten oder unbekannten Armen; wirf selbst dein Brod ins Wasser, dahin gestellt, wohin es schwimme und wem es zu Gut komme, Menschen oder Fischen; denn selbst diese Mildthätigkeit aufs Gerathewohl wird dir von Gott früh oder spät vergolten werden." Die Hinweisung auf Gottes Vergeltung, die auch im arabischen und türkischen Sprichwort erscheint, ließ Goethe fallen, da er nur die Lehre aussprechen wollte, daß die Mildthätigkeit (Milde, wie auch in Hermann und Dorothea, nach älterm Gebrauche) nicht erst ängstlich untersuchen dürfe, wer ihrer werth sei. Vgl. Sprichwörtlich 177 („Hat man das Gute dir erwiedert?"), oben IV, 4 f. auch 12. 24.

30. Als ich einmal eine Spinne erschlagen. Auch das geringste Thier hat Gott zum Leben bestimmt. Von Loeper bemerkt, eine ähnliche Frage habe sich Leibnitz gestellt, als er eine Fliege erschlagen.*) Anders wendet Saadi das Bild von einer zertretenen Ameise, wonach Herder in den Blumen (II, 15) den Spruch die zertretene Mücke gemacht hat.

---

*) Gewollt, nur des Reimes wegen für bestimmt; es erforderte eigentlich den Zusatz geben.



31. Dunkel ist die Nacht, bei Gott ist Licht.*) Ein Stoßseufzer über die Beschränktheit menschlicher Erkenntniß, auf den man eine Erwiederung wünschte. Schon Mephisto sagt dem Faust: „Euch taugt einzig Tag und Nacht."

32. Welch eine bunte Gemeinde! begann eine neue Seite, auf der noch die drei folgenden Sprüche standen. Nach Saadi vor seinem Baumgarten: „Die Erde ist sein (Gottes) Tisch vor alle Menschen, worinnen zwischen Freund und Feind kein Unterschied befindlich" (Olearius).

33. Ihr nennt mich einen kargen Mann. Nach einem arabischen Sprichwort hinter Saadis Rosenthal von Olearius:

> Es hat zwar die Natur mir Kargheit nicht gegeben,
> Es fehlt mir nur, wodurch freigebig ich kann leben.

34. Soll ich dir die Gegend zeigen. Frei gewendet nach einem auf den Dienst als Weg zur Herrschaft deutenden arabischen Sprichwort daselbst:

> So etwa du nicht wilt hinauf zur Tröppen steigen,
> So wirst du auch wohl nicht dich auf dem Dache zeigen.

35. Wer schweigt, hat wenig zu sagen. Lob des Schweigens, das nach Salomon Gold ist. Mahomets Nachfolger Ali sagte nach dem Buche des Kabus: „Der Mann bleibt unter der Zunge verborgen." Auch Saadi im Baumgarten hat diesen Spruch.

36. Ein Herre mit zwei Gesind, stand auf derselben Seite mit den drei folgenden. Nach dem Sprichworte im Buche des Kabus: „Ein von zwei Leuten gekochtes Essen wird entweder zu

*) Im ersten Druck steht das zweite Anführungszeichen irrig erst am Schlusse des zweiten Verses. Zugericht, eigentlich zugericht't, nach der Volkssprache.

salzig oder zu ungesalzen, und ein Haus, worin zwei Weiber sind, wird nicht rein gefegt."*)

37. Ihr lieben Leute, bleibt dabei. Gegen diejenigen, die sich bei ihren falschen Urtheilen auf andere berufen; das sei nicht nöthig, spottet er, da wir ja als Abkömmlinge von Adam und Eva alle irren (nach dem Spruche, daß Irren menschlich ist), und daher eine solche Berufung nichts bedeute. Ganz ähnlich braucht Goethe einmal in den Annalen 1817 die Sippschaft von Adam her für die Menschheit. Er geht davon aus, daß die Pythagoreer, um einen Satz zu beweisen, sich auf ihren Meister mit den Worten: Αὐτὸς ἔφα (er hats gesagt) beriefen. Die Eva hat hier nur der Reim hereingebracht. Von Loeper, der sich viele vergebliche Mühe mit dem Spruche macht, meint, dieser „beruhe auf dem etwas gewaltsamen Wortspiel (mit Epha und Eva)".

38. Wofür ich Allah höchlich danke. Eigenthümliche Wendung des Gedankens, daß unsere Unkenntniß des uns treffenden Unglücks ein Glück sei. Vgl. Hor. carm. III, 29, 29. 30.

39. Närrisch, daß jeder in seinem Falle. Jeder will seine besondere Meinung anerkannt wissen, während das Leben uns doch die Ergebung in einen höhern Willen lehrt. Islam heißt Ergebung in Gott. Vgl. Oelsners Mahomet VII. Goethe in den Noten unter Mahomet. „Zuversicht und Ergebung sind die echten Grundlagen jeder bessern Religion", äußerte Goethe am 27. März 1819 gegen den Kanzler von Müller auf Veranlassung der Geschichte der Assassinen von Hammers. „Der Islam und die reformirte Religion sind sich hierin am ähnlichsten."

---

*) Herre, die ältere, von Goethe sonst nur im Vokativ angewandte Form, die hier nicht einmal der Vers forderte. — Auch in dem ungebogenen Gesind folgt Goethe der Freiheit der ältern Sprache, die das Sprichwort sich aneignet. Gesind für Diener findet sich so schon bei Luther.

40. Wer auf die Welt kommt. Der Spruch bildete mit den beiden folgenden eine Seite. Nach den Versen in Saadis Rosenthal bei Chardin:

> Wer auf die Welt kommt, errichtet sich ein neues Gebäude;
> Er geht davon und läßt es einem andern.
> Dieser andere beginnt dieses Gebäude in einer neuen Gestalt umzubauen,
> Und niemand findet sich, der die letzte Hand daran legte.

41. Wer in mein Haus tritt, der kann schelten. Man darf in einem andern Hause, zu dem uns freundlich der Zutritt gewährt ist, nichts tadeln. Daß ein Fremder dadurch nichts ändere, besagt der Spruch Xenien IV, 79. Hierher gehört auch das Wort aus Ottiliens Tagebuch in den Wahlverwandschaften (II, 5) „Wenn man dagegen bei andern gewesen ist".

42. Herr, laß dir gefallen. Auch in einem kleinen Hause kann man glücklich sein. Vgl. die verzweifelte Hausinschrift, die Goethe 1801 in Lüde fand, nach den Annalen. Daß dieser Spruch, „als sinnvoller Rückblick auf das ganze Werk", den Divan habe beschließen sollen, ist eine haltlose Bemerkung von Loepers. Vgl. S. 100.

Nach Goethes Tode wurde hier noch die Strophe eingefügt:

> Daß des Hauses Glanz sich mehre
> Als ein ewig Eigenthum,
> Und der Sohn so halt' auf Ehre,
> Wie der Vater hielt auf Ruhm.

Aber der Wunsch, daß der Sohn sich des Vaters werth zeigen und der von jenem dem Hause gebrachte Glanz sich immer mehren möge, hat im Buch der Sprüche gar keine Stelle. Als Hausinschrift kann die Strophe kaum gefaßt werden.

43. Du bist auf immer geborgen, stand auf derselben Seite

mit den beiden folgenden Sprüchen. Wein und Sang werden als die beiden das Leben schon allein beglückenden Freunde gepriesen. Das, was keiner nimmt, sind diese beiden keine Sorgen kennenden Freunde. Von Loeper will sonderbar unter den zwei Freunden „ohne Sorgen" das Willemersche Ehepaar auf der Gerbermühle verstehn und den Weinbecher auf den Elfer, das Büchlein Lieder auf Hafis beziehen.

44. Was brachte Lokman nicht hervor. Abfertigung der Verwunderung, wie der häßliche Lokman (bei Saadi heißt er „schwarz von Farbe, dick und fett"), den man den Weisen nannte, so sinnvolle Fabeln gedichtet habe. In Saadis Rosenthal heißt es nach Olearius: „Die Lieblichkeit und Herrlichkeit des Zuckers ist nicht dem Rohr, darinnen es wächset, sondern seiner eigenen Natur zuzuschreiben." Vgl. Herders Nachbildung das Aeußere und Innere in den Blumen aus morgenländischen Dichtern I, 8 (in Hempels Ausgabe VI, 94), oben zu I, 19.

45. Herrlich ist der Orient. Den Einfluß arabischer Bildung auf Calderon hob Goethe auch in einem Briefe an den Uebersetzer Gries am 1. Mai 1816 hervor. Vgl. die Strophen zum Divan (Epigrammatisch 92, Erläuterungen III, 625).*).

Nach Goethes Tode wurden hier die Verse eingeschoben, aber später wieder weggelassen:

> Hör' ich doch in deinen Liedern,
> O Hafis, die Dichter loben.
> Sieh, ich will es dir erwiedern:
> Herrlich, den der Dank erhoben.

Die Erwiederung besteht darin, daß er ihn lobt, was aber nicht ausgesprochen ist. Goethe preist den Dank als ein den Dankenden selbsterhebendes Gefühl, wie er denjenigen bedauert, den „der Dank

*) Kennt steht nach liebt in prägnantem Sinne, wie gleich darauf weiß.

genirt". Hafis nennt im Buch des Schenken Nisamis Dichterwerke als höchsten Schmuck der Rede und führt drei Verse von ihm an, die „schöner als die schönsten Perlen". Ja 5 heißt es, seine Verse überträfen manchmal die Nisamis. Ra 12 bemerkt er, seine Verse gingen über die Gedichte Selmans und die Lieder Soheirs. Dal 12 rühmt er, gegen sein Saitenspiel verliere selbst Kemal. Auch sonst finden sich bei ihm sehr starke Preiserhebungen seiner eigenen Lieder, von denen er einmal sagt (Dal 64), sie hätten einst im Paradiese auf den Blättern des Jasmins und Rosenstrauches gestanden. Da V. 2 Hafis als Jambus gebraucht ist (vgl. oben S. 217**), so gehört die Strophe zu den frühesten Versen des Divans.

46. Was schmückst du die eine Hand denn nun, begann eine Seite, auf der noch die drei folgenden Sprüche standen. Zu Grunde liegt die Stelle aus Saadis Rosenthal (nach Olearius): „Der erste Mensch, der die Wissenschaft, die Hand mit Ringen zu zieren, eingeführt hat, ist gewesen Schimsid (Dschemsched). Diesen hat man gefragt, warum er allen Schmuck der linken Hand hätte zugeeignet, da doch solche Würdigkeit der rechten Hand billiger gebühren könnte? Er hat geantwortet: Es ist doch der rechten Hand Zierde genug, daß sie die rechte ist." Herder hat hiernach in den Blumen IV, 18 den Spruch Reichthum und Tugend gebildet. Bei Goethe ziert die rechte Hand selbst die linke, weil diese, nicht sie, des Schmuckes bedarf. Die orientalische Dichtkunst ist weniger bekannt; deshalb rühmt sie der abendländische Dichter.

47. Wenn man auch nach Mekka triebe, ganz nach Olearius' Uebersetzung aus Saadis Rosenthal, wo nur treibt, wird und bleibt stehen. Die einfachen Sprichwörter, daß der Esel dadurch nicht seine Natur verliere, wenn Christus auf ihm

nach Jerusalem reite (persisch nach den Fundgruben) oder er nach Mekka gehe (türkisch nach Diez), sind hier verbunden.

48 f. Getretner Quark. Schlägst du ihn aber mit Gewalt. Zwei zusammenhängende Sprüche. Im Buch der Reden (vgl. oben 3 f.) heißt es: „Wenn der Dreck getreten wird, verbreitet er sich.“ Diez gedenkt auch der aus Lehm und Sand gemachten, in der Sonne getrockneten Steine. Von Loeper nimmt irrig Quark, das der Reim an die Hand gab, als schlechte Erde im Gegensatz zum Lehm und Thon. Geht ja ihm im zweiten Spruche auf den im ersten genannten Quark. Pisé ist Stampferde. Steine macht man nicht durch Auseinandertreten, sondern durch Zusammendrängen der Erde, sagt Goethe. Die Sprüche sollen darauf deuten, daß man, um etwas zu erreichen, der Kraft bedarf.

50. Betrübt euch nicht, ihr guten Seelen. Dieser und die drei folgenden Sprüche bildeten ursprünglich die letzte Seite des Buches der Sprüche; sie hatten schon unter der Ueberschrift Denksprüche im Taschenbuch für Damen gestanden. Unser Spruch richtet sich an diejenigen, die erst durch Irrthum zum lebendigen Anschauen des Wahren gelangen, das sie dann nie verlassen werden. Darum wird in den Lehrjahren als Grundsatz der leitenden Erziehung ausgesprochen, den Irrenden seinen Irrthum aus vollen Bechern schlürfen zu lassen, damit er zur Erkenntniß gelange. Vgl. I, 4 c.

51. Du hast gar vielen nicht gedankt. Allen, die ihm Gutes erwiesen, ist er im Herzen immer dankbar geblieben, wenn er seinen Dank auch nicht äußerlich zu erkennen gegeben hat. Wie man die Dankbarkeit durch bloße Gewohnheit erregen, lebendig erhalten, ja zum Bedürfniß machen könne, und wie er dies selbst thue, hat Goethe im zehnten Buche von Dichtung und Wahrheit angegeben.

52. Guten Ruf mußt du dir machen. Von Loeper hat als Quelle die Aeußerung einer von de Sacy übersetzten Lebensbeschreibung des Ferid-ed-din Attar (zu IV, 5) in den Fundgruben nachgewiesen: „Zwei Dinge sind die Quelle des Glücks, ein guter Ruf und eine richtige Unterscheidung; jeder, der außer diesen etwas anderes sucht, wird zu Grunde gehn."

53. Die Flut der Leidenschaft, sie stürmt vergebens. Da der Spruch schon 1816 gedruckt wurde, so kann der Dichter keine der von Wurm angeführten Dichterstellen aus von Hammers Geschichte der schönen Redekünste benutzt haben. Wir haben hier eine weitere Ausführung des oben 5 bildlich ausgedrückten Gedankens. Die Leidenschaft (der Liebe) richtet des Dichters Herz nicht zu Grunde, bietet ihm aber die schönsten dichterischen Gaben, die allein schon dem Leben Werth geben. Von höchster Bedeutung ist der Spruch im Munde des Dichters, der „Herzensirrung zu beachten" und aus eignen Leiden die schönsten dichterischen Spiegelbilder zu gewinnen berufen war. Daß das Herz auch in der Leidenschaft sein Glück finde und in ihrer Bezwingung sich kräftige, wird kaum von ferne angedeutet. Hafis spricht von den Perlen des Gesanges und er bezeichnet das Dichten als Bohren von Perlen. Vgl. von Hammer I, 139. 418. II, 14.

Nach 53 wurde hier nach dem Tode des Dichters der Spruch eingefügt:

> Solcher Bande darf sich niemand rühmen,
> Als wer selbst von Banden frei sich fühlt;
> Und wer heiter im Absurden spielt,
> Dem wird auch wohl das Absurde ziemen.

An einen absurden Stoff darf sich nur wagen, wer selbst von der Macht des Absurden frei ist und heiter, ohne sich daran hinzugeben, darin spielen kann. Das Absurde ist das, was Goethe sonst das

Abgeschmackte, auch das Abenteuerliche nennt und über dessen Verbindung mit dem Schönen, Reinen er in Betreff seiner Helena im Jahre 1800 mit Schiller verhandelte. 1805 schrieb er in den Anmerkungen zu Rameaus Neffen: „Wäre nicht durch die romantische Wendung ungebildeter Jahrhunderte das Ungeheure mit dem Abgeschmackten in Verbindung gekommen, woher hätten wir einen Hamlet, einen Lear, eine Anbetung des Kreuzes, einen standhaften Prinzen?" Der Spruch richtet sich gegen die Romantiker, die das den Geist fesselnde Absurde für das Wahre und Schöne halten. Xenien III, 13 heißt es, zu gelegener Zeit werde auch das Absurde fröhlich. Gegen das Absurde in der neuern Kunst sind auch die Xenien III, 39—42 gerichtet.

55. Vertrauter. Das Gespräch ward nach der erhaltenen Handschrift am 12. Januar 1816 gedichtet, erst in der Ausgabe letzter Hand hier nebst den beiden folgenden eingefügt. Zu Grunde liegt die christliche, auch von Mahomet aufgenommene Vorstellung, daß Gott manche Bitte nicht erhört, weil er weiß, daß deren Gewährung dem Bittflehenden selbst Schaden bringen würde. Vgl. Iphigeniens schöne Rede: „Denn ihr allein wißt, was uns frommen kann u. s. w." (III, 1). Hier sieht der wohlwollende Vorgesetzte darauf, ob das von ihm Verlangte wirklich dem förderlich sei, der es verlangt. Vgl. Antonios Wort im Tasso IV, 4:

> Die wahre Freundschaft zeigt sich im Versagen
> Zur rechten Zeit, und es gewährt die Liebe
> Gar oft ein schädlich Gut, wenn sie den Willen
> Des Fordernden mehr als sein Glück bedenkt.

56. Schlimm ist es, wie doch wohl geschieht. Bedauerlich ist es schon, wenn die Wahrheit dem Irrthum aus Gefälligkeit etwas nachgibt; die dauernde Verbindung beider ist ein Uebel. Die

Personifikation ist ähnlich wie in der zweiten der drei Palinodien (Parabolisch 30) vom Jahre 1814. Vgl. oben 28.*)

57. Wisse, daß mir sehr mißfällt. Im März 1814 äußerte Goethe gegen Riemer: „Die Menge der Dichter ist es, die die Dichtkunst herabbringt in Ansehen und Wirkung", wozu Riemer Rousseaus Ausspruch im Emile anführt: „C'est l'affluence des hôtes qui detruit l'hospitalité. In anderer Weise heißt es im Prolog zu Deinhardsteins Hans Sachs (1828), der nürnberger Meistersänger gelte noch heute für einen Poeten, wo doch so viele einer des andern Spiel verdürben. V. 3 f. bilden die Begründung der beiden ersten Verse.**)

VII. Buch des Timur.

1. Der Winter und Timur, am 11. Dezember 1814, nach der lateinischen Uebersetzung einer Stelle aus einer arabischen Lebensbeschreibung Timurs. Vgl. S. 33.***) In wortgetreuer deutscher Uebersetzung lautet diese: „Es ist aber in der Geschichte Timurs eine Stelle (die Geschichte wage ich das edelste Gedicht zu nennen), in welcher der Winter mit jenem unbezwinglichen Helden

*) Befragen, hier, wo der Reim zwang, für zur Rede stellen.

**) Reden geht auch auf die Dichter, die nicht zu schweigen vermögen.

***) Nach dem Briefe an Knebel vom 11. muß Goethe an diesem Tage Jena verlassen haben, wohin er Montag (den 13.) zurückkehren wollte. Der Brief ist wohl am frühen Morgen geschrieben, da er noch Antwort von Knebel erwartete. Das diesem geschickte curiosissimum wird er wohl am vorigen Tage gedichtet haben, wo er auch das Lied Offenbar Geheimniß schrieb.

redend eingeführt wird. Es ging aber um jene (illos) der Winter mit seinen heftigen Winden und streute unter sie seine Kies ausstreuenden Hauche; und er ließ gegen sie seine kalten Winde los, die einander entgegenhauchten; und er gab ihnen Gewalt über sie (eos) mit seinen rauhen (gelidis) Stürmen, und stieg in dessen (Timurs) Rath nieder und ihn anfahrend sprach er: „Langsam, o Unglücklicher, und leise trete auf, o ungerechter Tyrann! Wie lange noch wirst du der Menschen Herzen mit deinem Feuer verbrennen und die Leber mit deiner Hitze und Glut entzünden? Wenn du eine von den Seelen der Unterwelt bist, so bin ich die andere der Seelen; und wir sind Greise, die ununterbrochen mit der Unterjochung von Gegenden und Sklaven beschäftigt sind, und die Gestirne (Mars und Saturn) sind in ihrer Verbindung am verderblichsten. Wenn du auch Seelen tödtest und die Lüfte kalt machst, aber meine rauhen Lüfte sind kälter als du: oder wenn in deinen Haufen (Soldaten) sein sollten, welche die Gläubigen mit Martern (suppliciis) quälen, stoßen, schlagen, aber in meinen Tagen ist unter Gottes Beistand das, was mehr quält und schlägt. Und bei Gott! dir schenke ich nichts. Nimm also das, was ich dir bringe; und bei Gott! nicht wird dich schützen (defendent), o Greis, vor des Todes (leti) Kälte der Kohlen Glut auf dem Herde noch im Monat Dezember Feuer." Der Dichter hat mit möglichster Treue und bezeichnender Knappheit übertragen. Sein beliebtes so muß einleiten, wie in seiner Quelle aber (autem). Die unbestimmte Bezeichnung jene ist in sie verändert, statt des wiederholten und die asyndetische Verbindung gewählt. Nach V. 8 stände besser Punkt.*) Daß das Gedicht eine Uebersetzung sei, was längst be-

*) Neu sind V. 4 f. einhetzen statt loshetzen, V. 7 das schöne frostgespitzt. V. 30 f. erwartete man vor Todeskälte beschützen.



kannt war, übersah Goedeke, als er es geradezu auf Napoleons russischen Winterfeldzug gemacht glaubte, nur der Name Timur sei „eingefügt“ worden.

2. An Suleika, zu Wiesbaden am 27. Mai 1815 gedichtet. Die spätere Ueberschrift des von süßem Wohlklang erfüllten Liedes ist ungehörig. Vgl. S. 194. Zu dem dünnen vom Geliebten geschenkten Fläschchen Rosenöl, das der Geliebten zu ihrer und des Liebenden Freude Wohlgeruch spendet, mußten unzählige Rosen geopfert werden, worüber dieser sich eben so leicht hinwegsetzt wie Timur über den Mord unzähliger Menschen. Wie unendlich viele Rosen zu einem Fläschchen Rosenöl erforderlich seien, wußte Goethe aus Chardin. Vgl. seine Aeußerung an Riemer oben S. 87. — Bulbuls Liebe zu der Rose gehört zu den lieblichsten und beliebtesten Bildern der persischen Dichtung. Goethe fand Genaueres schon bei Jones. Zu dem Worte des Hafis: „Bulbul hört von der Rose Freudenkunde“ (Elif 7) bemerkt von Hammer, die persische Nachtigall Bulbul sei von den unsrigen durch Gestalt, Farbe und Gesang verschieden. Sonst heißt sie bei Hammer immer Bülbül (I, 138. 419. II, 110. 286); an der letztern Stelle wird noch eine andere Nachtigallart Hasar erwähnt.*) Die Rosen werden schon als Knospen abgepflückt, ehe noch die Nachtigall von der entfalteten Blume angezogen worden. Vgl. von Hammer I, 171. II, 513.

*) Ruch, ältere Form für Geruch, wie VIII, 18, 11 Schmack für Geschmack. — V. 11 war Lieben Druckfehler, den auch die Ausgabe letzter Hand noch nicht beseitigte. — V. 12 schrieb man erst nach Goethes Tod Seelerregenden statt des gewähltern Seeleregenden. Der Dichter bevorzugt die einfachen Zeitwörter. So braucht Goethe (römische Elegien 3, 4) kranken für erkranken, in dem Liede „Es rauschen die Wasser“ in Jery und Bätely wegen für bewegen.

VIII. Buch Suleika.

Der Vorspruch ist ein Distichon von Sultan Selim I. bei Diez, dessen Uebersetzung dieser gegen von Hammer ausführlich vertheidigte, mit dem Bemerken, die Sonne sei der beim Erwachen vor ihm erscheinende schöne Jüngling, der schöner gewesen als das im Traume gesehene Bild. Goethe deutet in dem auf vier Verse vertheilten Spruche an*), daß die Geliebte sein Ideal übertroffen habe.

1. Einladung, am Silvesterabend 1814 gedichtet, eine hübsche, durch den Jahreswechsel veranlaßte Ausführung des Wortes des Hafis am Ende des ersten Liedes (Elif 1):

> Wünschest du Ruhe, Hafis,
> Folge dem köstlichen Rath:
> Willst du das Liebchen finden,
> Verlaß die Welt und laß sie gehn.

Vgl. S. 35.**) Statt in gespannter Unruhe Glück von der Zukunft zu verlangen (VI, 2), mußt du dich mit mir von der Welt zurückziehen und deine innere Welt walten lassen, den Lauf der Zeit vergessen. Und so schließt er mit dem Wunsche, daß nur die Geliebte ihm bleibe; sie sei sein Allerliebstes, da sie dieses (das Allerliebste) mit sich bringe und ihm gebe.***) Vgl. Goethes zweite rö-

---

*) Am Ende des zweiten hat er Schlaf statt Schlafe gesetzt; man erwartete darnach auch im dritten erwacht.

**) Dort sind Z. 11 die Worte Charbin und zu streichen.

***) Was folgt, die Zukunft, die nicht hinreißt, der wir nicht sehnsüchtig entgegenharren. — Was vergangen, die Vergangenheit, die nicht hangen bleibt, an die wir nicht zurückdenken, vielmehr ganz allein der Gegenwart genießen.

mische Elegie V. 15 ff. Von Loeper findet hierin sonderbar, und um so sonderbarer, als das Lied das Buch Suleika eröffnet, die Aufforderung des Dichters, ihm in seine ewige, von der Zeit unabhängige Welt zu folgen. Demnach sieht er in V. 5 f. die Entsagungslehre, das „Aufgeben der Existenz, um zu existiren", was Goethe am 24. Mai 1814, aber in ganz anderm Sinne, als das ganze Kunststück des Menschen bezeichnete. Dabei wird übersehen, daß das ganze Gedicht an die Geliebte gerichtet ist; denn die V. 11 ff. Angeredete muß auch V. 2, 4, 7 gemeint sein. Nur so schließt es sich zu einer Einheit zusammen.

2. Daß Jussuf von Suleika entzückt war, zu Eisenach am Abend des ersten Reisetages, am 24. Mai 1815, gedichtet, der künftigen Geliebten gewidmet, die er Suleika nennen will. Vgl. oben S. 245.*) Lange hat er auf die künftige Geliebte geharrt**), die ihm schon jetzt feurige Liebesblicke schickt und ihn liebt (natürlich im Traume, wie Suleika den Jussuf), später ihn beglücken wird, wo er sie dann als Suleika preist und verewigt. Bei Jussufs frischem Jugendalter und reizender Schönheit war es natürlich***), daß Suleika diesen liebte, dagegen ist es ein außerordentliches Glück, wenn eine jugendliche feurige Suleika ihm, dem ältern Manne, zu Theil wird. Seines Alters wird nicht ausdrücklich gedacht, aber die feurigen Jugendblicke deuten sehr hübsch auf den Gegensatz hin.

---

*) V. 6 muß lang statt lange gelesen werden. Der Vers ist trochäisch-daktylisch, wie 1, 7 f., die übrigen jambisch-anapästisch. Der kleine Vers 2 ist bezeichnend. Eigen reimt auf V. 1 nach zwei Reimpaaren erst V. 6 und zwar ist es ein gleicher Reim.

**) Einen erharren, auf einen harren. Anders steht es IX, 24. 1.

***) Ist keine Kunst, nach gewöhnlicher Redeweise. — „Jugend hat Gunst" ist sprichwörtlich.

3. Da du nun Suleika heißest, unmittelbar nach 2 gedichtet.*) Für sich nimmt er den Namen Hatem in Anspruch, unter dem ihn die Geliebte feiern möge. Er will sich mit diesem Namen nicht etwa dem durch seinen großen Reichthum und seine Freigebigkeit sprichwörtlich gewordenen Araber Hatem Thai (vgl. Hammers Hafis II, 386. 427. 435. 445) noch dem durch seine Gedichte zu großem Wohlstand und vornehmen Leben gelangten Hatem Zograi**) gleichstellen, sondern nur darauf hindeuten, daß er am Empfangen und Geben große Freude habe, was er dann am Schlusse auf gegenseitigen Liebesgenuß bezieht. Unrichtig läßt von Loeper Goethe sagen, er wolle zwischen beiden Hatems die Mitte behaupten.***)

4. Nicht Gelegenheit macht Diebe, am 12. September 1815 in Frankfurt gedichtet, das erste an Mariannen gerichtete Lied, welches das dichterische Liebesspiel begann. Vgl. S. 57.†) Inniger Ausdruck des Gefühls seiner Liebe und der ihm gewissen Gegenliebe. Er geht von einem deutschen, freilich ähnlich auch bei den Arabern sich findenden Sprichworte aus, indem er an die Verse des Hafis anknüpft (Lam 6):

> Du stahlst mein Herz, von selbst geb' ich die Seele dir.
> Ich gebe gern; was thut es des Einsammlers noth?

*) Auf acht trochäische Verse folgen zehn jambische, von denen der erste und dritte sechsfüßig sind, die übrigen zwei Füße weniger haben.

**) Hier muß eine Verwechslung zu Grunde liegen; denn Zograi kommt als Name nicht vor und der berühmte Gelehrte und Dichter Thograi, dessen gesammelter Reichthum ihm zum Verderben wurde, heißt nicht Hatem.

***) Sankt-Georgen-Ritter. In Baiern bestand seit den Kreuzzügen ein Georgenorden, der aber verfiel; 1729 wurde er wieder hergestellt, 1778 erneuert. Der russische 1796 gestiftete Orden des heiligen Georgs ist rein militärisch. Noch jünger ist der hannöversche.

†) V. 1 muß es Der statt Die heißen, wie auch ihn V. 5 zeigt. Auch der

V. 4 deutet auf das höhere Alter des Dichters, der so viel geliebt, V. 6 darauf, daß das Glück der Liebe des Lebens höchster Werth sei.*) — Str. 3. Aber neues Leben und wahres Liebesglück leuchtet ihm aus ihrem Auge entgegen. Dem im Finstern leuchtenden Karfunkel wird Wunderkraft zugeschrieben, wie der Perle Dschewherif, die Hafis (Ta 35) Karfunkelperle nennt.

5. Hochbeglückt in deiner Liebe. Mariannens Erwiederung, wohl sofort dem Dichter nach Frankfurt gesandt. Vgl. S. 57 f. Das herzlichste, genau an das erwiederte Lied anknüpfende Geständniß der sie so sehr beglückenden Gegenliebe. — Str. 1. Ihr höchstes Glück ist es, daß die Gelegenheit sein Herz gestohlen, ja ihn sich selbst geraubt hat. — Str. 2. Wozu aber das böse Wort berauben?**) (Aehnlich sagt Hafis Ta 43: „Dir gehört mein Gesicht; hat es des Raubens wohl noth?") Gib dich mir freiwillig; denn ich wünschte, daß nicht die Gelegenheit, sondern ich selbst dich bestohlen hätte. — Str. 3. Aber dafür wird er auch belohnt, sie schenkt sich selbst ihm ganz, alles, was sie hat, selbst ihre Ruhe und ihre volle Jugend, auf die das reiche Leben eben so leise hinweist, wie Hatem V. 3 f. auf sein Alter hingedeutet hatte. — Str. 4, 1 f. erwiedert auf Str. 2, 3 f., wie die beiden letzten Verse auf den Schluß von Hatems Lied. — Scherze nicht lehnt freundlich ab. — Jedem, dem höchsten, wie man um jeden Preis sagt.

Wohlklang kann hier Die statt Der (vor mir) nicht entschuldigen. V. 12 hat die Ausgabe letzter Hand die Form erneuertes eingeführt (vgl. oben S. 222**), welche die Ausgabe in vierzig Bänden wieder fallen ließ.

*) Ursprünglich hatte Goethe V. 6 Werthes statt Lebens geschrieb was vielleicht nur auf Druckfehler beruht.

**) Statt Und V. 5 würde man lieber Doch lesen, aber auch Goethe bra cht das unbestimmt anknüpfende und häufig beim Gegensatz. Vgl. unten 17, 41. 18, 22. 25, 10. Krummacher bemerkte in der Schrift „Das Wörtlein Und", daß ieses alle andern Bindwörter vertreten könne, so auch aber, dennoch.

6. Der Liebende wird nicht irregehn. Gedruckt im Mai oder Juni 1818 im Divan. Die Liebe hat ihn recht geführt. Nach Saadis Rosenthal am Schlusse des achten Buches (über Liebe und Jugend): „Wirst du jemand recht lieb haben, so wirst du dein Herz zu ihm wenden und deine Augen vor allen andern Dingen in der Welt zuschließen. Wenn Leile und Medsnun sollten wieder aufstehn und das Lieben vergessen haben, so würden sie aus meinem Buche die Kunst zu lieben wieder lernen.“ Des letztern Ausspruchs gedachte auch Herder 1792 in den „rhapsodischen Gedanken, Spruch und Bild, insonderheit bei den Morgenländern“.

7. Ists möglich, daß ich, Liebchen, dich kose. Gedruckt zugleich mit 6. Sein Glück ist so groß, daß es ihm unmöglich scheint, wie alles vollendet Schöne. Sehr hübsch spricht er die Anmuth von Suleikas Liebe durch die Hindeutung auf die Rose, die Herrlichkeit ihrer Stimme (die Geliebten des Hafis singen nicht), durch den Preis der Nachtigall aus. Ueber die Verbindung von Rose und Nachtigall S. 314. Die Verse Dschelal-ed-din Rumis:

> Die Nachtigall umfaßt nicht das Bild der Rose,
> Die Phantasie umfasset nicht die Rose.

lernte Goethe erst später in Hammers Uebersetzung kennen. Absichtlich sind die beiden letzten verschränkt auf die beiden ersten reimenden Verse um einen Fuß kürzer, da sie das frohe Staunen durch einen sich von selbst aufdrängenden lieblichen Vergleich erklären.

8. 9. Als ich auf dem Euphrat schiffte. Dir zu deuten bin erbötig, am 17. September 1815, am Tage vor der Abreise von der Gerbermühle gedichtet. Vgl. S. 59. Bettinens phantastisches Lügengewebe tritt hier in das hellste Licht; denn sie wollte der Welt weis machen, das Gedicht sei durch ihren erdichteten Brief

vom 18. Juli 1808 veranlaßt worden, in welchem sie die darauf bezüglichen Stellen unserm Gedichte nachgebildet haben muß. Die Veranlassung bot wohl folgende Stelle Herbelots unter Schahkwheran. „Der Verfasser von Zoudam almulk sagt, daß Khosroes Parwiz, als er einen Ring von sehr hohem Werthe verloren hatte, der in den Fluß Tigris gefallen war, ihn durch diesen Stein wieder erlangt habe, den er an eine Kordel befestigte und in das Wasser desselben Flusses herabließ." Von Hammer führt die Stelle zu den Worten seines Gedichtes Schirin (II, 1, 79) an: „Die Perle Schahdschewer, mit der man in dem Dunkel die Perlen fischet." Goethe nahm daraus bloß den Verlust eines Ringes durch den Fall in einen Fluß; er setzt statt des Tigris den Euphrat und läßt Suleika dies von dem Ringe, den sie von seiner Hand erhalten, nur träumen. Sie bittet Hatem um Auslegung des kurz beschriebenen Traumes.*) Die Zeit des Traumes ist eben so glücklich beschrieben, als der Ort durch den Baum, den sie vor ihrem Schlafzimmer bemerkt, und höchst geschickt der Dichter als Weissager in Anspruch genommen. Ganz verfehlt scheint mir Hermann Grimms Vermuthung, V. 7 habe ursprünglich „Sag, Poete, sage, Goethe" gelautet. Statt des treffend alliterirenden „Sag, Prophete, sag, Poete", erhielten wir eine ganz unsymmetrische, nichts weniger als wohlklingende Fassung, abgesehen davon, daß der Dichter hätte hier Goethe gestanden, trotz des vorletzten Reimes auch hier Hatem, wie unten 25, gesetzt haben würde. Auch müßte dann an die Stelle des Euphrats der Main treten, wozu aber wieder das östliche Lokal 9 Str. 3 nicht stimmen würde. Die Erwiederung

*) Fingerab, eine schöne Neubildung, wie Goethe auch flutwärts, niederab u. a. wagte, im zweiten Theil des Faust meerab, felsenab, himmelan, hafenein u. a.

bezieht sich glücklich auf die Fahrt des Dogen von Venedig mit dem Bucentaur am Himmelfahrtstage, wo er sich durch das Versenken eines Ringes mit dem Meere vermählte. So deutet ihm der Traum darauf, daß er ewig mit dem Flusse, der Terrasse und dem Haine bei der Gerbermühle*) verbunden bleiben, ewig hier der Liebe Suleikas sich erfreuen werde. Wenn der Dichter sich Str. 3 als Kaufmann darstellt, so stimmt dies ganz zum orientalischen Kostum. Vgl. I, 1 Str. 4. IV, 7. Seltsam, wie von Loeper in diesen Karavanenreisen nach Indien und von Damaskus (dem Ausgangspunkt der Karavanen, die nach Mekka ziehen) nach dem rothen Meere ein Symbol für des Dichters Reisen in Deutschland und seine Rückreise in die Heimat sehn konnte. Es ist ja hier von weiten Karavanenreisen kreuz und quer, nicht von einer Hin- und Rückreise die Rede. Hatem wohnt nicht am rothen Meer, sondern am Euphrat.

10. Kenne wohl der Männer Blicke, erst am 12. Dezember 1817 gedichtet. In Hatems Blicken allein spricht sich treue, innige Liebe aus, die Suleika daraus entgegenleuchtete, als er sie zum erstenmal in vollem Schmuck sah, und sein Blick hält sie auf ewig ihm verbunden.**) Die Blicke der andern Männer suchen nur ihre

---

*) Vgl. oben S. 125 und die Verse unter Rhein und Main:

Zu Erinnerung des Flusses,
Der Terrasse, dieses Hains. —
Als im schmucken Haus und Hain
Festlich Elfer überfloß.

**) Nach gefallen V. 10 ist statt des Punktes Komma zu setzen, wie ich schon in der ersten Ausgabe bemerkt habe. Von Loeper wählt, ohne die Aenderung anzudeuten, Semikolon, und nimmt das doppelte seh' ich für ich seh', wodurch der Zusammenhang verloren geht. Der ursprünglich richtig nach Erde V. 14 stehende Punkt ist, wie ich gleichfalls früher bemerkt, in der Ausgabe letzter Hand zu Semikolon geworden, was von Loeper, ohne Angabe der ursprünglichen Lesart, beibehalten hat.

Liebe auszusprechen. Vor „Ich begehre“ ist eigentlich „Ein anderer:“ zu denken. Das der gewöhnlichen Rede angehörende „und was sonst ist“, bricht die Anführung, was wohl die Blicke der Männer zu sprechen scheinen, wie ein et cetera ab, doch so, daß es dieses als allgemein den Mädchen bekannt darstellt. Solche Blicke können Suleika nicht rühren, da sie weiß, daß nichts dahintersteckt, dagegen spricht aus Hatems Blicken das volle Geständniß, daß diejenige, welche er liebt, ihm alles übrige, wie schön es auch sein mag, überstrahlt*) und er, wenn er sie gar in dem ihre Schönheit in vollem Glanz zeigenden Schmucke sieht, in ihr das höchste Wunder erblickt, das ihn erstaunen macht, ihn erquickt, ihn wie Heil und Segen anweht, ihm die höchste Gesundheit verleiht, aber ihn zugleich erkranken läßt, da wahre Liebe höchste Lust und Leid schafft, wie es bei Hafis (Mim 14) heißt: „Ich bin nur durch den Freund gesund und krank.“ Als er einmal Suleika im Schmucke gesehen **), erwachte sehnendste Liebe in seiner Brust und sein Lächeln zeigte, daß er in ihr die Erfüllung seiner Herzenswünsche gefunden. Und noch immer liest sie in seinen Augen das Seelengeständniß unvergänglicher Liebe.

11. Gingo biloba. Dieses Baums Blatt, der von Osten, in Heidelberg am 26. September 1815 gedichtet und am folgenden Tage an Rosalia Städel gesandt. Vgl. S. 57. 66.***) — Von

*) Seh' ich steht offenbar für mag ich sehn. V. 11—14 führen gerade das sonst näher aus, indem sie neben Rose und Lilie (vgl. I, 12) den sonstigen Schmuck der Gärten hervorheben, den die Erde heraufsendet. So führt einzelnes von der Zier und Ehre der Gärten an.

**) Da, unbestimmte Angabe des Augenblicks. Man möchte So vermuthen, das jedenfalls hier den Vorzug verdiente.

***) In der Abschrift, die Goethe an Creuzer sandte, stand V. 5 er statt es. Da Creuzer gar nicht wußte, was er aus dem Gedichte machen sollte (vgl. Aus dem Leben eines alten Professors S. 111), so kann die Erzählung Partheys über Creuzers Unterredung mit Goethe, die Creizenach in der zweiten Auflage S. 71

Osten. Der japanische Baum stand im Schloßgarten zu Heidelberg. — Wie's, so wie es (geheimen Sinn zu kosten); einfacher wäre was. — Eins und doppelt, für mich und mit dir zur Einheit verbunden. Von Loeper führt das Wort des Hafis (Ta 77) an, „wie ich und er (der Freund) nur eines ist“.

12. Sag, du hast wohl viel gedichtet, am 22. September 1815 zu Heidelberg gedichtet. Vgl. S. 63 f.*) Hatem erwiedert neckisch auf die eifersüchtige Frage der Geliebten, er habe wohl viele zierlich geschriebene und gebundene Lieder frühern Geliebten gesandt: alle seine Liebeslieder hätten nur Suleikas unendlichen Reize vorgedeutet. Hatem hat eben Suleika einen Band Liebeslieder überreicht, dessen Schönheit sie Str. 1, 3—5 bezeichnet. Die Morgenländer verwenden große Sorgfalt auf das Aeußere ihrer Bücher, wie denn nach einer Aeußerung Goethes das Schönschreiben bei ihnen das Singen gewissermaßen vertritt; nicht allein ist die Schrift zierlich und rein, sondern Blätter und Ränder mit mannigfaltigen Zierraten und Malereien von goldener, rother, blauer und grüner Dinte geschmückt, der Schnitt golden oder sonst verziert, der Einband kostbar, mit metallenen Schlössern oder seidenen Bändern versehen. Vgl. unten 18.**) Goethe selbst, der dies bei Char-

---

gibt, nicht richtig sein. Ein Versehen von Loepers ist es, wenn er S. 383 Creuzer das Gedicht mit dem Divan übersenden läßt. Das Richtige gibt er selbst S. 128.

*) Im ersten Druck stand Str. 1, 1 gedichtet? 2 f. gerichtet? — Schöngeschrieben, deine Hand, Str. 2, 4 f. Moschusduftend Lockenschlangen, Augenwimpern reizumhangen. Nach Str. 2, 3 fand sich Punkt. Mit V. 4 tritt eine andere Verbindung ein, da statt von (V. 3) der Ausruf angewendet wird. Am besten würde man zur Andeutung des Wechsels nach Str. 2, 3 Gedankenstrich setzen.

**) Manchen Band (wie diesen) faßt das „schöne Schrift — lockend“ noch einmal zusammen. — Zierlich lockend bezeichnet bloß die das Auge erfreuende Zierde.

din berichtet fand. hatte manche morgenländische Handschriften gesehen und gerade damals bei Paulus sich in Nachbildung der Schrift derselben versucht. — Str. 2, 1—6 gesteht er, daß ihm manche Gefahr von hoher Frauenschönheit gedroht, aber er hat diese nur geahnt, bis sie ihm wirklich in Suleika erschienen. — Mächtig hold. Vgl. III, 18, 9 f. — Wimpernpfeilen. So sagt Hafis (Mim 63); „Verwunde nicht mein Herz mit Wimperpfeilen!" und auch sonst spricht er vom Pfeil, vom Todespfeil der Wimpern (I, 50. 99. 154), ja er schreibt den Wimpern Dolche und Spieße zu (II, 86). Auch Faust in der Helena gedenkt der „Pfeile auf Pfeilen", die ihn von Helenas Schönheit treffen. — Lockenschlangen. Hafis braucht so Schlangenlocken, redet von den Ketten der Locken (Ja 11), der Haarangel, des Haares Stricken (Dal 37. 39). Vgl. unten 25, 3.

13. Die Sonne kommt! Ein Prachterscheinen! gleichzeitig mit 12 gedichtet auf den von Mariannen erhaltenen Sonnenmondorden. Vgl. S. 58. 63. Eine ähnliche Frage wie 8. Die von dem Mond umklammerte Sonne ist nicht bloß ein Sinnbild der dem Sultan zur Seite stehenden Helden, sondern auch des Glückes ihrer innigen Herzensliebe. Er freut sich, daß sie sich wieder zusammengefunden, und bittet neckisch die Geliebte, ihn zu umarmen, mit Hindeutung auf die gangbare Bezeichnung des Geliebten als der Sonne, der Geliebten als des Mondes. Vgl. zum Vorspruch S. 315. Hafis nennt die Geliebte häufig Mondgesicht, wie auch Goethe selbst unten 44, 10. Vgl. S. 352 ***.

14. Komm, Liebchen, komm, umwinde mir die Mütze! am 17. Februar 1815 gedichtet. Die Geliebte möge ihm das Haupt mit Musselin umwinden; dann dünkt er sich so groß wie der Kaiser selbst. Zu dem Verse des Hafis (Ra 1): „Kopf und Dulbend gehn beide verloren", bemerkt von Hammer: „Dulbend, der Muslin,

den die Moslimen um ihre Kopfbedeckung winden, woher das deutsche Turban." Diez berichtet, unter Dulbends seien die feinen Musseline zu verstehn, welche um die Mütze gewunden würden, wozu jeder Vornehme einen eigenen Diener (Dulbendschi) habe. Davon verschieden ist das auch von Hafis (Dal 137) erwähnte Bendi kulah, das mit Juwelen und Perlen besetzte Haubenband. Vgl. I, 5 Str. 1. Der Dulbend ist ihm dann nur schön, wenn er von der Geliebten gewunden wird; dann weicht er nicht dem größten Fürsten Persiens (Iran), Abbas II, der „sich, wie Peter und Friedrich den Namen des Großen verdiente" (Goethe), nicht Alexander dem Großen und seinen Nachfolgern („jenen andern"), die sich mit der Tiara schmückten, nicht dem Kaiser, dessen mit Juwelen und Perlen geschmückten Dulbend man Krone nennt. Die Krone gehört den europäischen Fürsten an und unser Dichter deutet hier auf westliche Zustände. Freilich ist Krone ein stolzer Name; mag aber auch das Auge von Juwelen und Perlen entzückt werden, der Dichter liebt vor allen den Musselin, und so möge die Geliebte den reinen, silbergestreiften ihm um die Stirne winden; dann verlangt er nach keiner andern Hoheit: und sieht sie ihn nur an, so fühlt er sich so groß wie der Kaiser selbst.*)

15. Nur wenig ists, was ich verlange, am 17. März 1815 begonnen, gerade zwei Monate später vollendet. Wahrscheinlich gehören dem März die ersten fünf Strophen an. Der durch die Liebe beglückte Dichter möchte mit den allerreichsten Schätzen die Geliebte beschenken, doch fühlt er, daß alle diese Güter ihr kein

*) Die erste Ausgabe las hier Tulbend. Olearius hat die Form Tulband. — Juwel und Perle! sei das Aug' entzücket! Da sind freilich Juwelen und Perlen; möge immer das Auge sich ihrer hoch erfreuen. Man darf nicht das Ausrufungszeichen nach Perle zu einem Komma erniedrigen. — Mir ist sie geläufig, ich genieße sie beständig. — Ueber die Vergleichung mit dem Kaiser vgl. 44, 1 f.

Glück zu verleihen vermöchten, nur den Blick verwirren würden, das höchste Glück allein in der das Gemüth beseligenden Liebe liege. Goethe las dieses Lied am 7. August Boisserée 1815 vor (vgl. S. 52 f.), zwei ähnliche kürzere drei Tage früher (vgl. S. 49 f.). Das morgenländische Kolorit thut dem reinen Ausdruck des Gefühls keinen Abbruch, hebt es vielmehr schwungvoll. — Die beiden ersten Strophen bilden die Einleitung. Nur wenig verlangt er, da die Liebe sein ganzes Glück ist, jeden seiner Wünsche befriedigt. Wie Hafis, sitzt auch er in der Schenke, wo er der ihn schon so lange erfreuenden Geliebten gedenkt (vgl. IX, 1), wie in seinem beschränkten Hause, wo er jetzt weilt. — Str. 3 f. Daß alle Welt ihr dienen soll, ja selbst das stolz gebietende Heer, entspricht mehr dem deutschen als dem morgenländischen Sinne; stehen ja die deutschen Ritter im Dienste der Frauen, wie dies Goethe in der Helena des Faust so schön ins Leben gesetzt hat. — Timurs Reiche. Timur nannte sich Herrscher über drei Welttheile. Neben Edelsteinen werden die süßesten Früchte und unzählige liebliche Gedichte auf schönstem Papier genannt.*) — Vortrefflich ist die Wendung,

*) Badakschan, persische Provinz am Oxus, deren Gebirge die feurigsten Rubine bringen, welche von ihnen ihren Namen haben. Olearius nennt so eine Stadt der Landschaft Chetlan, während die Hauptstadt Badakschans Balch genannt wird. Hafis sagt Nun 26, der Rubin komme in Bedachschan aus Steinen heraus. — Das hyrkansche Meer, das kaspische Meer, an dem alten Hyrkanien (den Provinzen Manzanderan und Tabarestan). Die schönsten Türkisse brachte aber nicht dieses Meer, sondern ein Berg bei der dortigen Stadt Nisabur, dessen Türkisse dem König gebracht werden mußten. Goethe hat sich hier absichtlich eine Aenderung erlaubt. — Die Stadt Bokhara wird ihrer auch im Winter dauernden Wärme wegen Sonnenland genannt, indem die ganze nähere Umgebung der Stadt dazu gedacht wird. Berühmt sind die dortigen Datteln, Pflaumen, Aprikosen und Melonen, die getrocknet ausgeführt werden. — Samarkand, östlich von Bokhara, war wie dieses und Balch, durch sein Papier berühmt, wie Chardin bemerkt.

daß er dasjenige, was er weiter aus allen Theilen der Welt durch Karavanen ihr zuführen lassen will, ihr in seinen eben erwähnten Gedichten beschreiben will, Str. 5—9. — Die Insel Ormus beim Eingange des persischen Meerbusens ist der Sitz des ausgebreitetsten Handels. — Das Land der Bramanen, Indien, war schon im Alterthume durch seine Seiden- und Baumwollenzeuge berühmt; auch die neuern Perser hielten die indianischen Zeuge wegen ihrer Feinheit und der Dauerhaftigkeit der Farben für die besten. Dort liegt auch in Bengalen der Marktflecken Soumelpour; bei diesem fließt der Gouel, aus dessen Sande man nach Tavernier die Diamanten durch Waschen oder Schwingen in Körben gewinnt.*) — Die Diamanten bringen den Dichter auf die in gleich hohem Werthe stehenden Perlen, und somit zum persischen Meerbusen zurück. Nach Chardin werden Perlen im ganzen persischen Golf, besonders bei der Insel Baherin, gefischt, wobei die Taucher oft eine halbe Viertelstunde unter dem Wasser bleiben; die größten hat sich der König vorbehalten. Auch Tavernier nennt den persischen Golfo in dieser Beziehung.**) In der Nähe des persischen Meerbusens, nahe der Mündung des Euphrat, liegt Bassora (Basrah), ein berühmter Handelsort, wohin die Engländer und Holländer die Gewürze Indiens bringen. Große Karavanenzüge führen die dort eingetauschten Waaren nach den westlichen Handelsstädten. — Str. 10 bildet den auch durch treffende Kürze bezeichnenden Abschluß. — Kaisergüter, weil das Beste dem Kaiser vorbehalten bleibt, dem sich Hafis mehrfach entgegenstellt. Vgl. zu 16.

---

*) Erde, Grus, Gerill (neben Gerülle, Geröll) und Geschiebe bezeichnen die verschiedenen Arten der mehr oder weniger losen Erdgemenge.

**) Divan heißt jede Versammlung. Hier sollen die vorzüglichsten Kenner die besten auswählen und ihre Durchbohrung und Anordnung bestimmen. Vgl. X, 4, 5. 12.

16. Hätt' ich irgend wohl Bedenken, gleichzeitig mit 14.*) Den schönsten Besitz möchte er gern der Geliebten zuwenden, aber leider ist er nur ein Bettler. Dem launigen Gedichte liegt der Anfang einer der ersten Ghaselen des Hafis (Elif 8) zu Grunde:

> Nähme mein Herz in die Hand der schöne Knabe aus Schiras,
> Gäb' ich fürs Maal Samarkand und Buchara,

nebst der Anekdote, Timur habe, als er Fars erobert, den Hafis darüber zu Rede gestellt, wie er sich habe unterstehn können, zwei der herrlichsten Städte seines Reiches feil zu bieten, aber durch seine Antwort, die verschieden berichtet wird (von Hammer I XVII und 13 Anmerk.) habe er sich die Gunst des Welteroberers gewonnen. Goethe beachtete nur die zuerst von Hammer berichtete Antwort: „Herr der Welt, betrachte nur den Verschenker, und du wirst ihm verzeihen, in dieses Netz gefallen zu sein.“ Auch hier tritt das Glück des Liebenden ungemein reizend hervor, der dem Kaiser gern seine Herrlichkeit und Weisheit läßt gegen das, was er, der Bettler, in seinem Mädchen besitzt. Vgl. oben 5, 13 f.**) Was Goethe in den Noten über seine Bettlerrolle in unserm Buche sagt, trifft nicht ganz zu. Hafis bezeichnet einmal (Dal 25) „Liebesbettler“ als „Monarchen ohne Kronen, ohne Thronen“, ein andermal (Ta 23) will er lieber der Freundin Bettler als Fürst sein. Aehnlich Nun 12, Ja 44. Auch sonst stellt er sich als Bettler dar (Dal 100. Ta 12. Ra 10).

---

*) Der erste Druck begann V. 2 Bochara und. Die Ausgabe letzter Hand schrieb Balch, Bochâra, weil die zweite Silbe von Bochara lang ist, wogegen sie V. 14 des vorigen Gedichtes nicht änderte. Erst nach dem Tode des Dichters ward in beiden Stellen die Form Bokhara eingeführt.

**) Rausch und Tand ist keine Hendiadys für Rauschtand (?), wie von Loeper meint, sondern wir haben nur zwei verschiedene bildliche Ausdrücke der Nichtigkeit.

17. *An Suleika*, redigirt am 21. Juli 1815. Vgl. S. 54 f.*) Die Entrüstung darüber, daß die Geliebte an der von ihm geschenkten Perlenkette ein Bild des Gekreuzigten trägt, wird durch die Allgewalt der Liebe aufgelöst, die sich gefallen läßt, an Suleikas Herzen auch seinen Glauben an den einen Gott zu verleugnen und sich die abgeschmackte Verehrung des Gekreuzigten gefallen zu lassen. — Str. 1 f. Als Zeichen seiner Herzensliebe hat er ihr die Kette geschenkt, sie aber kommt ihm nun mit dem unsinnigen Kreuze.**) — Str. 3. Wie kannst du ein solches Kreuz, eine „*ganz moderne Thorheit*", mir hierher bringen, daß ich es etwa besingen soll. — *Nach Schiras*, wo es fremd ist. Auch bei Hafis kommen Christenknaben als Geliebte vor. Der Dichter versetzt sich nach Schiras. Sein Spott trifft die katholischen Romantiker, wie Werner, den Dichter des *Kreuzes an der Ostsee*, der sich eben zum Empfang der Priesterweihe vorbereitete und seinen tiefen Schmerz dem Dichter ausgesprochen hatte, daß Gott ihn von Goethe scheide. — Str. 4—7 führt aus, wie von Abraham bis auf Mahomet herab die Einheit Gottes allgemein anerkannt worden. — Bei *Abraham* schwebt vielleicht die talmudische Erzählung vor, wie dieser die Götzen seines Vaters zerschlug und Nimrod gegenüber den einen Gott des Himmels und der Erde verkündigte (vgl. Herders *Blätter der Vorwelt* II, 4). 1 Mos. 15, 7 verspricht er ihm, seine Nachkommenschaft solle so unzählig wie die Sterne werden. — *Moses* ist in der fernen Wüste (*wüster Ferne*) bloß durch den Glauben an den einen Gott er-

*) In der Handschrift begann V. 18 *Ja durch Laster*, V. 40 *Missethäterbild*, V. 43 *Er verläugnete*, V. 46 stand *in einem*.

**) *Perlenreihen*, von der mehrmals um den Hals geschlungenen Kette. — *Lampendochte*, daß die Erinnerung an den Geber immer ihre Liebe entzündet. — *Den Abraxas seines gleichen*, kühn für *ähnlichen Abraxas*. Ueber Abraxas vgl. S. 210 f.

halten worden. Der Koran gedenkt in ähnlicher Weise des Abraham und des Moses (Sure 19). — David war immer dem Befehl Gottes gehorsam gewesen „ohne in dem Handel mit Uria dem Hethiter" (1 Könige 15, 5). Seiner Sünden gedenken die Psalme. — Einem, dem einen Gotte. — Jesus. Auch hier schwebt die genannte Sure vor, wo die Geburt Jesu erzählt wird. „Das ist nun Jesus, der Sohn der Maria, das Wort der Wahrheit, das sie bezweifeln", läßt Mahomet Gott verkündigen. „Es ziemt sich nicht für Gott, daß er sollte einen Sohn haben." Er erkannte Jesus als einen Propheten an, leugnete aber seine Gottheit und damit die Dreieinigkeit; wer Gott einen Genossen, eine Gattin oder einen Sohn zugeselle, sei ein Götzendiener. Daß Jesus am Kreuze gestorben, verwarf er. Vgl. Oelsner S. 43 f. — Was auch Mahomet gelungen, der Glaube, den Mahomet als Grund seiner ganzen Lehre durchzusetzen vermocht, daß nur ein Gott, dessen letzter und größter Prophet er selbst sei. — Hat er alle Welt bezwungen, hat er sein Volk vereinigt und die Ungläubigen besiegt. — Str. 8. Und nun willst du, daß ich diesen Kreuzgestorbenen als Gott verehre. Wenn ich dir darin folge, so möge mich das Beispiel anderer entschuldigen, die auch durch Frauen zum Abfall vom wahren Gotte verführt wurden.*) — Str. 9 f. Aber eine so starke Zumuthung hat doch keine der Frauen dem Salomon gestellt, wie du mir; denn Isis mit den Kuhhörnern und Anubis mit dem Hundskopfe waren doch noch ganz andere Götter als ein gekreuzigter Mensch. Den biblischen Bericht (1 Könige 11, 1—8) hat Goethe frei ausgeführt. — Str. 11 f. Doch er will nicht besser scheinen, als er wirklich ist;

*) Der Gedanke, daß er wirklich ihrem Verlangen Folge leisten wird, wird in der leidenschaftlichen Bewegung übersprungen. — Prangest, dich rühmen darfst (mich zum Abfall verleitet zu haben).

die Liebe hat ihn seinen einen Gott verleugnen lassen; diese schwere Schuld will er sich durch Kuß und Umarmung erleichtern, die ihn selbst einen Vitzliputzli verehren ließe, diesen so gräßlichen mexikanischen Schlachtengott, den schon das deutsche Puppenspiel kennt.

18. Die schön geschriebenen, zu Heidelberg am 21. September 1815 gedichtet. Vgl. S. 61.*) Eine schwungvolle Widmung der Lieder, zu der ihn Suleika begeistert hat. Etwas Wirkliches liegt nicht zu Grunde; an sein Verhältniß zu Mariannen zu denken ist unmöglich, da er sich hier die Geliebte gegenwärtig denkt, während er Mariannens Ankunft erst in einigen Tagen erwartete und von der Widmung eines Liederbuches um so weniger die Rede sein konnte, als die Zahl der Suleikalieder noch zu geringe war; auch paßt das 22 ff. Gesagte gar nicht auf das erst vor kurzem geknüpfte Verhältniß zu Mariannen. Die eigentliche Veranlassung scheint die Neckerei der Frau Paulus über seine zierliche Nachbildung arabischer Schrift gegeben zu haben, aber diese bildete eben nur

---

*) Den Druckfehler Dichterische, wie die Ausgabe letzter Hand V. 30 statt Dichtrische liest, habe ich bereits in der ersten Auflage bemerkt und ihn in der Ausgabe in dreißig Bänden beseitigt. Die Verse sind von hier an jambisch-anapästisch. Die Worte „Durchreiht — Goldschmuck“ sind in einen Vers zu schreiben, der dem letzten Verse gleich ist. Trochäisch-daktylisch sind V. 10. 12 f. 18 f. 25 f. — V. 13 ist der Punkt des ersten Druckes nach Dasein wieder herzustellen, obgleich ihn von Loeper für einen bösen Druckfehler erklärt; das falsche Komma wurde schon in der vierzigbändigen Ausgabe und auch im zweiten Druck der Quartausgabe verbessert. V. 14—20 ist offenbar Vordersatz. Von Loeper ließ sich dadurch verleiten, daß er Freude des Daseins und Freud' am Dasein für dasselbe hielt und übersah, daß V. 13, wie V. 12, ein allgemeiner Satz sein muß. — In der Ausgabe letzter Hand ward der Absatz vor V. 24 übersehen; die Quartausgabe hat richtiger den Absatz vor V. 22 gemacht; von Loeper ist wieder dem ersten Druck gefolgt. — Nach V. 28 ist statt des Punktes Komma zu setzen. — Irrig ward in der Ausgabe letzter Hand der Punkt nach Goldschmuck V. 32 (von Loeper gibt Ausrufungszeichen) in Komma verwandelt.

den Ausgangspunkt zu dem schwungvollen Liede, mit welchem der Liebende der Geliebten das ihr gewidmete Liederbuch überreicht. — V. 1—8. Du hast oft gelächelt, wenn ich die dir gewidmeten Lieder so zierlich abschrieb, als ob sie solcher Zierde werth wären, aber du hast mir diese Freude gern verziehen. Vgl. oben 12.*) — V. 9—11. Selbstlob ist ja nicht so schlimm, wie es das Sprichwort macht (vgl. V, 13), für die Freunde ist es ja annehmlich, wie es uns selbst schmeichelt.**) — V. 12—21. Große Freude bietet jedem Menschen schon das Gefühl des Daseins, größer ist die Freude, welche in der Freude am Dasein selbst liegt, d. h. wenn dasjenige, was unser besonderes Dasein uns bringt, uns Freude macht. Aber die höchste Wonne empfindet der Dichter, bemerkt er Suleikas Liebesleidenschaft, deren Aeußerung er sofort erwiedert, so daß das heiterste Liebesspiel das beglückte Paar ergetzt.***) — V. 22 f. Aber nur zu bald wird er durch Fremde von ihr losgerissen, ihres Umganges beraubt. Es kann hier nur von Handelsgeschäften die Rede sein, die ihn bald mit Europäern bald mit schlauen Armeniern zusammenbringen. Vgl. unten 41, 4. Eine starke Zumuthung von Loepers ist, wenn

---

*) Kühn tritt belächeltest du zwischen die eng zusammengehörenden V. 2 und 4. — V. 5 ff. Er prahlte mit dem Glücke seiner Liebe und dem Gelingen seiner Lieder durch ihre ihn begeisternde Liebe. — V. 8. Lächeltest du auch über meine darin liegende Selbstgefälligkeit, so konntest du sie doch nicht tadeln, da sie so anmuthig sich äußerte.

**) So sagt Homer von einer glücklichen Ehe, sie sei großes Leid den Feinden, aber Freude den Wohlwollenden und den Gatten selbst höchste Wonne (Odyssee VI, 184 f.) — Schmack, nach Luthers Gebrauch, wie Buch VII, 2, 6.

***) Das Ballspiel ist hier nicht gerade als morgenländisch zu betrachten; das Bild, daß man sich gegenseitig den Ball zuwirft, ist echt deutsch. In anderer Art verwenden die morgenländischen Dichter ihr Maillespiel. Vgl. Goethes Noten und Abhandlungen unter Despotie, Hammers Hafis I, S. 430. Diez zum Buche des Kabus 501.

wir mit ihm hier an Goethes Reise nach Heidelberg denken sollen. Dazu kommt man, wenn man alles „realiter“ faßt. — V. 24—29. Aber das Andenken an das reiche Glück ihrer Liebe lebt in ihm fort, er ergießt es in Liedern, die ihn viele Tage, ja ganze Jahre lang die seligen Augenblicke von neuem genießen lassen. — Deiner Verschwendungen Fülle, den Reichthum deiner Gunstbezeugungen (vgl. 22, 13: „Wie sie sich an mich verschwendet“); diese sind die bunte Schnur seines Glückes, welche Suleika aus tausend Fäden geschlungen hat, er aber auseinanderfädelt, um sie einzeln in ihrer Herrlichkeit erglänzen zu lassen. Hiernach läßt Bettine Goethe in einem aus ihrem Kopfe geflossenen Briefe ihr schreiben, er trösle ihre Briefe wie eine buntgewirkte Schnur auf, um deren schönen Reichthum zu ordnen.*) — Zum Schlusse widmet der Liebende Suleika die von leidenschaftlicher Liebe zu ihr ihm entlockten Perlen. Zum Bilde vgl. VI, 53. Diese Perlen sind mit spitzen, feinen Fingern**) ausgewählt und dazwischen in Gold gefaßte Juwelen gereiht. Hafis soll den Wunsch geäußert haben, seine Ghaselen möchten als Perlen an eine Schnur gereiht werden, zum Halsschmuck seiner Zeitgenossen (von Hammer I, XIV). Hammer selbst bemerkt, dessen Verse seien „köstliche Zahlperlen, von Meisterhand gebohrt und an dem Goldfaden des Ghasels geordnet, als Haar- und Hals- und Händeschmuck der Schönheit und der Freude“ (I, XXXV), was Goethe auf seine Weise gehoben hat. — Zu den letzten Versen vgl. die Parabel X, 1.

19. Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde, zu Heidelberg am 25. September 1815, am Tage vor Mariannens Abreise von

*) Erst nach Goethes Tode schrieb man ganz unnöthig aufdrösle statt auftrösle.

**) Vgl. VII, 2, 7: „Schlank wie deine Fingerspitzen“ und die „spitzigen Finger“ in Hermann und Dorothea III, 97.

dort, gedichtet. Genießt er auch noch immerfort das volle Glück herzlichsten Liebesaustausches, so besorgt er doch, der fehlende Reiz jugendlicher Schönheit möchte ihm Suleika abwendig machen, was seine Lieder nicht ganz verleugnen können.*) — Jussufs Reize, durch welche die wirkliche Suleika hingerissen ward. Vgl. oben 2.

20. 21. Ach ich kann sie nicht erwiedern. Herrlich wie Moschus bist du. Zwei erst nach Goethes Tode eingefügte Liebesseufzer. Der erstere schließt an 19 genau an. Der zweite ist ein herzlicher Ausdruck, daß er, wenn die Geliebte ihn verlassen, ihrer Lieblichkeit noch immer gedenken muß. Veranlassung zu beiden Strophen gab wohl die Stelle aus dem Gedichte Dschamis Jussuf und Suleika in den Fundgruben, die schon von Loeper verglichen hat:

> Denn wie der Moschus birgt sich Liebe nie;
> Sei er mit tausend Tüchern zugedeckt,
> Verräth den Moschus immer doch sein Duft.

Goethe hat das auf die Unmöglichkeit, die Liebe zu verbergen (vgl. I, 6, 5 f.), bezogene Bild anders gewendet.

22. Volk und Knecht und Ueberwinder, gedichtet zu Heidelberg am 26. September 1815, am Tage der Abreise Mariannens. Hatem hat seine ganze Persönlichkeit an Suleika hingegeben, von der er durchaus nicht lassen kann, so daß er, sollte diese sich einem andern zuwenden, in die Seele desselben übergehn würde, wobei er nur den schalkhaften, eigentlich die Thorheit ins Licht setzenden Wunsch hegt, daß dieser Begünstigte eine bedeutende Persönlichkeit sein möge. Wir haben hier eine eigenthümliche Wendung

---

*) Auffällt Stund' um Stunde. Daß sie ihre Liebe, Worte, Küsse, Blicke, Hauche und ihr Glück austauschen, ist ganz sachgemäß, aber von ihren Stunden läßt sich das nicht sagen. Ein „Lieb' um Lieb' in süßer Stunde" würde passender sein.

des deutschen Wunschliedes, das er schon vor fünf Jahren in Liebhaber in allen Gestalten (Lieder 17) frei nachgebildet hatte. Seine eigene Ansicht vom hohen Werthe der Persönlichkeit*), durch deren Festhalten auch der Geringste seinem Dasein Werth verleihen könne, läßt er hier von Suleika als allgemein angenommen aussprechen, was diese schalkhaft dem Glauben an seine volle Hingabe entgegenhalten möchte. Für den Größten und den Kleinsten setzt Suleika das Volk, das nach morgenländischer Ansicht zu geistiger und körperlicher Unterwürfigkeit bestimmt ist (vgl. den Abschnitt Despotie in den Noten und Abhandlungen), und den Ueberwinder, worunter wir wohl einfach den Despoten, nicht den Eroberer zu denken haben, obgleich dies dem Sinne des Wortes besser entsprechen würde. Hatem aber findet jetzt sein Glück gerade im Gegentheil der festgehaltenen Persönlichkeit, in der Liebe; ist ja seine Persönlichkeit so ganz Suleika hingegeben, daß er, wenn sie von ihm ließe, ganz verloren wäre, ihm zu seiner Rettung kein anderes Mittel übrig bliebe, als in die Seele des Begünstigten überzugehn.**)

23. Sprich, unter welchem Himmelszeichen, am 8. Januar

---

*) Daß auf die Persönlichkeit, den Charakter auch beim Künstler und Dichter alles ankomme, hat er mehrfach ausgesprochen. So sagte er von Lessing, dieser sei so groß geworden durch seinen Charakter, sein Festhalten. Charakter war ihm, daß der Mensch demjenigen eine stete Folge gebe, dessen er sich fähig halte.

**) Sich an mich verschwendet. Vgl. 18, 27. — Ein werthes Ich, eine achtbare Persönlichkeit. — Umgelost, kühn für „ein anderes Loos mir gewählt". — Ein Rabbi, der ein enthaltsames, trauriges Leben führen muß und am wenigsten zum feurigen Liebhaber paßt. — Neben den berühmten Heldendichter Firdusi tritt der in den Noten als geistvoller arabischer Dichter erwähnte Motanabbi, der diesen Namen davon erhielt, weil er selbst den Propheten spielen wollte. Goethe kannte damals Motanabbi wenigstens schon aus Herbelots Bericht, erst seit 1818 aus Reiskes fast parodirender Uebersetzung.

Suleika könne gewiß nicht singen, wie sie; sonst würde sie sich als Sängerin gezeigt haben, nicht im Verborgenen geblieben sein.*) Daß er die Mädchen sich im Singen auszeichnen läßt, nimmt er im Gegensatze zur morgenländischen Sitte an. Hatems Preis von Suleikas aus innerster Herzenstiefe gedichteten und gesungenen Liedern, die sie für ihn allein aufspare, da sie nur ihm gefallen wolle, hält das Bräunchen für eine eitle Großsprecherei, kann aber seine Eifersucht für den Fall, daß es wirklich ein solch einziges Mädchen gebe, nicht verleugnen.**)

25. Locken, haltet mich gefangen, zu Heidelberg am 30. September 1815 gedichtet. Vgl. S. 70. Hiernach kann es kaum richtig sein, wenn Riemer (Mittheilungen I, 37 f.) behauptet, Goethe habe die Locken der Dame, welche das Lied dictando geschrieben, auf diese Weise apostrophirt. Die Dame, welche Riemer meint, war wohl Fräulein Ulrich, seine spätere Gattin. — Str. 1. Der bei Suleika sitzende Dichter wünscht immer so von den das Gesicht umringenden Locken gefesselt zu werden, so immer ihrer reichen Jugend sich zu erfreuen, obgleich er dieser nichts Gleiches zu bieten hat, wobei die rund um das Haupt sich schlingenden Locken hervorgehoben werden, ohne daß schon hier der Gegensatz seiner sparsamen

und es bleibt immer möglich, daß Goethe das Wort in einem englischen Werke noch las. — Den Schelm der Schelmen, den ärgsten Schelm, wie Stern der Sterne 46, 1. Im Morgenlande galten gedrückte, nur halb geöffnete Augenlider als schön.

*) Sie leitet den Gedanken damit ein, daß der Dichter sich so gern als Knecht der Geliebten darstelle, wobei sie schalkhaft darauf hinweist, daß er durch die scheinbare Unterwerfung gerade die Herrschaft über sie gewinne; wenn er sich als Knecht der Geliebten unterwerfe, so werde er es auch gern sehn, wenn sie selbst singe (nicht eifersüchtig darauf sein, wie Dichter aufeinander).

**) Merke wohl, mit der besonders im Anfang des trochäischen Verses dem Dichter bequemen, dem Volksliede entnommenen Auslassung des ich. — Ueber die Huris vgl. oben S. 209.

grauen Haare bezeichnet würde. Vgl. I, 9, 11 f. und den Gegensatz der Lockenschlangen oben 12, 12. II, 11, 18 ff. III, 5, 1 ff. — Str. 2. Aber sein Herz glüht trotz seines Alters in mächtigster Glut. Schnee und kalter Nebel deuten auf den Winter. Klopstock sagt in der Ode Frohsinn, „auf dem Scheitel blühe es ihm schon winterlich". Freilich beschämt sie ihn, wie die strahlende Morgenröthe die ernste graue Wand des jenseit des Neckar sich erhebenden Heiligenberges, aber die Liebe hat alle Frische und Glut der Jugend in ihm wieder aufgeregt.*) Die Glut ergreift ihn so gewaltig, daß er dem Schenken ruft, der ihm eine Flasche bringen muß, aus der er zu ihrem Wohle einen Becher trinkt, doch fühlt er, daß er die innere Glut vergebens zu beschwichtigen sucht (vgl. II, 11, 33 f.); diese wird ihn noch ganz verzehren. Goethe überbietet hier noch seinen Hafis, wenn dieser sagt, sein Herz sei längst in Staub verbrannt (Ta 29), von seines Herzens Gluten sei der Rauch ihm in den Kopf gestiegen und er schmelze wie die Aloe in der Glut (He 5). Der Anruf des Schenken bedingt es, daß er von der Geliebten jetzt in der dritten Person spricht.

Die Antwort Suleikas Nimmer will ich dir gehören nahm Marianne später nach der Mittheilung des Malers Schwind für sich in Anspruch, was aber, wie bei VIII, 12 (vgl. S. 63), auf täuschender Erinnerung beruhen könnte. Es bleibt sehr die Frage, ob sie das am 30. September 1815, mehrere Tage nach ihrer Abreise von Heidelberg gedichtete Lied kannte, das freilich Goethe ihr von Heidelberg aus geschickt haben könnte. Als Antwort auf jene Verse,

*) Sicher hatte der Dichter hier statt Hatem das auf Morgenröthe reimende Goethe im Sinne, was Rückert, Simrock, Wurm u. a. mit allgemeiner Billigung erkannt haben, obgleich der Dichter auch sonst bei Namen den Reim nicht beachtet (zu 25, 11), aber er schrieb ohne Zweifel Hatem, mit welchem Namen er sich auch sonst launig bezeichnete. — Ueber und zu 5, 5.

die eigentlich gar keine fordern, dürfte Goethe diese später hinzugedichtet haben. Im ersten Druck ist dieselbe nicht wie oben 5 von der Rede Hatems getrennt; dort ist Suleika als Titel größer gedruckt und es steht darunter ein Strich, aber das ist auch bei 9 der Fall, welches Lied nach unserer Annahme wie Suleikas Frage Goethe angehört. Suleikas Antwort ist als eine achtversige Strophe gedruckt, die Rede Hatems dagegen in vierversigen Strophen, und in solche sollte man auch Suleikas Gegenrede theilen. — Str. 1 erwiedert auf Str. 1 und 2. Sie will nie von ihm lassen. Seine Liebe zu ihr gibt ihrer Liebe Kraft; seine gewaltige Leidenschaft läßt sie den Mangel der Jugend übersehn, und so wird ihre Jugend durch seine Leidenschaft geschmückt. Aber nicht bloß seine Leidenschaft zieht sie an, sondern auch sein Dichtergeist, auf den Str. 3 freilich nur versteckt hingedeutet hat. Es thut ihr so wohl, wenn sie ihn als Dichter preisen darf, da der Geist hoch über allen sonstigen Vorzügen steht. Ist auch die Liebe der vollste Seelengenuß, aber hoch überragt ihn der den Dichter beseelende Geist. Auf unsere Stelle deutet Goethe, wenn er in den Noten am Schlusse der Aeußerungen über unser Buch sagt: „Sie, die Geistreiche, weiß den Geist zu schätzen, der die Jugend früh zeitigt und das Alter verjüngt." Die Schlußstrophe muß ohne Antwort bleiben, ja diese ist schon in der Versicherung enthalten, ihn nie verlieren zu wollen.

26. Laß deinen süßen Rubinenmund, gedruckt im Juni 1818 im Divan. Entschuldigung seiner zudringlichen Liebeskosungen, die den Liebesschmerz heilen sollen. Aus dem Liede des Kjatibi Rumi, aus dem oben VI, 27 genommen. Dort heißt es:

Es ist Schande, o Mundschenk, den (rothen) Wein mit den Rubinen (den Lippen) des Geliebten streiten zu lassen.
Was hat Liebesschmerz anders für Grund als seine Heilung zu suchen?

Dort ist die Liebe Sehnsucht nach dem Vaterlande. Der erste Theil ist hier nach dem zweiten umgebildet.

27. Bist du von deiner Geliebten getrennt, am 31. Januar 1816 gedichtet.*) Der Spruch ist nur durch einen Strich vom vorigen getrennt, wie 29 von 28. Nach Nedschati bei Kjatibi Rumi:

> Wenns von dir bis zur Geliebten so weit sein sollte als vom Occident bis Orient,
> So lauf nur, o Herz! denn für Liebende ist Bagdad nicht weit.

Die Liebe kennt keine Entfernung, sie eilt nach dem Orte, wo die Geliebte weilt, und bedarf auf dem Wege keiner Begleitung, da sie nach nichts anderm verlangt. Kjatibi Rumi erwiedert mit diesen Versen, als der Khan den Reisenden von der Reise nach dem fernen Bagdad abbringen will. Unser auf die Trennung von der Geliebten deutender Spruch sollte erst später stehn. Vgl. unten zu 30.

28. Mag sie sich immer ergänzen, erst nach dem Tode des Dichters hier eingefügt. Die Welt mag sehn, wie sie zurecht kommt, er selbst will nur von der Geliebten wissen, die für ihn allein lebt. Vgl. IX, 18. Ich möchte bei der brüchigen Welt**), die sich immer in sich ergänzen möge, nicht mit von Loeper an den wiener Kongreß denken. Daß es mit der Welt schlecht bestellt ist, empfindet der Dichter in dem Gegensatze seines ihn ganz beseligenden Liebesgefühls um so stärker. Von Loeper selbst weist auf den Vers des Hafis (Ta 90) hin:

---

*) Der erste Druck hat V. 3 Wüste. was richtiger als Wüsten. Vgl. aller Vogel IX, 23, 19.

**) Brüchig, gebrochen, schadhaft, wie Claudius es von der gebrochenen Gesundheit braucht; sie hat Risse, wie derselbe Claudius brüchig von den Wolken hat.

Von jeher hatt' ich nichts zu thun mit Weltgeschäften;
Dein Angesicht hat mir die Welt geschmückt für meine Augen.

29. O daß der Sinnen doch so viele sind, gedruckt im Juni 1818 im Divan auf derselben Seite mit 30.*) Er möchte nur Auge sein, um die Geliebte zu sehn, nur Ohr, um ihre Stimme zu vernehmen, und so bedauert er, daß es mehr als einen Sinn gibt. Die Begründung des Wunsches folgt. Der abschließende Vers ist auch hier absichtlich kürzer.

30. Auch in der Ferne dir so nah! zugleich mit 29 gedruckt. Selbst in der Ferne fühlt er sich der Geliebten so nah.**) Auf einmal fühlt er den Schmerz, von ihr getrennt zu sein. Doch er stellt sich ihr Bild so lebhaft vor, daß er sie zu hören, sie vor sich zu sehn glaubt. Nur in 27 fand sich bisher eine Andeutung der Trennung der Geliebten zwischen Sprüchen, die auf den Genuß der Gegenwart der Geliebten deuten. Man wünschte diese beiden Sprüche erst nach dem folgenden Liede, in welchem die Entfernung von der Geliebten schon entschieden hervortritt.

31. Wie sollt' ich heiter bleiben, am 1. Oktober 1815 zu Heidelberg gedichtet. Vgl. S. 71. 79. Da die Geliebte in die Ferne gezogen, fühlt er sich trüb gestimmt***); drum will er ihr schreiben, zu trinken fühlt er sich nicht aufgelegt. Aber wie früher ihre zu Liebkosungen und dem Genusse ihrer reichen Schönheit ihn hinreißende Gegenwart die Rede stocken machte (vgl. den Wunsch des Schenken IX, 20, 12), so läßt jetzt die lebendige Erinnerung ihn

---

*) Sinnen hat sich hier erhalten, obgleich Goethe sonst in der Ausgabe letzter Hand meist die neuere Form Sinne gesetzt hat. Vgl. XII, 9, 33.

**) Vgl. Fausts Wort:

Ich bin ihr nah, und wär' ich noch so fern.

***) Tag und Licht ist keineswegs, wie von Loeper will, gleich Tageslicht, sondern es sind zwei verschiedene Bilder der Geliebten. Vgl. S. 328**.

nicht zum Schreiben gelangen. Und so bittet er denn den Schenken, ihm den Becher zu füllen, ohne ein Wort zu sprechen; er fordert ihn nur auf, zu gedenken, überzeugt, daß er gleich wissen werde, was er meint.*) Man vergleiche zu unserm Liede Schäfers Klagelied, Trost in Thränen und Sehnsucht.

32. Wenn ich dein gedenke, gedruckt im Juni 1818, vielleicht im Oktober 1815 gedichtet. In der Trennung von der Geliebten gibt ihm die Gegenwart seines lieben Schenken (Saki. vgl. oben S. 195*. 196) einigen Trost, da dieser seine weisen Lehren mit inniger Freude vernimmt. Aber doch versinkt er häufig in Gedanken an die Geliebte, so daß jener ihn fragt, warum er so stumm geworden. Auch wenn er im Garten eine Cypresse sieht, versinkt er in sich, da die Cypresse ihn an die Geliebte erinnert (vgl. zu II, 11, 12), was dem Schenken gar nicht recht ist, und doch fühlt er sich, wenn er ihrer gedenkt, so weise wie Salomon, da die Liebe die wahre Weisheit gibt, wobei man freilich auch daran denken könnte, daß der weise König ein feuriger Liebhaber war, wie sein hohes Lied zeigt.**)

33. 34. Und warum sendet. Schreibt er in Neski. Zwei Reden einer Liebenden, nicht Suleikas, die nach dem Tode des Dichters hier eingefügt wurden, wo sie ganz fremdartig sind, wenn auch an dieser Stelle die Geliebten von einander getrennt

---

*) So scheinen die beiden Schlußverse verstanden werden zu müssen trotz des man. Freilich könnte man auch Gedenke! für Ich gedenke dein als eine Art Weihespruch nehmen und unter man Suleika verstehn wollen, die in der Ferne seinen Weihespruch vernehmen werde, aber dann würde man, will man auch auf das Ausrufungszeichen kein Gewicht legen, doch sie statt man erwarten, und die ganze Deutung wäre zu künstlich,

**) Im stillen Kreise, im Garten, wo nur der Schenke schweigend neben ihm steht, der freilich dieses Versinken in sich nicht für Weisheit halten kann, wie weisheitvoll auch der Dichter sonst ist, den er immer gern reden hören möchte.

sind. Beim ersten liegt der Anfang der Ghasele des Hafis Dal 133 zu Grunde:

> Lange hat mir der Freund schon keine Botschaft gesendet,
> Lange hat er mir Brief, Worte und Gruß nicht gesandt.
> Hundertmal schrieb ich, allein es hat mir der Führer der Reiter
> Keinen Boten geschickt, keine Begrüßung gesandt.

Die Liebende spricht ihr Verlangen nach Nachricht von dem geliebten Reiterhauptmann aus; so lange wird sie krank bleiben, bis ein Brief desselben ihr die Gesundheit wiedergibt. Neskhi heißt die gewöhnliche arabische Schrift, deren sich auch die Perser bedienen, doch schreiben diese sie meist noch kursiver, wo sie Tâlik (hängend) heißt; die Mitte hält Nestâlik. Chardin führt acht neue Schreibweisen im Gegensatz zur alten kufischen an. Auch schon bei Herbelot fand Goethe die nöthige Auskunft. In den Fundgruben werden als solche Neschi und Taalik genannt. Das Gesunden und Kranken steht hier anders wie oben 10. — Im zweiten Spruche hat die Geliebte endlich Briefe erhalten; in welcher Schrift er auch schreiben mag, seine Liebesversicherungen erfreuen sie immer, da sie ihnen vertrauen darf. Talik scheint sie als vertraulicher doch mehr zu lieben.

35. Buch Suleika, im Juni 1818 im Divan gedruckt. Das Buch schwellt gegen die andern an; aber wie könnte er aufhören, da die Leidenschaft der Liebe ihn nicht ruhen läßt? Wort und Blatt sind verschiedene Bezeichnungen des Liederbuches.

36. An vollen Büschelzweigen, zu Heidelberg am 24. September 1815 bei Mariannens Anwesenheit gedichtet. Vgl. S. 65. Das Lied erscheint hier als das erste der Wiedervereinigten. Das herzliche, herrlich in sich abgerundete Gedicht ist eine glückliche sinnbildliche Verwendung der in der heidelberger Kastanienallee im Sep-

tember häufig herabfallenden Früchte.*) Die Kürze der Anwendung ist sehr wirksam. Gewiß bedurfte der Dichter dazu nicht der Stelle des Korans (Sure 19, 25), wo eine Stimme der an einem Palmbaum niederkommenden Maria zuruft: „Schüttle nur an dem Stamme des Palmbaums, und es werden reife Datteln genug auf dich herabfallen."

37. *An des lustgen Brunnens Rand*, zu Heidelberg am 22. September 1815 vor Mariannens Ankunft gedichtet. Vgl. S. 63. In dem glücklich ersonnenen Zwiegespräche drückt sich die innige, unzertrennliche Verbindung der Liebenden lebhaft aus. Hatem lebt nur in Suleika; wenn er von ihr kommt, geht er wieder zu ihr hin, da seine Gedanken sie überall finden. Wenn auch bei dem lustigen Brunnen das Springbrünnchen der Terrasse auf dem heidelberger Schlosse vorschwebt, so deuten doch der „Kanal der gereihten Hauptallee" und die Cypresse auf den Orient; beim erstern verweist von Loeper mit Recht auf den von Chardin und andern Reisenden erwähnten, von Alleen eingefaßten Kanal im Mittelpunkt von Ispahan. Der Gegensatz von Str. 1 und 2 ist recht glücklich; absichtlich weicht V. 5 ab, da wenn auch *Chiffer* und *Lettern* auf dasselbe Zeichen, wohl eine Verschlingung von Zügen, gehen (Marianne spricht später in einem Briefe von „*Lettern an des* lustgen Brunnens Rand"), doch die Eintragung eine andere war, einmal die Züge mit dem Stifte geschrieben, das anderemal mit dem Messer eingeritzt waren; die *Chiffer* deutet auf das *leis* darauf Geschriebene, die *Lettern* auf das mit *feinem* Messer Eingeritzte.

38. *Kaum daß ich dich wieder habe*, jedenfalls im Oktober 1815, wahrscheinlich am 9. zwischen Würzburg und Meiningen,

*) Treffend ist die Kürze *nieder* (um niederzufallen) *macht er sich los*.

gedichtet. Vgl. S. 73 f. Hatems Eifersucht ist dadurch erregt worden, daß Suleika nicht mehr seine Lieder, sondern ihm ganz unbekannte eines andern singt; und er argwohnt, daß sie die Lieder eines neuen, während der Entfernung gefundenen Liebhabers singe, wird aber durch den Bescheid erfreut, daß sein Beifall sie getrieben habe, sich selbst in Liedern zu versuchen, und daß diese, in denen er das Wehen der Liebe gehört, von ihr seien, von ihm selbst angeregt.*) — Die ihn anmuthig überraschende Antwort folgt einer andern Strophenform.

39. Behramgur, sagt man, hat den Reim erfunden, im Juni 1818 im Divan gedruckt.**) Der Dichter sendet Suleika das im wonnigen Zusammenleben mit ihr entstandene Liederbuch, aus welchem ihr jene glückliche Liebeszeit noch entgegenglänzen möge. Das Lied ist wohl erst gedichtet, als Goethe den Divan zusammenstellte, etwa im Anfange des Jahres 1816. Es steht hier nicht an der rechten Stelle, da ja Suleika eben zurückgekehrt war, das folgende Lied gleich nach der Trennung fällt. Als älteste Denkmale persischer Dichtung bezeichnet man einzelne Verse Behrams VI mit dem Beinamen Gur (wilder Esel, Sinnbild des Heldenmuthes), des fünfzehnten Fürsten des Sassanidenstammes, der zuerst

---

*) V. 8. Immer neu und immer wieder für das gewöhnliche immer und immer wieder, wobei neu andeutet, daß sie in ihrem Munde ihm ganz neu schienen. — V. 11 f. werden vier Dichter des berühmten persischen Siebengestirns' genannt; von tritt erst beim vierten Namen wieder hinzu. — V. 13. Der Väter Menge, die alten berühmten Dichter. — V. 14. Der Reim fordert Klänge statt Klang; eigentlich sollte Wort um (oder vielmehr für) Wort stehn. — V. 17. Gestern, ganz vor kurzem. — V. 19. Froh verwegen, so freudig hingerissen, daß du nicht scheust, es vor mir zu thun. — V. 20. Athem vom Liebe, welches das Gefühl ausströmt.

**) Im ersten Drucke sind sonderbar die einzelnen Strophen durch Striche voneinander getrennt.

in gebundener Rede an seine geliebte Sklavin Dilaram (Herzensruhe) gesprochen haben soll, worauf diese mit gleichgemessenen, am Ende gleichtönenden Worten erwiedert habe, was Goethe später in der Helena des Faust so glücklich benutzt hat. Auf diese Weise hat auch Suleika ihm den Reim auf seine Verse geboten, so daß er darin dem Sassanidenfürsten gleichkommt. Hier kann natürlich nicht von eigentlicher Reimerwiederung die Rede sein, auch daran ist nicht zu denken, daß Suleika wirklich auf ein paar Lieder glückliche Erwiederungen dichtete, sondern, wie Str. 3 zeigt, ist nur ihre seelenvolle Aufnahme seiner Lieder gemeint, die ihn immer von neuem dichterisch angeregt. Seine Lieder klangen aus ihrem holden Leben zurück, und wie ein Blick dem Blick folgt, so klang gefällig ein Reim dem andern Reime nach. Jetzt mögen sie auch aus der Ferne ihr tönen; dorthin dringen sie, selbst wenn sie des Wohllauts der Stimme entbehren sollten; sind sie ja noch der zurückgebliebene Mantel, auf den jene sie beglückenden Augenblicke gesät waren, enthalten sie ja ihr ganzes Liebesleben in höchster Verklärung.

40. Deinem Blick mich zu bequemen, vielleicht gleich nach Mariannens Entfernung von Heidelberg gedichtet (vgl. S. 69), gedruckt im Juni 1818 im Divan. Es ist das erste Lied nach der zweiten Trennung der Liebenden. Warmer Ausdruck des Schmerzes des Geliebten, der nicht ablassen kann zu weinen, bis er die gestern geschiedene Geliebte wieder hat. — Str. 1. Sie anzuschauen, sie zu küssen, an ihrer Brust zu ruhen, ihre Stimme zu hören, war seine einzige Lust.*) — Str. 2. Das Wort die erst' und

*) Bequemen, im Sinne von fügen, willfahren steht hier etwas sonderbar. Von dem stützenden Arme sagt Goethe einmal (venediger Epigrammen 13, 38), er bequeme sich dem Halse, von Demeter (daselbst 12, 24), sie habe sich gefällig einmal einem Helden bequemt.

daß von Glanz und Pracht bei ihm nicht die Rede sei; so wenig könne er sich der Sonne und, wie der beglückte Liebende thue (vgl. 16), dem Kaiser irgend vergleichen, daß er seine Trauer in der Trennung von der Geliebten der Welt verberge.*) Das schon V. 4 begonnene Bild von düsterer Nacht wird V. 5 f. fortgesetzt; der Himmel ist ganz düster, seine Seele tief betrübt, seine Wangen mager und bleich**) und die Thränen, die sein Herz weint, sind keineswegs glänzend, wie die des Regenbogens, sondern grau, von keinem lichten Blick erhellt. Die Unerträglichkeit dieses Zustandes preßt ihm den Wunsch aus, die Geliebte möchte ihn der Qual entreißen (natürlich wird an ein freundliches ihm übersendetes Wort gedacht), und wie sich wirklich jetzt schon in der Erinnerung an sie seine Seele erhellt, sprechen die sich hebenden Anreden am Schlusse aus. Er nennt sie sein allerliebstes (Gesicht, nicht Allerliebstes, wie 1, 11), sein Mondgesicht, dann seinen Phosphor, seine ihn bescheinende Kerze, ja seine Sonne und sein Licht, im Gegensatz zu der die beiden vorigen Strophen gleichsam beherrschenden Nacht, die jetzt geschwunden.***) Aehnlich steht bei Hafis (Ja 34) am An-

---

*) Die Gesichter, wie man sagt Gesichter machen, schneiden.

**) Goethe sagt in seiner kühnen Art der Adverbialverbindung vermagert bleich, wie er selbst in der Iphigenie wagt einsam hülflos, traurig unwillig, unerwartet ungeheuer, welcher Gebrauch aber besonders im zweiten Theil des Faust schrankenlos geworden. Freilich könnte man hier Komma nach vermagert setzen, dadurch aber würde man die Kraft der Stelle brechen. Hafis sagt (Wan 8), er sei abgezehrt aus Gram so fein wie der Neumond. Der von Gram gelben Wangen wird Dal 105. 165 gedacht. Derselbe läßt (Wan 8) die Augen bluten „verwundet vom Schwerte der Brauen“.

***) Mondgesicht nennt Hafis häufig das Gesicht der Geliebten und diese selbst (wie Nun 6. 13), überhaupt Mädchen (He 8. Ja 21. Dal 30). Vgl. zu 18 (S. 324). — Phosphor, wie Goethe von „eines holden Angesichts Phosphorglanz“ (Epigrammatisch 75) spricht. — Die Kerze ist hier nicht, wie bei Hafis, ein Bild des in Lust und Schmerz schmelzenden Liebhabers (zu III, 15).

fange das Distichon: „O meine Lampe, o mein Licht, Narcisse der Betrachtenden.“

45. Ach, um deine feuchten Schwingen, von Mariannen auf der Rückreise am 26. September 1815 zu Darmstadt gedichtet. Vgl. S. 68 f.*) Wie sie bei der Hinreise vom Ostwinde Kunde vom Geliebten erhielt, so trägt sie bei der Rückreise an demselben Orte dem Westwinde einen Gruß ihrer innigen Liebe an diesen auf. Auch Marianne geht hier von Hafis aus, dessen fünfundzwanzigster Rubajat lautet:

> Ostwind, sag, ich bitte dich, ihm ganz heimlich die Kunde,
> Hundertfache Zung' spreche den Herzensbrand aus.
> Sprich es nicht traurig, um ihn nicht auch zur Trauer zu stimmen,
> Sage zwar das Wort, aber du sags mit Bedacht.

Den Westwind setzt sie hier an die Stelle des Ostwindes des Gegensatzes wegen, wobei es immer möglich bleibt, daß wirklich ein Westwind zu Zeit wehte. Der linde Westwind ist den abendländischen Dichtern beliebt, aber hier ist er feucht. Daß auch die morgenländischen Dichter ihn oft als Liebesboten brauchen, war

---

*) Marianne hatte V. 4 durch die Trennung, V. 12 nicht, wir sehn uns, V. 13 Geh denn hin, V. 16 verschweig, V. 17 Sag ihm nur, doch geschrieben. Goethes Aenderungen sind wohlklingender, nur die in V. 12 gemachte scheint die Lebendigkeit zu beeinträchtigen. Das von Mariannen V. 7 geschriebene Augen hat Goethe beibehalten. Creizenach findet eine Bestätigung dafür in Mariannens Aeußerung an Goethe vom 16. April 1825, wo sie dem Westwind einen sanften, milden Hauch, der Augen und Herzen kühlt, zuschreibt. Aber das ist doch himmelweit davon verschieden, daß die Augen an zweiter Stelle zwischen Blumen, Wald und Hügel genannt werden, und gleich darauf V. 10 ist der Augenlider gedacht. Hiernach ist Auen, wie auch Sauppe nach mir bemerkte, durchaus nöthig; Augen war ein Schreibfehler, der vielleicht auf falscher Aussprache beruhte. Wald und Hügel ist eine Hendiadys, aber eine ähnliche in Blumen, Augen anzunehmen wäre sehr verkehrt, ja wir möchten glauben, daß die Auen hier durchaus nicht fehlen können.

ihr wohl unbekannt, da sie kaum die Schrift von Jones in einer deutschen Uebersetzung gekannt oder Goethe ihr das daselbst angeführte Gedicht, worin der Westwind selbst redend aufgeführt wird, gelesen haben dürfte. — Str. 1 f. Den feuchten Westwind beneidet sie, weil er zum Geliebten eilen und ihm von ihrem Trennungsschmerze Kunde bringen kann; sein Wehen hat gerade das Sehnen in ihrer Brust geweckt, wie die ganze Pflanzenwelt von ihm befeuchtet worden. — Str. 3. Aber sie fühlt auch, wie seine Kühle ihren Augenlidern wohlthut, die doch nur von Thränen wund sein können, was jedenfalls ein freier dichterischer Zug ist, und so erhebt sich auch in ihrer Seele leise die Hoffnung, ihn wiederzusehn, ohne den sie nicht leben könnte. — Str. 4 f. Und so bittet sie denn den Westwind, rasch zum Geliebten zu eilen und, ohne ihm ihren tiefen Schmerz zu verrathen, ihre innige Liebe und die Hoffnung des Wiedersehens vor ihm auszusprechen.

46. Wiederfinden, zu Heidelberg am 24. September 1815, am Morgen nach der Ankunft Mariannens, gedichtet. Vgl. S. 65. Man sieht, der Dichter läßt die Liebenden noch einmal sich treffen, was ihm in der Wirklichkeit versagt war; ja bei 47 ist noch ein drittes angenommen. Nach Boisserée hatte ihm Goethe vertraut, daß sich in unser Gedicht ihm ein verkehrter Gedanke eingeschlichen gehabt, der die ganze Komposition gestört und verdorben; den falschen Vers, den er herausgeworfen, wollte er ihm nicht sagen. — Str. 1. An der Brust der Geliebten, an der er nach langer Trennung sich wiederfindet, kann er den zerreißenden Schmerz über die Trennung noch nicht los werden. Das Glück des Wiederfindens ist so groß, daß er es, wie jedes höchste Glück, für unmöglich hält. Vgl. oben 7.*) Den Schmerz empfindet er erst jetzt in seiner

*) Stern der Stern, der glänzendste Stern, wie Goethe der Schelm der Schelmen (24, 81), das Tuch der Tücher II, 1, 21 (vgl. S. 232) u. ä. braucht.

ganzen Schwere (vgl. oben 40, 8); freilich überzeugt er sich, daß er wirklich die Geliebte seiner Seele wieder habe, aber jene Leiden waren so schrecklich, daß sie noch jetzt ihn schaudern machen. — Str. 2. f. Dieses gräßliche Gefühl der Trennung stellt er in einer ganz eigenthümlichen Auffassung der Schöpfung dar. Auf das biblische Schöpfungswort stieb sofort alles auseinander, Licht und Finsterniß und alle Elemente trennten sich in stolzer Eigensucht*), so daß an die Stelle des frühern wüsten, aber lebensvollen Chaos eine starre Welt völlig getrennter Kräfte trat. — Str. 4. Da fühlte Gott sich selbst einsam, und um neues Leben und Lieben in die Welt zu bringen, schuf er die Morgenröthe, gleichsam die Schöpferin der Farben, da nach Goethe diese sich dadurch bilden, daß das Licht durch ein trübes Mittel scheint; hier waren zum erstenmal Licht und Finsterniß in zusammenwirkender Einigkeit verbunden. Sie wurde zum Sinnbild, wie nicht selbstlose Trennung, sondern Einigung das wahre Leben schafft. — Str. 5. Sie ward der Genius der Liebe. Seit diesem Augenblicke hat der Liebestrieb die Welt ergriffen, wonach jeder sich nach einem andern sehnt; es sucht sich, was sich angehört, um in seiner Vereinigung zu doppeltem Leben

---

*) Im ersten Drucke des Divans stand V. 17 f. sich trennte Scheu die Finsterniß, und diese Lesart fand sich auch noch im dritten Bande der Ausgabe letzter Hand, die unser Gedicht als zweites der Abtheilung Gott und Welt brachte; dagegen gab dieselbe Ausgabe im Divan: Licht: so trennte Scheu sich Finsterniß. Mit Unrecht verwirft Loeper die Aenderung Goethes, die er bloß erwähnt und als Irrthum zu betrachten scheint. So steht für ebenso und wird dann durch scheu erklärt; beide trennten sich scheu von einander. — Das dem Reim zu Liebe (und doch ist nur ein halber Reim auf ihm gewonnen) gewählte Präsens auseinanderfliehn kann man nur ungenügend dadurch vertheidigen, daß es das rasche Eintreten der Handlung bezeichne. — Die wilden, wüsten Träume deuten auf das erträumte Glück schrankenloser Freiheit.

zu gedeihen. Das Leben der Liebe ist eben ein ungemessenes, ganz unendliches.*) So schafft sich die Welt ewig neu. — Str. 6. Auch ihn hat es auf den morgenrothen Flügeln der Liebe zu ihr gezogen; die sternhelle Nacht, die ihrem Bunde geleuchtet, sah die tausend Küsse, mit denen sie ihre Vereinigung besiegelt. Der verbrauchte Anruf der Sterne zu Zeugen des Liebesbundes (Hor. epod. 15) ist hier prächtig gehoben. Ihre Verbindung ist ein wahres Ergreifen**); sie werden unzertrennlich in Liebes Leid und Lust zusammenstehn, so daß, sollte Gottes erstes trauriges Schöpfungswort noch einmal erschallen, sie doch nicht von einander lassen würden. Obgleich das Gedicht mit bestimmtester Beziehung auf die Ankunft Mariannens gedichtet ist, so sind doch Str. 1 und 6 ganz frei ausgeführt. Goethe hatte Mariannens Besuch erwartet und die Küsse, welche in der hellen Sternennacht den Bund besiegelt, gehören ebenso der dichterischen Ausschmückung an, wie im vorigen Gedichte die wunden Augenlider.

47. Vollmondnacht, nach der Rückkehr von Heidelberg am 24. Oktober 1815 zu Weimar gedichtet. Vgl. S. 76. Zu Grunde liegt die Stelle des Hafis aus Ghasele Dal 106:

> Gestern sah ich in den Locken
> Meines liebsten Bildes Wangen;
> Sie umgabens wie die Wolken,
> Die den vollen Mond umfangen.
> „Ich will küssen, küssen", sprach ich.
> Sie entgegnete: „O laß es,

*) Hermann und Dorothea IX, 226 „Des Glücks, das nun ein unendliches scheinet."

**) Das Ergreifen, das lebendige Erfassen, wird dem bloßen Raffen, dem augenblicklichen Heranziehen, entgegengesetzt; es kommt eben bei letzterm nur darauf an, daß eine oberflächliche Verbindung eintritt (wenn es [die beiden Theile] nur sich faßt und hält), während das Ergreifen eine ewig unzertrennliche Verbindung schafft.

Bis der Vollmond aus dem Zeichen
Dieses Skorpions gegangen.“ *)

Hier sind die Geliebten wieder von einander getrennt. Unser Gedicht ist eine heitere Ausführung, wie die Geliebte das in Heidelberg gegenseitig gegebene Versprechen, beim nächsten Vollmond einander zu gedenken, erfüllt, da sie hier sich vorgesetzt hat, ihm bei diesem ihre Küsse zuzusenden, was sie denn im Gespräche mit der Dienerin verräth. Diese weiß nicht, was es bedeuten solle, daß sie immer die Lippen wie zum Küssen bewegt.**) Die Erwiederung, daß sie sich selbst versprochen habe, in die Ferne zu küssen, wohl mit Erinnerung an die Stelle des Hafis, wo aber sprach steht, versteht die Dienerin nicht, welche ihre Herrin auf den schönen Abendglanz aufmerksam machen möchte, den diese nicht zu beachten scheint.***) Die gleiche Erwiederung der Herrin bringt sie auf ihren Geliebten, der jetzt in der Ferne ebenso der Liebe

*) Von Hammer erklärt: „Bis ich von meinem Gesichte die Locken finster wie Skorpionen zurückgeschlagen habe.“

**) Im Munde der Dienerin ist die Frage, sie denke wohl zu ihren Lippen ein neues Paar „herzuziehen“, ein verzeihlicher Scherz. Bei dem neuen Pärchen meint sie aber nur, daß die Lippen durch die Bewegung doppelt so groß würden. Herziehen hat weder Grimm noch Sanders in dieser prägnanten Bedeutung. — Im Refrainverse steht küssen! Küssen!, was gewiß dem schwachen küssen, küssen, vorzuziehen, das von Loeper ohne weiteres, wohl nach der Stelle des Hafis, eingeführt hat.

***) Str. 2, 1 f. bezeichnen den auf Bäumen und Blumen spielenden Schimmer des V. 3 erwähnten Sternenscheines, wogegen der durch das Gesträuch smaragden scheinende Karfunkel auf den noch vom Gesträuche verdeckten Mond geht. Zu Karfunkel ist zeugmatisch ein leuchtet aus niederspielet zu ergänzen. Von Loeper bezieht auch den Karfunkel auf die Sterne. Freilich hat er willkürlich die Interpunktion nach V. 3 gestrichen; der erste Druck hat hier Komma, die Ausgabe letzter Hand Semikolon.

Lust und Leid empfinde*), und sie erinnert sich, daß die Liebenden sich gelobt hatten, sich im Vollmond zu begrüßen, den sie eben über dem hohen Gesträuche sich erheben sieht, wie ihr „Dieses ist der Augenblick“ andeutet. Was die Liebende früher sich gelobt, das thut sie nun wirklich, sie spricht: „Ich will küssen! Küssen! sag' ich“, indem sie volle Küsse dem Geliebten in die Ferne sendet.

48. Geheimschrift, vor Mariannens Ankunft in Heidelberg am 21. September 1815 gedichtet. Daß Goethe schon in Frankfurt Chifferbriefe nach dem hammerschen Hafis mit Mariannen verabredet gehabt, darf man aus unserm Gedicht nicht schließen wollen; mit gleichem Rechte würde man aus Str. 2 folgern, er habe einen solchen Brief bereits von der Geliebten erhalten. Wir haben hier eben wieder eine dichterische Erfindung, doch war unser Gedicht wohl mit die Veranlassung, daß die Liebenden in Heidelberg eine solche Verbindung verabredeten. Vgl. in den Noten und Abhandlungen den Abschnitt Chiffer. — Str. 1. Er beginnt mit launigem Uebermuthe gegen die Diplomaten, die nicht um ihretwillen, sondern zum Vortheile ihrer Machthaber sich der Chifferschrift bedienen, womit sie im Grunde wenig ausrichten, da doch endlich alles von selbst wieder ins Gleiche kommt.**) Das volle Glück der Chifferschrift der Geliebten schildern die folgenden drei, in einen abschließenden Rath an die Diplomaten auslaufenden Strophen. Er hat einen Chifferbrief Suleikas nach der vor kurzem getroffenen Abredung erhalten, da sie die Kunst erfunden hat, sich

---

*) Von Loeper meint, im Sauersüßen könnte wohl edler ausgedrückt sein, aber im Munde der Dienerin dürfte er um so eher an der Stelle sein, als sie mit der empfindsamen Liebe ihrer Herrin wenig einverstanden ist, sie ihr eine frischere, lebensvollere wünschen möchte.

**) Statt Laßt muß es entschieden Laßts heißen; der Ausfall des es ist sprachwidrig.

trefflich darauf versteht. Sie weiß durch geschickte Auswahl der Stellen die ganze Fülle ihrer Liebe auf dem hübschen Kartenblättchen zu entfalten, ihre innige Neigung so lebendig auszusprechen, als wenn sie persönlich bei einander säßen. Ihren Chifferbrief vergleicht er mit einem vollen blütenreichen Strauße, mit einem von Engelseelen, die das Gemüth erquicken, bewohnten Hause, mit einem von prächtigen Vögeln belebten Himmel, mit einem von Liedern erklingenden duftigen Meere.*) Es sei eine Doppelschrift, da sie aus fremden Versen sich zusammensetzt, die von unbedingtem Streben eingegeben sei, ihm ganz anzugehören, und die sein innerstes Herz unaufhörlich treffe. Zuletzt gesteht er, daß diese Geheimschrift schon längst bekannt sei, und wenn die Diplomaten merken sollten, was es sei, so möchten sie es nicht verrathen, sondern so klug sein, sie selbst zu benutzen, um so glücklich, wie er selbst, zu werden, was freilich der rasch abbrechende Schluß nicht ausspricht.

49. Abglanz, spätestens am 26. Dezember 1815 Mariannen mit der Aufschrift Der lieben Kleinen gesandt. Vgl. S. 75.**) Der von der Geliebten getrennte Dichter schaut gern in seinen Spiegel hinein, nicht um sich selbst darin zu erblicken, sondern um die Geliebte daraus hervorgucken zu sehn***); aber kaum hat er sie gesehen und will sich umdrehen, die Kommende zu empfangen, so verschwindet sie, und da sieht er wieder in den Spiegel herein, wobei er denn unwillkürlich verräth, daß der Spiegel seine Liebeslieder

) Das einfache aber tausend braucht Goethe auch im vierten Akt des zweiten Theils des Faust, wie aber hundert am 2. Januar 1816 (Erläuterungen der lyr. Ged. III, 396). — Die Mehrheit Gemüthe, wie Geschlechte I, 1, 8, findet sich nur selten in älterer Sprache.

**) Hier stand Str. 2, 1 Wenn ich nun.

***) Das Wittwerhaus deutet auf seine Trennung von der Geliebten.

sind, die ihm der Geliebten wegen so gefallen, das er sie immer schöner und seinem Sinne gemäßer schreibe, ohne sich um das Urtheil der Welt zu kümmern, zu seiner eigenen Lust; denn das in ihnen lebende Bild tritt in seinem vollen Glanze neu hervor in der reichen ihr entsprechenden Umgebung (Schranken), von Rosen umrankt (vgl. 53, 4) und in lasurnem Rähmchen.*)

50. Wie mit innigstem Behagen, am 23. Dezember 1815 gedichtet. Vgl. S. 80. Eine Erwiederung in Suleikas Namen auf das vorige Lied, die man Mariannen selbst beizulegen geneigt sein würde, läge sie nicht von des Dichters eigener Hand vor. Benutzt ist die Erklärung von Hammers zum Schlusse der Ghasele Ta 63: „Ich will dir mein Herz schicken, damit du dich darin wie in einem Spiegel sehn könnest." Sie hat den Sinn von Hatems Lied verstanden; dieses will sagen, daß er ihrer noch immer gedenkt, an dem Glück seiner Liebe die Geliebte auch in der Ferne Theil nehmen lassen will, da diese sich ganz ihm geweiht.**) Sie wendet aber das Bild vom Spiegel anders. Der Spiegel, in welchem er sich selbst erblickt, ist ihr Herz, ihre Brust, in welche seine Küsse die vollste Bestätigung ihrer Liebe gedrückt. Sie fühlt, daß seine Lieder, welche nur lautere Wahrheit, seine herzliche Liebe, aussprechen, sie ganz an seine Seele fesseln, da sie die lichte Klarheit der Liebe rein verkörpert haben.***)

---

*) Hafis sagt von dem Aufgange der Sonne „der goldene Falke nehme seinen Platz ein „in lasurenem Nest" (Dal 167). Lasurn liebt Wieland, der in seinen Jugendgedichten lasurnen als Daktylus braucht.

**) Ein Leben, bezeichnender als ihr Leben; ein ganzes volles Leben ist es, das sie ihm weiht.

***) Zu rein verkörpert Liebesklarheit ist zu denken es ist. Deshalb ist das bei von Loeper am Schlusse stehende Ausrufungszeichen nicht an der Stelle. Das Komma nach Liebesklarheit hat schon die Ausgabe letzter Hand weggelassen.

51. Laß den Weltenspiegel Alexandern, erst in der Ausgabe letzter Hand hinzugekommen. Suleika wünscht, daß Hatem nicht nach weiter Wirkung streben, sondern nur ihr singen möge, die er durch seine Lieder sich ganz angeeignet hat, daß er immer ihrer Liebe und ihres ihm ganz gehörenden Lebens gedenken möge. Alexander hatte sein Auge nur auf die Völker gerichtet, die er bezwingen und immer nach seinem Willen zusammenrüttlen wollte: Hatem hat Suleika bezwungen und bedarf nichts weiter. Hafis gedenkt (Elif 6) des Spiegels Alexanders, in den er nur zu sehn brauchte, um alle Pläne Daros (des Darius) zu erkennen. Dal 30 sagt er, einst wolle er Alexandern gleich den Spiegel in die Hand nehmen. Ta 43 nennt er der Freundin Gemüth den „weltenzeigenden Spiegel“. Vgl. zu 50.

52. Die Welt durchaus ist lieblich anzuschauen, am 7. Februar 1815 gedichtet, wohl nach einem von Knebel Goethe mitgetheilten morgenländischen Spruche. Vgl. S. 38. Die Welt ist schön, vor allem aber glänzt sie dem beglückten Liebhaber so wunderschön, daß aus seiner Seele der Wunsch hervorbricht, dieses Glück möchte nur bleiben. Der hier gemeinte Dichter ist der Liebesdichter, dem die Welt im Lichte seiner Liebe erscheint, das vielfach wechselt, bald bunt, bald hell, bald aber auch silbergrau erscheint; der Nacht des Liebesschmerzes (vgl. 41. 44. 53) gedenkt er hier absichtlich nicht.

53. Nicht mehr auf Seidenblatt, erst nach dem Tode des Dichters hier aufgenommen, aber wahrscheinlich schon im Jahre 1815, vielleicht zu Heidelberg, entstanden. Vgl. S. 64. Ein in freien Versen*), wie 41, sich leidenschaftlich ergießendes, äußerst gefühl-

*) Die in der Länge sehr wechselnden Verse sind jambisch-anapästisch. Auch der drittletzte und letzte Vers beginnen anapästisch, obgleich der Ton auf dir und ich ruht.

volles Gegenstück zu dem vorigen das volle Glück der Liebe aussprechenden Liede. Der von Gram wegen der Trennung überwältigte Liebende vermag nicht mehr der Geliebten zierlich geschriebene Lieder (vgl. den Schluß von 49) zu senden, in seinem düstern Schmerze zeichnet er seine Verse in den Staub, wo freilich der diesen hebende Wind sie bald verweht*), aber die Liebeskraft, die sie erzeugt hat, ist so stark, daß sie bis zum Mittelpunkt der Erde dringt, und an der Stelle, wo er sie eingeschrieben, ewig wirkt, so daß, wenn ein Liebender hierher kommt, ihn mächtig das Gefühl durchzucken wird, daß hier einst ein unglücklicher Liebender geweilt.**) Aber aus dem verzweifelten Schmerze erhebt ihn wieder der Gedanke, daß Suleika sich seiner Lieder freut, auf denen sie sanft gebettet, wie auf einem Polster (vgl. 22, 7), ruht, und auch ihr wird es, wie jenem spätern Wanderer, bei dem Lesen seiner Lieder durch die Glieder zucken, sie ahnen, daß Hatem ihrer jetzt gedenkt und auch ihr im Geiste zuruft. Vgl. das Lied Aeolsharfen (vermischte Ged. 47) von 1822 (Erläuterungen III, 392 f.).

54. In tausend Formen magst du dich verstecken, im Juli 1818 als Schluß des Buches im Divan gedruckt. Goedeke will ein morgenländisches „Original" unseres Liedes kennen, in welchem „das Reimwort jedesmal eine der Formen und Hüllen nennt, in denen der Liebende dennoch die Geliebte erkennt". Mystisch scheint unser Gedicht von Riemer gefaßt worden zu sein; denn er wird dasselbe vor Augen gehabt haben, wenn er nach der Goethes eigenen Aeußerungen widersprechenden Bemerkung, die Liebe sei im Divan orientalisch mystisch zu verstehn, fortfährt

---

*) Bezeichnender ist das auch rhythmisch schöne überweht.

**) Und der Wandrer wird kommen, ein ossianischer Anklang. — Ueber die hier genannten Liebenden vgl. III, 1. — Glücklich-unglücklichen. Vgl. 47, 17, auch III, 3. 15. Hier ruht der Nachdruck auf dem letzten Worte.

(Mittheilungen II, 546 f.): „Einmal als Liebe zu Gott, dem Inbegriff des Wahren, Guten, Schönen; dann als Liebe zur Natur, insofern sie die von Gott durchdrungene Natur ist, in die Er eben sich gestaltet; dann als Liebe zur personifizirten, d. i. individualisirten konkreten, insofern sie in Frauengestalt, überhaupt in weiblicher Schönheit sich offenbart. Denn die konkrete Schöne ist auch die Natur, in einer Gestalt, in einer weiblichen manifestirt. — Es ist daher keine einseitige unerwiederte Liebe; der Dichter wird geliebt, wiedergeliebt, wie er liebt: denn wer Gott liebt, den liebt Gott wieder, dadurch, daß er ihm Liebe einflößt zum Wahren, Guten, Schönen, daß er erkennt, wie freundlich der Herr ist." Wir können in dem prächtig ausgeführten Lied nur eine schwungvoll dichterische Gestaltung des Gedankens finden, daß alles Schönste und Edelste in der Natur ihn nur an die strahlenden Vorzüge der Geliebten erinnert, die er davon mit den verschiedenen Namen bezeichnet, nach dem Vorgange der Araber, die Allah mit neunundneunzig Beiwörtern anrufen (vgl. I, 4b), von denen ein großer Theil mit dem vorgesetzten all beginnt.*) Die erste Strophe bezeichnet, wie er in allen Formen, unter allen Verhüllungen die Freundin erkennt, da eben alles Schönste ihn an die einzig Geliebte erinnert. Er führt dies aus an der Cypresse und dem Wasser des Kanals**), an dem Springbrunnen und der dem Auge erfreulichen Wolkenbildung, an dem Blumenteppich der Wiesen und dem den Baum umschlingenden Epheu (vgl. Goethes Elegie Amyntas), an dem strahlenden Morgen und der reinen Himmelsluft, um damit zu schließen, daß er alles, was er durch die Sinne und das Gefühl auffasse, nur durch sie kenne, da es nur Werth für ihn hat, wenn es ihn an sie er-

*) Vgl. Alleröffner bei Hafis I, 197.

**) Vgl. II, 11, 12, oben 37, 7. 14, wo die Cypressen am Ende des Kanals stehen.



innert, ja daß alle Namen, mit denen man Allah nenne, ihm auf sie deuten.*)

IX. Das Schenkenbuch.**)

1. Ja, in der Schenke hab' ich auch gesessen, wohl im September 1815 gedichtet; denn Goethe führt in einem Briefe an Frau Städel vom 27. V. 10 f. in einer Weise an, die zeigt, daß ihr das Lied bekannt war. In der Schenke, wo die andern Leute sich in lauter Unterhaltung ergingen (vgl. 16***), saß er ganz in frohe Erinnerung an die Geliebte versunken (vgl. dagegen VIII, 15, 5), und da dachte er, wie sie ihn liebe; das kann er freilich nicht aussprechen, aber daß niemand treuer und hingegebener lieben kann, wie er, das fühlt er in tiefer Seele.†) Leider fehlten ihm Perga-

---

*) In den zwei ersten Strophen schließen die geraden Verse mit gleich erkenn' ich dich (nur Str, 2, 4 steht wohl statt gleich), in den zwei folgenden der zweite auf froh und schön, der vierte auf dort und da erkenn' ich dich (nur daß Str. 4, 4 kenn' statt erkenn' steht); die fünfte schließt gleichfalls auf ich dich, aber das vorhergehende Wort reimt nicht, in der sechsten reimt nur noch dich. So nimmt der Reim stetig ab, wie es scheint mit Absicht, gleichsam zur Andeutung des immer seelenhaftern Ausdrucks. Str. 5, 3 ist vor dann ein wenn zu denken.

**) Das Gedicht des Hafis, von dem Goethe den Namen hernahm, heißt bei Hammer durch offenbares Versehen Buch der (statt des) Schenken, ein Druckfehler, der auch in das Inhaltsverzeichniß überging.

***) Händeln, im Sinne von verhandeln, nicht, wie M. Heyne erklärt, Händel besprechen, sondern prägnant mit Händeln (streitend) besprechen.

†) Von Loeper setzt nach bedrängt V. 7 Fragezeichen statt des richtigen Ausrufungszeichen. Es ergänzt sich das weiß ich.

ment und Griffel, um es gleich aufzuschreiben, aber es war so, wie er gesagt.*)

2. Sitz' ich allein, im Juli 1818 im Divan gedruckt. Auch in der Schenke sitzt er für sich allein, und überläßt sich, vom Weine angefeuert, seinen eigenen Gedanken. So erfreuen ihn die besten Güter des Lebens, Wein und Liebe, letztere freilich nur in Gedanken.**)

3. So weit bracht' es Muley, der Dieb, gleichzeitig mit 2 auf derselben Seite gedruckt, nur durch einen Strich getrennt. Der Dichter will sagen, daß ihm auch in der Trunkenheit Lieder gut gelingen, wie Muley die schönste Schrift. Was hierbei zu Grunde liegt, habe auch ich trotz mannichfacher Nachfrage nicht erfahren können. Gewiß ist, daß ein Versehen stattgefunden, da Muley nur Ehrentitel, kein Name ist. Den Ehrennamen Muley (mûlai, altarabisch maulayya, Ableitung von maulâ) führen die Nachkommen von Ali und Fatime, und so legten sich diesen maurische Araberfürsten bei, insonderheit die Herrscher von Marokko und Fez, die, wie die Prinzen, noch heute den Namen führen. In Calderons El principe constante kommt freilich im Personenverzeichnisse ein Muley als Feldherr vor, aber im Stücke selbst nennt er sich Muley Scheik, Neffe des Königs von Fez. Schiller hat nach dem Namen des grausamen von Karl V. in Tunis wieder eingesetzten Königs Muley Hassan mit größter Rücksichtslosigkeit

---

*) Der Griffel paßt eigentlich nicht zum Pergament, auf das man mit einem Rohr (vgl. I, 19) oder einem Federkiel schreibt, die auch Hafis z. B. I, 69, 231. II, 145 nennt. Griffel steht allgemein, wie Psalm 45, 2. — Das schließende Ja, so! betheuert mit freudiger Aufregung.

**) Der zweite Vers ist einen Fuß länger als der erste; dann folgt ein bloßer Anapäst, worauf die folgenden Versen stetig wachsen. Die vier ersten Verse haben denselben Reim, der vierte gar dasselbe Reimwort mit dem ersten.

müsse. Besser bildete er einen Spruch für sich. — **Sorgenbrecher** finden wir so schon bei E. Kleist und Musäus. Hafis sagt (Ja 50): „Welcher das Weinglas leert, leeret die Sorgen auch aus.“

Zwischen diese beiden Sprüche setzte die Quartausgabe noch die beiden später wieder ausgefallenen:

> Wein, er kann dir nicht bekommen,
> Dir hat ihn kein Arzt erlaubt;
> Wenig nur verdirbt den Magen
> Und zu viel erhitzt das Haupt.

> Wißt ihr denn, was Liebchen heiße?
> Wißt ihr, welchen Wein ich preise?

Von Loeper hat sie nach 7 gesetzt, weil sie die nach ihm sich aufeinander beziehenden Strophen 5 und 6 ungebührlich trennten. Daß unsere beiden Sprüche zusammengehören, deutet die Quartausgabe nicht an, wie es von Loeper thut. Ich habe schon in der ersten Auflage den zweiten als Antwort auf den ersten gefaßt. Es wird hier der Wein jemand abgerathen, wobei der Grund, daß wenig den Magen verderbe, nur scherzhaft gefaßt werden kann (eher erwartete man, wenig Wein spüle nur die Lippen). Dieser erwiedert, den Wein, den er trinke, reiche ihm die Geliebte, von der alles ihm wohlthätig sei. Vgl. zu 12,4. Etwas Gezwungenes bleibt auch so zurück, und die Verse scheinen hier wenig an der Stelle.

7. **In welchem Weine**, nach Goethes Tod hier eingeschoben. Der Uebermuth unseres Zechers ist toller und feuriger als die Laune des Rheinweinliedes von Claudius, wonach „solch ein Wein in ganz Europia nicht mehr wächst“. Der trunkene Alexander, der längst dahin ist, bietet dem Zecher ein willkommenes Stichblatt. Von Loeper bezieht die Verse auf den unvergleichlichen Elfer.

8. So lang man nüchtern ist, am 26. Juli 1814 auf der Reise zwischen Eisenach und Fulda gedichtet. Eine lebendig frische Ausführung des Gedankens, daß Trinken und Lieben verbunden sein müssen, wobei zu Grunde liegen der Anfang einer Ghasele des Hafis, Mim 33, wo es heißt, er habe mit dem Wirthe die Uebereinkunft getroffen,

> Daß Trinken dort verboten sei,
> Wo sich kein Liebling finde,

und Ta 15:

> Wein ist erlaubt nach unserm Gesetz,
> Doch ohne dein Antlitz
> Rosenceder, ists verboten,

woraus Goethe freilich etwas ganz anderes gemacht hat. In der ersten Strophe hebt er hervor, daß der Wein wahre Einsicht verleihe, aber freilich müsse man Maß zu halten wissen. Hafis möge ihn lehren, wie er die rechte Weise verstanden. Sofort schließt er daran die Meinung an, die er für ganz sachgemäß hält, daß man nicht lieben solle, ohne zu trinken, aber auch nicht trinken, ohne zu lieben, wie es Hafis wirklich gehalten. Die Anknüpfung mit denn ist freilich etwas lose, auch übertrieben auffallend gebraucht. Sonderbar gab Zelter dem Liede die Ueberschrift Verstand und Recht. Vgl. Goethes Verse vom August 1826 Erläuterungen I, 416.

9. Warum du nur oft so unhold bist? Zu Eisenach am 24. Mai 1815 an demselben Tage mit III, 10 und VIII, 2. 3 gedichtet. Der Spruch, der wohl dem folgenden hier seine Stelle zu danken hat, gehörte in das vorige Buch. Hatem entschuldigt seinen Mißmuth damit, daß die Seele sich im Körper unbehaglich finde und der Körper selbst oft, gerade wenn sie sich frei aufschwingen möchte, widerwärtig beschränkt werde, wodurch sie in doppelte Noth geräth, da sie einmal durch, dann aber auch mit dem Körper leidet.

Die platonische Vorstellung von der Einkerkerung der Seele in den Körper findet sich auch bei den Persern. Vgl. zu X, 2 (S. 384). Dem spielenden Gedichte fehlt es selbst an rechter freier Bewegung.

10. Wenn der Körper ein Kerker ist, zu Frankfurt drei Tage später als 9 gedichtet. Lustiges Bild des Trinkers, der zuletzt im Taumel eine Flasche zerschlägt. Vgl. Unüberwindlich (Epigrammatisch 22). Damit die Seele in ihrem Kerker, worin sie sich wohl befindet, auch vergnügt bleibe, verlangt sie eine Flasche nach der andern zur Gesellschaft. Doch zuletzt wird es ihr zu viel und da zerschlägt sie die Flasche, ehe sie zu ihr hereinkommt.*)

11. 12. Dem Kellner. Dem Schenken, stehen im ersten Drucke auf derselben Seite. Die zweite Strophe ist am 1. Juli 1815 zu Wiesbaden entstanden, veranlaßt durch einen schönen jungen Kellner auf dem nahen Geisberg; sie scheint mit Bezug auf die erste gedichtet, die demnach nicht jünger sein kann. — 11, 1 f. Das wiederholte mir entspricht der unmuthigen Aufregung. — V. 3. Der Elfer, der, wie Goethe in der Beschreibung des Rochusfestes sagt, zugleich köstlich und reichlich war und damals jederzeit genannt wurde, wenn auf etwas Vorzügliches im Lande die Rede kam. — 12, 4. Ist schmackhaft und helle, wenn er freundlich gereicht wird. Das deutsche Sprichwort sagt: „Ist die Wirthin schön, so auch der Wein schön.“ Der Vers bildet den geraden Gegensatz zum letzten Verse der ersten Strophe. Auch Hafis gedenkt Ver 3 des „freundlichen“ Schenken.

---

*) Der erste Druck hat im vorletzten Verse tragen, wofür die Ausgabe letzter Hand ertragen einführte, wodurch aber nicht nur dem Verse nicht aufgeholfen, sondern ein Uebelklang hereingebracht wird. Besser setzte man nach Seele nach goetheschem Gebrauche noch die ein, das wohl nur durch Druckfehler ausgefallen ist. Die Verse sind jambisch-anapästisch; der erstere kürzere Vers beginnt anapästisch. In V. 3 und 7 wird Seele mit der früher allgemein zugestandenen prosodischen Freiheit als beginnender Jambus gelesen.

13. Du, mit deinen braunen Locken, im Oktober 1814, wohl auf der Rückreise nach Weimar gedichtet. Vgl. S. 32. Eifersucht des jungen Schenken auf das Mädchen, das er nicht zu seinem Herrn lassen will. Der Gegensatz ist hübsch und fein ausgesprochen.

14. Sie haben wegen der Trunkenheit, am 29. September 1815 oder kurz darauf gedichtet. Vgl. S. 69 f., wo auch der Ghaselenform gedacht ist.*) Goedeke erklärt auch unser Gedicht als „Nachbildung", woran wir uns zu zweifeln erlauben. Der Dichter führt das von Loeper angeführte Wort des Kjatibi Rumi (zu VI, 23) aus, daß „Liebestrunkene von Gottesfürchtigen nicht getadelt", sie „stets unter Verständigen entschuldigt werden", auf eigenthümliche Weise aus. Dazu kommen die Aeußerungen bei Hafis, daß man ihn wegen der Trunkenheit verklagt, die häufigen Bezeichnungen der Liebe als einer Trunkenheit, eines Rausches und die vielen Ghaselen, wo des Weines neben der Geliebten oder auch des Trinkens aus Verzweiflung wegen der Trennung von der Geliebten gedacht wird. Hatems Ankläger haben nur von der nüchternen Trunkenheit des Weines gesprochen: ihn aber treibt die Liebestrunkenheit, sein Herz ist dabei von der Trunkenheit des Liedes geschwellt**) und er auch von Wein trunken. Diese vereinigte dreifache Trunkenheit ist die

---

*) Im Divan stand V. 3 von der Trunkenheit, das wir nicht m von Loeper für sinnentsprechender als die Aenderung der Ausgabe letzter Hand von unsrer Trunkenheit halten möchten; auf von der Trunkenheit V. 1 folgt V. 2 uns, während hier keine solche nähere Bestimmung sich findet. V. 4 f. hieß es zuerst Gewöhnlich die Betrunkenheit Verschwindet. V. 7 hätte für den Vers auch Trunkenheit genügt, aber Betrunkenheit ist hier als V. 5 entsprechend gewählt.

**) Daß das Herz in Trunkenheit der Lieder rage, ist ein dem Reim zu Liebe gewagter Ausdruck für sich emporhebt oder, wie Klopstock sagt, empört.

göttlichste Betrunkenheit, die Lust und Leid bereitet.*) II, 11 greift Hafis zur Schale, um den Liebesbrand zu löschen. Der wirkliche trinkt immer, unbekümmert um die Frommen und den Weinvogt (II, 207).

Hier hat von Loeper das von ihm zuerst in besonderm Drucke veröffentlichte schöne Lied Goethes auf den Elfer eingeschoben, das nach V. 3 wohl in Heidelberg gedichtet ist. Vgl. S. 70. Der Dichter führt mit frischer Heiterkeit sein zu 11 angeführtes Wort aus, daß man den Elfer jederzeit nenne, wo auf etwas Vorzügliches im Lande die Rede komme. Wenn man die Fürsten hoch im Elfer leben läßt, so nennt er, wenn er seine Schoppen still verzehrt, bei sich den Namen der Geliebten. Daß man auch von seinen Liedern fast wie vom Elfer spricht, läßt ihn seines Meisters Hafis gedenken, und in übermüthiger Laune ruft er diesen aus seinem Paradiese, wo es keinen Elfer gebe, ja er setzt ihm gleich einen Römer**) des prächtigen Weines vor. Ueber den Wein im Paradiese zu XII, 2 Str. 8.

15. Du kleiner Schelm, du! erst in der Ausgabe letzter Hand hier eingeschoben. Der trunkene Dichter bedeutet den jungen Schenken, der ihn taumeln sieht, nur darauf komme es an, daß man seiner bewußt bleibe, wie er auch noch jetzt bei Sinnen sei, sich seiner lieblichen Gegenwart erfreue.

16. Was in der Schenke waren heute. Die schon in Kunst und Alterthum VI, 1 gedruckten, kurz darauf in der Ausgabe letzter Hand hier erschienenen Verse sind freie Nachbildung des Anfanges der Ghasele Dal 124 des Hafis:

---

*) Erst von Loeper hat V. 17 richtig Lieb-, Lied- statt Lieb', Lied geschrieben. Die gewagte Auslassung des es ist ähnlich wie in Geist- und Feuerschritte (Epigrammatisch 12).

**) Hermann und Dorothea I, 168:
Mit den grünlichen Römern, den echten Bechern des Rheinweins.

Ei, ei! was in der Schenke heut
Des Morgens für ein Lärmen war,
Wo Schenke, Liebchen, Fackel, Licht
Im heftigsten Tumulte war.
Und wo (wiewohl Erklärungen
Die Liebsgeschichte nicht bedarf)
Die Flöte und die Trommel doch
Im lautesten Getöse war.
Wer bloß aus Lieb' zu Streit und Zank
In diesen Kreis von Narren ging,
Wohl weit entfernet von dem Streit
Der Schulen und der Kanzeln war.

Goethe selbst ist bei dem rohen Tollen in der Schenke gewesen, da ihm das lustige Leben des Volkes so wenig zuwider ist als seinem Faust, dagegen hält er sich von dem ekelhaften Gezänk der Katheder (Kanzeln) entfernt. Vgl. den Spott des Fidelen über das Gezänk der Philosophen im Walpurgisnachtstraum des Faust. Die Verse ständen ihrer Richtung nach besser im Buche des Unmuths oder in der siebenten auf die Kathederweisheit spottenden Abtheilung der Xenien.

17. Welch ein Zustand! Herr, so späte, gleichzeitig mit 13 gedichtet. Dem Dichter schwebte der Bericht Chardins vor, daß der persische König Selim III., ein starker Trinker, wenn die Wärme und Munterkeit, in die ihn der Wein versetzt, vorüber gewesen, in so übler Laune sich befunden, daß niemand ihm zu nahen gewagt. „Diesen Zustand", fügt er hinzu, „nennen die Perser Bidamag buden, verstimmt (sans gaieté)."*) Wie Selim, will der

*) Es müßte S. 4 eigentlich Katzenjammer haben heißen. Brentanos Gründung Prags, worin der schon ältere Ausdruck in seiner Anwendung auf den unbehaglichen Zustand nach einem Rausche vorkommt und in einer Anmerkung erklärt wird („Ein Name, mit welchem die vollen Brüder die Nach-

Dichter von nichts wissen, auch nicht von seinem lieben Schenken; die ganze Welt ist ihm „vergällt", selbst Rose und Nachtigall (VIII, 7). Der Schenke aber möchte seinen Magen durch Mandeln herstellen*), ihn mit frischer Luft laben und durch seinen Blick ihn wieder reizen, daß er ihn küsse. Im Gegensatz zu V. 6—8 schließt der Schenke damit, die Welt sei keine düstere Höhle, sondern immer reich an neuem Leben, an Brut und Nestern, an Rosenduft und Rosenöl (oben war der Schein und Duft der Rose erwähnt), und auch die Nachtigall singe noch immer so schön.

18. Jene garstige Vettel, am 25. Oktober 1815 in Weimar gedichtet. Der Dichter hat in Verzweiflung an der Welt sein volles Glück im Besitze Suleikas und des Schenken (Saki. vgl. VIII, 31, unten 19) wiedergefunden. Beim Anfange schweben die von Diez angeführten Verse des Gedichtes das Verhängniß von Haschemi Efendi vor:

> Laß dich nicht verblenden vom grundlosen Glücke! es ist vergänglich,
> Es ist eine zügellose alte Vettel,

wozu der Uebersetzer bemerkt: „Die alte Vettel ist die Welt, die alle ihre Liebhaber umbringt, ohne ihnen Gunstbezeugungen widerfahren zu lassen!" Im Buche des Kabus lesen wir: „So lange die alte Vettel das Glücksrad drehen wird." Bei Hafis heißt es vom Schicksal (Ta 57): „Wer sagt, daß eine Metze dem Betrug

---

wehen der Trunkenheit bezeichnen") ward 1813 gedichtet, erschien aber erst Ostern 1815. Ob dieser den Namen aus dem jenaer oder dem heidelberger Studentenleben oder gar aus Böhmen oder Berlin kannte oder er rheinisch war, ist bis jetzt nicht entschieden. Von Loeper meint, Goethe habe ihn „der Studentensprache Heidelbergs, speziell der seines Schenken, entnommen", was uns gerade nicht wahrscheinlich ist.

*) Eben das, dein Mißbehagen. — Behandeln, vom Versuche zu heilen. — Klecken, älterer Ausdruck für gelingen.

entsagt?“ Von Hammer bemerkt dazu, die Welt werde immer als ein betrügerisches altes Weib von den persischen Dichtern personifizirt. — Glauben und Hoffnung hatte sie ihm genommen, aber die Liebe ließ er sich nicht rauben, nur vertheilte er sein Liebesglück auf zwei, um doppelt und sicherer zu genießen. Er erfreut sich jetzt, wo beide ihm zu Willen sind,*) des höchsten Glückes im Glauben an Suleikas Liebe und in dem die Gegenwart verherrlichenden Becher, den der Schenke ihm freundlich reicht, so daß er der Hoffnung gar nicht bedarf. Von Loeper versteht unter er im drittletzten Verse den Glauben, aber neben Suleika (ihr) muß auch des Schenken am Schlusse gedacht sein.

19. Heute hast du gut gegessen, gleichzeitig mit 13 und 17.**) Vgl. S. 32. 53 f. Goethe deutet in diesem hübschen Scherze auf den bei Paulus zum Nachtische üblichen Mischtrank aus Pfirsichen, Kirschwasser und Mandeln, dem man den Namen Schwänchen gegeben hatte, während Goethe mit diesem Namen einen ganz andern Begriff verband, es von den Resten des Mahles verstand. Der Schenke nimmt den Abhub der Speisen, den er als Schwänchen bezeichnet, setzt dagegen ein anderes Schwänchen, einen Mischtrank, vor; jenen will er dem Schwane bringen, der stumm auf den Wellen daherfährt. Von diesem möchte er kein Lied hören,

*) Etwas nüchtern ist der Ausdruck „Jedes der beiden beeifert sich um die Wette.“ — Die Zinsen entrichten sie seiner Liebe. Vgl. Hafis Ja 27: „Wenn des Lebens Kapital ewighin verzinset wäre.“

**) Paulus erhielt das Gedicht von Goethe mit der Ueberschrift Der gute Schenke und der Unterschrift „(Nach dem Lateinischen.) Weimar den 1. Januar 1815.“ V. 2 lautet dort Doch weit besser noch getrunken, V. 5 beginnt Dieses nennen, V. 6 Wies auch satten, V. 7 Und ich bring' es. Das „Nach dem Lateinischen“ soll offenbar neckisch irre führen, da das Gedicht auf ein im Hause von Paulus zum Nachtisch gangbares Getränk deutet.

sind, die ihm der Geliebten wegen so gefallen, das er sie immer schöner und seinem Sinne gemäßer schreibe, ohne sich um das Urtheil der Welt zu kümmern, zu seiner eigenen Lust; denn das in ihnen lebende Bild tritt in seinem vollen Glanze neu hervor in der reichen ihr entsprechenden Umgebung (Schranken), von Rosen umrankt (vgl. 53, 4) und in lasurnem Rähmchen.*)

50. Wie mit innigstem Behagen, am 23. Dezember 1815 gedichtet. Vgl. S. 80. Eine Erwiederung in Suleikas Namen auf das vorige Lied, die man Mariannen selbst beizulegen geneigt sein würde, läge sie nicht von des Dichters eigener Hand vor. Benutzt ist die Erklärung von Hammers zum Schlusse der Ghasele Ta 63: „Ich will dir mein Herz schicken, damit du dich darin wie in einem Spiegel sehn könnest.“ Sie hat den Sinn von Hatems Lied verstanden; dieses will sagen, daß er ihrer noch immer gedenkt, an dem Glück seiner Liebe die Geliebte auch in der Ferne Theil nehmen lassen will, da diese sich ganz ihm geweiht.**) Sie wendet aber das Bild vom Spiegel anders. Der Spiegel, in welchem er sich selbst erblickt, ist ihr Herz, ihre Brust, in welche seine Küsse die vollste Bestätigung ihrer Liebe gedrückt. Sie fühlt, daß seine Lieder, welche nur lautere Wahrheit, seine herzliche Liebe, aussprechen, sie ganz an seine Seele fesseln, da sie die lichte Klarheit der Liebe rein verkörpert haben.***)

---

*) Hafis sagt von dem Aufgange der Sonne „der goldene Falke nehme seinen Platz ein „in lasurenem Nest“ (Dal 167). Lasurn liebt Wieland, der in seinen Jugendgedichten lasurnen als Takthylus braucht.

**) Ein Leben, bezeichnender als ihr Leben; ein ganzes volles Leben ist es, das sie ihm weiht.

***) Zu rein verkörpert Liebesklarheit ist zu denken es ist. Deshalb ist das bei von Loeper am Schlusse stehende Ausrufungszeichen nicht an der Stelle. Das Komma nach Liebesklarheit hat schon die Ausgabe letzter Hand weggelassen.

göttlichste Betrunkenheit, die Lust und Leid bereitet.*) II, 11 greift Hafis zur Schale, um den Liebesbrand zu löschen. Der wirkliche trinkt immer, unbekümmert um die Frommen und den Weinvogt (II, 207).

Hier hat von Loeper das von ihm zuerst in besonderm Drucke veröffentlichte schöne Lied Goethes auf den Elfer eingeschoben, das nach V. 3 wohl in Heidelberg gedichtet ist. Vgl. S. 70. Der Dichter führt mit frischer Heiterkeit sein zu 11 angeführtes Wort aus, daß man den Elfer jederzeit nenne, wo auf etwas Vorzügliches im Lande die Rede komme. Wenn man die Fürsten hoch im Elfer leben läßt, so nennt er, wenn er seine Schoppen still verzehrt, bei sich den Namen der Geliebten. Daß man auch von seinen Liedern fast wie vom Elfer spricht, läßt ihn seines Meisters Hafis gedenken, und in übermüthiger Laune ruft er diesen aus seinem Paradiese, wo es keinen Elfer gebe, ja er setzt ihm gleich einen Römer**) des prächtigen Weines vor. Ueber den Wein im Paradiese zu XII, 2 Str. 8.

15. Du kleiner Schelm, du! erst in der Ausgabe letzter Hand hier eingeschoben. Der trunkene Dichter bedeutet den jungen Schenken, der ihn taumeln sieht, nur darauf komme es an, daß man seiner bewußt bleibe, wie er auch noch jetzt bei Sinnen sei, sich seiner lieblichen Gegenwart erfreue.

16. Was in der Schenke waren heute. Die schon in Kunst und Alterthum VI, 1 gedruckten, kurz darauf in der Ausgabe letzter Hand hier erschienenen Verse sind freie Nachbildung des Anfanges der Ghasele Dal 124 des Hafis:

---

*) Erst von Loeper hat V. 17 richtig Lieb-, Lied- statt Lieb', Lied geschrieben. Die gewagte Auslassung des es ist ähnlich wie in Geist- und Feuerschritte (Epigrammatisch 12).

**) Hermann und Dorothea I, 168:

Mit den grünlichen Römern, den echten Bechern des Rheinweins.

Ei, ei! was in der Schenke heut
Des Morgens für ein Lärmen war,
Wo Schenke, Liebchen, Fackel, Licht
Im heftigsten Tumulte war.
Und wo (wiewohl Erklärungen
Die Liebsgeschichte nicht bedarf)
Die Flöte und die Trommel doch
Im lautesten Getöse war.
Wer bloß aus Lieb' zu Streit und Zank
In diesen Kreis von Narren ging,
Wohl weit entfernet von dem Streit
Der Schulen und der Kanzeln war.

Goethe selbst ist bei dem rohen Tollen in der Schenke gewesen, da ihm das lustige Leben des Volkes so wenig zuwider ist als seinem Faust, dagegen hält er sich von dem ekelhaften Gezänk der Katheder (Kanzeln) entfernt. Vgl. den Spott des Fidelen über das Gezänk der Philosophen im Walpurgisnachtstraum des Faust. Die Verse ständen ihrer Richtung nach besser im Buche des Unmuths oder in der siebenten auf die Kathederweisheit spottenden Abtheilung der Xenien.

17. Welch ein Zustand! Herr, so späte, gleichzeitig mit 13 gedichtet. Dem Dichter schwebte der Bericht Chardins vor, daß der persische König Selim III., ein starker Trinker, wenn die Wärme und Munterkeit, in die ihn der Wein versetzt, vorüber gewesen, in so übler Laune sich befunden, daß niemand ihm zu nahen gewagt. „Diesen Zustand", fügt er hinzu, „nennen die Perser Bidamag buden, verstimmt (sans gaieté)."*) Wie Selim, will der

*) Es müßte S. 4 eigentlich Katzenjammer haben heißen. Brentanos Gründung Prags, worin der schon ältere Ausdruck in seiner Anwendung auf den unbehaglichen Zustand nach einem Rausche vorkommt und in einer Anmerkung erklärt wird („Ein Name, mit welchem die vollen Brüder die Nach-

Dichter von nichts wissen, auch nicht von seinem lieben Schenken; die ganze Welt ist ihm „vergällt", selbst Rose und Nachtigall (VIII, 7). Der Schenke aber möchte seinen Magen durch Mandeln herstellen*), ihn mit frischer Luft laben und durch seinen Blick ihn wieder reizen, daß er ihn küsse. Im Gegensatz zu V. 6—8 schließt der Schenke damit, die Welt sei keine düstere Höhle, sondern immer reich an neuem Leben, an Brut und Nestern, an Rosenduft und Rosenöl (oben war der Schein und Duft der Rose erwähnt), und auch die Nachtigall singe noch immer so schön.

18. Jene garstige Vettel, am 25. Oktober 1815 in Weimar gedichtet. Der Dichter hat in Verzweiflung an der Welt sein volles Glück im Besitze Suleikas und des Schenken (Saki. vgl. VIII, 31, unten 19) wiedergefunden. Beim Anfange schweben die von Diez angeführten Verse des Gedichtes das Verhängniß von Haschemi Efendi vor:

> Laß dich nicht verblenden vom grundlosen Glücke! es ist vergänglich,
> Es ist eine zügellose alte Vettel,

wozu der Uebersetzer bemerkt: „Die alte Vettel ist die Welt, die alle ihre Liebhaber umbringt, ohne ihnen Gunstbezeugungen widerfahren zu lassen!" Im Buche des Kabus lesen wir: „So lange die alte Vettel das Glücksrad drehen wird." Bei Hafis heißt es vom Schicksal (Ta 57): „Wer sagt, daß eine Metze dem Betrug

---

wehen der Trunkenheit bezeichnen") ward 1818 gedichtet, erschien aber erst Ostern 1815. Ob dieser den Namen aus dem jenaer oder dem heidelberger Studentenleben oder gar aus Böhmen oder Berlin kannte oder er rheinisch war, ist bis jetzt nicht entschieden. Von Loeper meint, Goethe habe ihn „der Studentensprache Heidelbergs, speziell der seines Schenken, entnommen", was uns gerade nicht wahrscheinlich ist.

*) Eben das, dein Mißbehagen. — Behandeln, vom Versuche zu heilen. — Klecken, älterer Ausdruck für gelingen.

entsagt?“ Von Hammer bemerkt dazu, die Welt werde immer als ein betrügerisches altes Weib von den persischen Dichtern personifizirt. — Glauben und Hoffnung hatte sie ihm genommen, aber die Liebe ließ er sich nicht rauben, nur vertheilte er sein Liebesglück auf zwei, um doppelt und sicherer zu genießen. Er erfreut sich jetzt, wo beide ihm zu Willen sind,*) des höchsten Glückes im Glauben an Suleikas Liebe und in dem die Gegenwart verherrlichenden Becher, den der Schenke ihm freundlich reicht, so daß er der Hoffnung gar nicht bedarf. Von Loeper versteht unter er im drittletzten Verse den Glauben, aber neben Suleika (ihr) muß auch des Schenken am Schlusse gedacht sein.

19. Heute hast du gut gegessen, gleichzeitig mit 13 und 17.**) Vgl. S. 32. 53 f. Goethe deutet in diesem hübschen Scherze auf den bei Paulus zum Nachtische üblichen Mischtrank aus Pfirsichen, Kirschwasser und Mandeln, dem man den Namen Schwänchen gegeben hatte, während Goethe mit diesem Namen einen ganz andern Begriff verband, es von den Resten des Mahles verstand. Der Schenke nimmt den Abhub der Speisen, den er als Schwänchen bezeichnet, setzt dagegen ein anderes Schwänchen, einen Mischtrank, vor; jenen will er dem Schwane bringen, der stumm auf den Wellen daherfährt. Von diesem möchte er kein Lied hören,

---

*) Etwas nüchtern ist der Ausdruck „Jedes der beiden beeifert sich um die Wette.“ — Die Zinsen entrichten sie seiner Liebe. Vgl. Hafis Ja 27: „Wenn des Lebens Kapital ewighin verzinset wäre.“

**) Paulus erhielt das Gedicht von Goethe mit der Ueberschrift Der gute Schenke und der Unterschrift „(Nach dem Lateinischen.) Weimar den 1. Januar 1815.“ V. 2 lautet dort Doch weit besser noch getrunken, V. 5 beginnt Dieses nennen, V. 6 Wies auch satten, V. 7 Und ich bring’ es. Das „Nach dem Lateinischen“ soll offenbar neckisch irre führen, da das Gedicht auf ein im Hause von Paulus zum Nachtisch gangbares Getränk deutet.

da die Schwäne nur vor ihrem Tode singen sollen*), und launig fügt er hinzu, auch Goethe möge nicht singen, wenn sein Gesang sein Ende andeuten solle. Daß der Dichter auch ein Schwan sei, nach der bekannten bildlichen Bezeichnung der Alten, wird nicht bestimmt ausgesprochen, aber doch zuletzt angedeutet, wo der Singschwan, der davon benannt ist, daß er auf den Wanderungen einen starken Ton von sich geben soll, im Gegensatz zum Dichter erscheint, der den Schenken durch seinen Gesang erfreut (vgl. 20). Offenbar wird das Schwänchen, wie's dem satten Gast gelüstet,**) das zum Nachtisch dient, diesem entgegengesetzt, das von den Speisen in den Napf gesunken (V. 3 f.) ist und das er nun dem Schwane auf dem Wasser bringen will. Von Loepers Deutung, der Schenke raube dem Dichter sein von ihm zurückgestelltes Dessert, um damit den Schwan zu füttern, kann ich mit dem Wortlaut des Gedichtes nicht in Einklang bringen. Es sind eben zwei verschiedene Arten von Schwänchen***) und Schwänen, obgleich weder der Abhub als Schwänchen noch der Dichter als Schwan ausdrücklich bezeichnet wird.

20. Nennen dich den großen Dichter, gleichzeitig mit 19. Der Schenke hat es am liebsten, wenn der Dichter, wie gern er diesem auch zuhört, nicht singt, sondern ihn durch seine ihm ins Herz dringenden Liebkosungen erfreut. Vgl. VIII, 30, 5 ff. Die erste Strophe hat Platen glücklich glossirt.†)

---

*) Das Bild, daß er sich selbst zu Tode läute, ist von der Sitte entnommen, daß man, wenn einer im Sterben liegt, läutet.

**) Gelüsten nach früherm Gebrauche mit dem Dativ, wie bei Bürger.

***) Der erste Druck brachte den argen Druckfehler Schwächen.

†) Nennen, mit volksthümlicher Auslassung von sie am Anfange des Satzes, wie häufiger ich, du und es fehlen; hart ist dagegen die Auslassung des du im zweiten Satze nach wenn. Anders ist es, wenn I, 1, 21 ich nach

21. Schenke, komm! Noch einen Becher! am 23. Februar 1815 gedichtet, nach der Aeußerung Oelsners (Mahomet 217), die Abschweifungen im Koran seien oft absichtlich, weit öfter aber von der Art, daß der Prophet den Gläubigen nur deswegen den Wein untersagt zu haben scheine, um das Vorrecht der Trunkenheit für sich selber zu behalten. Wie Hafis, setzt der Dichter sich über Mahomets*) Verbot des Weintrinkens hinweg.**) Auch dem Schenken ists mit seiner Berufung auf Mahomet nicht ernst gemeint, da sonst sein Amt ganz aufhörte, er möchte nur dem weitern Trinken wehren, nachdem sein erster Grund, daß der Dichter in den Ruf eines wilden Zechers gekommen, durch die Bemerkung, er bleibe immer auf den Beinen (vgl. oben 15), zurückgewiesen ist.

22. Denk, o Herr, wenn du getrunken, im Juli 1818 im Divan gedruckt. Der Schenke mahnt den in der Begeisterung des Weines und des Dichtens alles, was er im Busen fühlt, aussprechenden Dichter, doch nicht zu offen zu sein, dieser aber erklärt die Offenheit der Seele für einen nothwendigen Trieb der Dichter-

---

wenn fehlt, da ich dort Gedankensubjekt in V. 19 ist. — Wenn dich auf dem Markte zeigest. Man deutet auf ihn und preist ihn (Hor. carm. IV, 1, 21. 22). — Und ich horche, indem der Gesang in der Seele noch fortwirkt. Horchen steht hier nicht für harren. Von Loeper vergleicht das Buch der Weisheit 8, 12: „Wenn ich schweige, werden sie auf mich harren", worauf folgt „wenn ich rede, werden sie aufmerken." — Lieber lieben, stärker als lieber haben. — Zum Erinnern wird V. 8 erklärt. Vgl. VIII, 50. 11 f. — Viel zu denken, hier von dem innigen Gefühl der Liebe.

*) Der erste Druck hat Mohamed, die Ausgabe letzter Hand Mohamet. Von Loeper hat die sonst überall im Divan stehende Form ohne Angabe der überlieferten Lesart mit Recht auch hier Mahomet gesetzt.

**) Hier stand zuerst Muselmannen, während sich XII, 2, 50 Musulman findet. Die Ausgabe letzter Hand führte hier Musulmanen ein. Mussulman (Mussul-Imaan) heißt standhaft im Glauben. Vgl. S. 233*.

natur. — Str. 1 f. Der Schenke (Saki) warnt den beim Weine seinen Gefühlen vollen Ausdruck gebenden und vom Rausche hingerissenen Dichter vor seinem zu freien Ausbruche, da er vor Feinden und Heuchlern auf seiner Hut sein müsse, die ihm überall zu lauern scheinen. Der Mönche und der in der Zelle wohnenden Gleißner gedenkt auch Hafis, wie Dal 5. 27. Vgl. I, 15 Str. 6. V, 5 Str. 5. — Str. 3 f. Dem Knaben kommt es wunderbar vor, daß der sonst so weise Dichter darin unkluger ist als er selbst, wobei er das Sprichwort: „Jugend hat keine Tugend" frei ausführt, indem er die Gefühle seiner Brust verräth. Hier ist die eigentliche Trunkenheit schon zurückgetreten, vielmehr nur von dem freien, freilich durch den Wein gehobenen dichterischen Ergusse die Rede, während oben, besonders V. 6 in dem Aufdentischschlagen (vgl. gesellige Lieder 7, 7 f.), die Aufregung durch den Wein hoch gestiegen war. — Str. 5 f. Des Dichters Antwort geht eben nur auf die Dichtung. Mit liebevoller Laune wünscht er dem Schenken, daß er so jung und auch so klug bleiben möge, wie er jetzt sei. Das Dichten ist eben eine Himmelsgabe, die ihrem Besitzer keinen irdischen Vortheil bringt, da das Leben voll Trug ist, List und Ränke in ihm herrschen. Das Sprichwort sagt: „Die Welt betrügt und will betrogen sein." Der Dichter liebt es, zuerst sich ins Geheimniß zu hüllen, verräth es aber darauf aller Welt. Dabei ist aber nur an die Liebe gedacht. Vgl. Lieder 2 und den Schluß der römischen Elegien. Aber auch sonst sucht der Dichter vergebens das Geheimniß in seiner Brust zu verschließen, das Dichten selbst ist schon Verrath, da dieser vom Geiste sich getrieben fühlt, dem, was er in tiefster Seele erkannt hat, gleichsam körperliches Dasein zu verleihen, es zur durchsichtigsten Klarheit zu gestalten.

23. Sommernacht, schon am 16. Dezember 1814 zu Jena

gedichtet. Vgl. S. 34. 53.*) Es überrascht den bis tief in die Nacht trinkenden Dichter, daß heute das Abendroth bis zum Morgenroth dauert, und er belehrt darüber launig den jungen Schenken, mit dem er sich so lange unterhalten hat. Noch immer sieht er, obgleich die Sonne schon längst untergegangen ist**), das Abendroth. Seine Verwunderung spricht sich in der Frage aus, wie lange dies noch dauern werde. Der Schenke glaubt, dem Herrn währe es zu lange, ehe der Sternhimmel erscheine, dessen Anblick ihn so sehr erfreut, und so erbietet er sich, vor das Zelt, in welchem sie sitzen, in den Garten zu gehn, um ihm sofort Kunde zu bringen, wenn die Nacht angebrochen, wobei er sich redselig ergeht, indem er seine vom Dichter gelernte Weisheit, was der Sternhimmel lehre, vorbringt. Alle Sterne loben sich gegenseitig als Schöpfungen Gottes; selbst der hellste bescheidet sich, daß es nur Gottes Wille gewesen, der ihn vor allen andern so glänzend gemacht.***) Der Knabe knüpft daran den allgemeinen Gedanken, daß Gott alles gut gemacht habe, eben weil er selbst der Beste sei, und so gedenkt er der Vögel, die jetzt alle ruhig jeder nach seiner Weise schlafen, der eine in einem großen, der andere in einem kleinen Neste, ein dritter auf einem Zweige der Cypresse.†) Gern gesteht er, daß er diese

*) Die ungeraden Verse reimen meist, der Reim fehlt nur in Str. 1, 2, 5, und 8.

**) Niedergangen, ältere Form mit Weglassung des ge, das der neuere Sprachgebrauch bei den Zusammensetzungen mit volltönigen Adverbien fordert.

***) Betagen, mit Tag, Licht begaben, wie es in älterer Sprache von der die Menschen bescheinenden Sonne steht.

†) Aller Vogel, wie Lessing sagt, allen Gott, Kant alles Ding, Goethe im Götz allen Augenblick, in Hermann und Dorothea V, 12 aller Zustand, auch in Prosa aller Knochen. Vgl. VIII, 27, 3. — Groß- und kleinen. Vgl. S. 272**. — Gestängelt bildete Goethe nach dem französischen perché. Schon fast anderthalb Jahre vor unserm Gedichte hatte er an

Weisheit von ihm gelernt, wobei er wohlgefällig hervorhebt, daß kein Wort von ihm je seinem Herzen entfallen werde, das alles was er sage, so gern aufnehme. Seine treue Dienstfertigkeit beweist er jetzt dadurch, daß er draußen im Garten bis gegen Mitternacht warten will, um ihn dann zu dem von ihm so sehr geliebten Schauspiel zu rufen, zu dem der Dichter selbst ihn oft aus dem eben begonnenen Schlafe wecke.*) Dieser aber lehnt launig diesen Dienst ab; freilich lasse es sich draußen in dem duftenden Garten, wo die Nachtigall die ganze Nacht hindurch schlage, so anmuthig wachen.**) In launiger Paramythie läßt er die Morgenröthe dem schönen Hesperus nachstellen, und er benutzt diese Liebesgier der Aurora nach schönen Jünglingen zur Aufforderung an den Knaben, sich nur gleich drinnen zur Ruhe zu begeben. Von der Aurora (der Eos) ist bekannt, daß sie schöne Jünglinge liebte, so den Kleitos schon bei Homer (Odyssee XV, 250 f.), den Kephalus. Auch ihren Gatten Tithonus hatte sie als Jüngling geraubt, aber, da sie vergessen hatte, ihm neben der Unsterblichkeit auch ewige Jugend von

Riemer geschrieben, man könne gar manche bezeichnende Neubildungen gewinnen, wenn man die Bezeichnungen fremder Sprachen vergleiche, und als Beispiel das französische percher angeführt, was das Sitzen der Hühner, der Vögel auf eine Stange, einen Zweig bezeichne. Danach könne man sehr gut sagen die Hühner stängeln im Sinne des Setzens auf die Stangen, während der gewöhnliche Sprachgebrauch stängeln in anderer Bedeutung brauche. — Eigenthümlich ist auch gängeln gebraucht.

*) Kauzen braucht Goethe auch in Prosa vom Kauern. — Des Nordgestirnes Zwillingswendung geht auf den großen und kleinen Bären, von denen die Griechen dem Nordpol den Namen des Bären gaben. Davon heißt es in den anakreontischen Gedichten (1): „Zur mitternächtlichen Stunde, wo schon der Bär sich dreht zur Seite des Bootes.“ Das Drehen des Bären erwähnt schon Homer (Ilias XVIII, 487 f.).

**) Duft und Garten ist eine kühne Hendiadys. Vgl. oben S. 223*. — Ueber Bulbul zu VII, 2, 11.

Zeus zu erbitten, alterte dieser und konnte zuletzt kein Glied mehr bewegen; hatte sie, als er greis zu werden begann, sich seiner enthalten, so sperrte sie ihn jetzt in ein Gemach ein, nach andern verwandelte sie ihn in eine Cikade. Daher nennt Goethe die Aurora Strohwittwe nach der bekannten scherzhaften Bezeichnung der Gattin, die auf einige Zeit der Anwesenheit des Gatten entbehrt. Bei der launigen Bemerkung, daß „das Griechenvolk" den Sommeranfang „Zeit der Flora" nenne, fällt zunächst auf, daß den Griechen die römische Flora zugeschrieben wird, da sie doch gar keine besondere Blumengöttin haben; denn ihre Chloris ist anderer Art und tritt nicht bedeutend hervor, die Hora, welche mit einem Blumenschurz dargestellt wird, ist Frühlingsgöttin und das Blumenfest der Anthesterien fällt noch vor unsern Frühling. Auch finde ich nicht, daß der Sommer von den Griechen die Zeit der Blumen genannt werde, wenn auch die anakreontischen Gedichte (53) die Rose als Blume des Sommers bezeichnen, aber eben dort heißt der Frühling kranztragend, wie schon Homer von den Frühlingsblumen spricht (Ilias II, 89). — Die schnelle Verbreitung der Morgenröthe wird als ein rasches Hinlaufen der Göttin über den weiten gerötheten Himmelsraum gedacht*), während auf der andern Seite noch das Abendroth scheint, so daß es dem Dunkel der Nacht an Raum gebricht. Wenn Homer der Morgenröthe Rosenfinger, auch wohl ein Safrangewand zuschreibt, so belebt unser Dichter das Bild dadurch, daß er der Eilenden rothe Sohlen gibt. Hesperus ist der Sonn' entlaufen, insofern er an der Stelle erscheint, wo die Sonne untergegangen. Vergebens hofft Aurora ihn zu

*) Blumenfelds Gelänge, das lange Blumenfeld. Gelänge ist eigentlich ein Grundstück von bedeutender Länge. Goethe scheint es gleich Länge zu brauchen, wie er sagt auf Eises Läng' und Breite (Lieder 11, 14).

erreichen.*) Der Dichter hat sich in seine Vorstellung so vertieft, daß er glaubt, schon das Liebeschnaufen, das gierige Verlangen der athemlos Eilenden zu vernehmen, womit er wohl zugleich auf die wehende Kühle vor Sonnenaufgang, die Morgenschauer (Klopstocks Oden 23, 3 f. 132, 2 f.), deutet. Sehr hübsch schließt das Gedicht mit der Mahnung an den schönen Knaben sich nur zurückzuziehen, damit nicht gar die Göttin, da sie des Hesperus nicht habhaft werden könne, ihn dafür ergreifen möge. Die ernste und launige Art, auf welche der alternde Dichter sich mit dem Knaben unterhält, tritt in der Rede des letztern und in den heiterm Schlusse hervor.

24. So hab' ich endlich von dir erharrt. Nach der Quartausgabe ist bloß die erste Strophe am 21. Juli 1818 gedichtet; von der zweiten sagt sie, daß sie 1819 (soll heißen im Juli 1818 im Divan) gedruckt sei. Von Loeper, der die Handschrift benutzte, gibt dieses Datum beiden Strophen.**) Derselbe hat nach der Handschrift zur Ueberschrift „(schläfrig)" und nach V. 4 „Entschläft" hinzugefügt. Wir halten dies für keine Verbesserung. Diese Zusätze hätten bloß in den Anmerkungen oder in dem Verzeichniß der Lesarten stehn sollen, da der Dichter sie mit guter Absicht als unnöthig gestrichen und es die einzigen Angaben dieser Art im ganzen Divan sind, wenn wir von dem VIII, 33 f. und IV, 23 f. V, 17 f. hinzugefügten spricht absehen. Durchaus nothwendig ist der Zusatz XII, 2. Auch hier hat die liebevolle weise Unterhaltung des Dichters den Knaben so lange wach gehalten; endlich schläft er ein; jener bleibt noch beim Becher sitzen, ist aber ganz still, damit er

*) Eilt irrig, eine eigenthümliche Verbindung. Sie ist im Irrthum, da sie ihn einzuholen hofft.

**) Auch führt er unter den von ihm benutzten Handschriften unser ganzes Gedicht an.

den holden Knaben und liebevollen Jünger nicht erwecke, dem er süßeste Ruhe und wohlthätigste Stärkung wünscht. Das Gedicht ist das schönste Siegel auf das Schenkenbuch, in welchem der Dichter die erziehende und belehrende Wirkung auf den schon fast im Jüngling sich verlierenden Knaben hervorheben wollte. Vgl. S. 84. — Dieser hat so eben die Darlegung von Gottes Allgegenwart in der Natur in lieblichster, von seiner eigenen reinen Neigung zeugenden Weise zu Ende geführt; der Knabe, der mit höchster Theilnahme gehorcht, schläft, nachdem er noch seinen liebvollen Dank dafür ausgesprochen, sogleich ein.*) Wie sehr den Dichter das liebevolle Horchen und die antheilvolle Gegenwart des lieblichen Knaben erfreut, deutet das abschließende erwachend mich erfreust statt des einfachen erwachst an.

X. Buch der Parabeln.

1. Vom Himmel sank in wilder Meere Schauer, gedruckt im Juli 1818 im Divan. Nach Saadi im Baumgarten. Goethe folgte der lateinischen prosaischen Uebersetzung bei Jones**), die er

*) Erharrt, nach langem Harren erreicht. Anders steht das Wort VIII, 2, 6.

**) „Ein Tröpfchen Wasser fiel aus regenschwangern Wolken in den Strudel des brandenden Meeres; doch als es die in ungeheuerm Wirbel wüthenden Fluten sah, stockte es entsetzt; es schwieg vor Scham und seufzte in Thränen: „Weh mir, unseliger Tag, wo ich niedriger geworden als eine Dattelschale! gestern leuchtete ich noch unter Wolken, heute fühle ich mich zu nichts geworden." Als der Tropfen dies voll Demuth sprach, erglänzte er plötzlich; denn die Gottheit, der seine Bescheidenheit gefiel, hüllte ihn in ein edles Gewand und legte ihn in eine Muschel nieder, wo er in eine Perle verwandelt wurde; und nun glänzt er in des Königs Krone." So lautet die Stelle nach wörtlicher Uebertragung des Lateinischen.

aber sehr ins Kurze zog. Herder hatte in seinen Blumen aus morgenländischen Dichtern IV, 8 ein anderes auf der Vergleichung mit der Perle in der Muschel beruhendes Gedicht aus Jones wiedergegeben. Von Helwine von Chezy befand sich eine dichterische Wiedergabe der Stelle des Saadi im ersten Bande der Fundgruben; eine andere gab Haug im Morgenblatt 1815 Nr. 102. Goethe hat die Parabel, auf die schon der Schluß von VIII, 18 deutet, in einfacher, treffend bezeichnender Kürze gegeben, auf allen dichterischen Schmuck verzichtet, wie er es überhaupt in allen diesen Parabeln that. Vgl. seine Aeußerungen über unser Buch in den Noten und Abhandlungen und über seine sonstigen Parabeln die Erläuterungen zu den lyr. Ged. I, 300 f. 403. III, 532.

2. Bulbuls Nachtlied durch die Schauer, mit 1 gedruckt. Frei von Goethe gewendet nach den vom Grafen Karl von Harrach in lateinischer Uebersetzung aus dem persischen Buche Nigaristan in den Fundgruben gemachten Mittheilungen, worin es heißt: „Diese gefangene Nachtigall, die Seele heißt, dient nicht dem Körper, der die Stelle eines Netzes versieht.“ Dieselbe Anschauung findet sich bei Hafis, der Ghasele Nun 24 beginnt:

> Der Phönix meines Herzens hat
> Sein Nest im letzten Himmel,
> Im Körperkäfigt eingesperrt,
> Ist er recht satt des Lebens.

II, 496: „Schöner Vogel, süße Seele.“ Vgl. oben S. 376. Die Schauer deuten auf die Finsterniß, wozu nicht bloß licht V. 2, sondern auch golden V. 4 einen Gegensatz bildet. Das, was die Seele recht bedenkt, ist, daß Allah es gut mit ihr gemeint hat.

3. Wunderglaube, erst in der Ausgabe letzter Hand hinzugekommen. Hier erbarmt sich Gott des um die durch eigene Schuld

zerbrochene Schale Jammernden. Sonderbar thut hier nicht der Glaube Wunder, wie es Lavater und Jung Stilling erfahren hatten*), sondern die herzliche Klage um die zu Grunde gerichtete Schönheit geht Gott zu Herzen.**) Die Ueberschrift paßt demnach nicht; höchstens könnte sie in dem Sinne gefaßt sein, daß diese Erzählung den Glauben an Wunder bestätige. Entfernte Veranlassung dürfte der Spruch bei Chardin gegeben haben: „Das zerbrochene Glas wird wieder ganz gemacht; wie viel mehr kann der Mensch wieder hergestellt werden, nachdem der Tod ihn in Stücke geschlagen!“

4. Die Perle, die der Muschel entrann. Boisserée hörte die Parabel schon am 5. August 1815 aus Goethes Munde. Bei der Schnur muß die schönste Perle sich gefallen lassen, neben weniger schönen eingereiht zu werden. Die Parabel deutet auf die Vornehmheit, die verächtlich auf andere, die ihr nachstehen, herabschauen. Die Beziehung leuchtet nicht sogleich ein, so daß eine nähere Andeutung hätte gegeben werden sollen.***)

5. Ich sah mit Staunen und Vergnügen, am 17. März

*) Im neunten Buche von Dichtung und Wahrheit heißt es von letzterm: „Das Element seiner Energie war ein unverwüstlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbar von daher fließende Hülfe, die sich in einer ununterbrochenen Vorsorge und in einer unfehlbaren Rettung aus aller Noth, von jedem Uebel augenscheinlich bestätige.“

**) Es am Schlusse deutet unbestimmt auf das Zerbrochene.

***) Die Perle hält sich für hochgeboren (vgl. XII, 6. 27), da sie doch, wie alle, aus Gottes Hand hervorgegangen. Vgl. IX, 23, 11 ff. — Dem guten Mann, der nur an sein Verdienst denkt. — Ich bin verloren. Sie glaubt ihren Werth durch die Einreihung neben weniger schönen zu verlieren. — Fall für Fall, jedenfalls, wie es in der Reihe kommt; nach der Reihe kann es hier nicht heißen. — Statt zu schlechten erwartet man mit schlechten. — Gekûttet, geheftet, festgemacht, wie Jean Paul sagt: „Die Ehen werden gekûttet.“ Kûtten ist Nebenform von kitten.

1815 gedichtet. Nach der Stelle aus Saadis Rosenthal: „Ich sagte zu einer schönen Pfauenfeder, welche ich im Alkoran zwischen den Blättern liegend fand: „Woher kommt dir solche Hoheit, daß du in so herrlichem Buche liegest?“ Die antwortete mir gleichsam: „Wer schön ist, hat allezeit mehr denn ein Häßlicher einen freien Fuß zu setzen, wo er will, und niemandes Hand zieht ihn leicht zurück.“ Schon Herder hatte diese Parabel a. a. O. I, 10 unter der Aufschrift Vortheile der Schönheit zwischen zwei andern Stücken, wie bei Saadi. Ganz eigenthümlich ist Goethes Wendung, daß man sich aller verliehenen Naturgaben nur bescheiden als eines Geschenkes der Gottheit freuen und rühmen darf.*)

6. Ein Kaiser hatte zwei Kassiere, am 25. Februar 1815 gedichtet. Wer bloß einnimmt, nichts ausgibt, kann bald reich werden. Aehnliche Aeußerungen über Nehmen ohne Geben finden sich vielfach im Deutschen. Vgl. u. a. die Sprichwörter: „Er ist nicht von Gebingen, sondern von Nehmingen“, „Er hat zwei Hände, eine zum Nehmen, eine zum Behalten, die zum Geben fehlt ihm.“**)

7. Zum Kessel sprach der neue Topf, zu Karlsbad am 5. September 1818 gedichtet. Seine eigenen Fehler übersieht man, tadelt sie an andern. Zu Grunde liegt die von Diez gegebene Stelle aus dem türkischeu Buche der Reden (zu VI, 3): „Mühe

---

*) Daß die Sterne Gottes Größe verkünden, ist ein biblischer, von Klopstock vielfach ausgeführter Gedanke. Vgl. besonders dessen Oden die Gestirne und dem Unendlichen. — Im Kleinen bildet den Gegensatz zu „wie an des Himmels Sternen“. — Könige kaum unternahmen. Die wirkliche Pfauenfeder wird in der verschiedensten Weise als Zierde verwandt. Auf Gemälden kommen meist wilde, besonders fabelhafte Thiere vor, da die meisten Darstellungen Kriegs- oder Jagdszenen geben, nur selten werden Garten und Haus abgebildet. Eine bestimmte Abbildung auf erhaltenen Gemälden schwebt nicht vor.

**) Der letzte Vers schließt sich unlogisch an; man erwartete eher Thät (*ältere* Form) nie die Stelle wieder besetzen.

sagte der Mühe: „Dein Hinterer ist schwarz", welcher der Uebersetzer die Erklärung hinzufügt: „Jeder tadelt am andern, was an sich er selbst hat." Von Hammer bemerkte, Diez habe falsch übersetzt; statt Mühe müsse es Fleischtopf heißen. Diez suchte dies weitläufig zu widerlegen, wobei er hervorhob, der Rauch beschlage nur die Seiten oder den Bauch des Topfs, nicht den Boden. Goethe benutzte aber auch das deutsche Sprichwort: „Der Kessel schilt immer den Ofentopf." Vgl. auch die den Gegensatz ausführende 1820 gedruckte Xenie (I, 46):

Hat welscher Hahn an seinem Kropf,
Storch an dem Langhals Freude;
Der Kessel schilt den Ofentopf,
Schwarz sind sie alle beide.

Goethe hat den auch in neulateinischer, italiänischer und französischer Fassung bekannten Spruch dramatisch belebt.

8. Alle Menschen, groß und klein, am 17. März 1815 gedichtet. Jeder hält es für ein großes Verbrechen, wenn er in seinen liebgewonnenen Vorurtheilen gestört wird. Von Loeper vergleicht Goethes Wort an Zelter (vom 4. Februar 1832) über die Gegner seiner Farbenlehre: „Warum sollen sie den Besen nicht verfluchen, der ihre Spinneweben früher oder später zu zerstören Lust hat?" Des gleichen Bildes bedient sich Herder von seiner beabsichtigten Zerstörung der kantischen Philosophie. Vgl. den Schluß der Metakritik und den Brief an Gleim vom 3. Juli 1799.*)

9. Vom Himmel steigend Jesus bracht', am 24. Mai 1815 auf dem Wege nach Eisenach gedichtet. Vgl. S. 45. 52. Freie Ausführung der von Chardin angeführten mahommedanischen An-

*) Die Verse sind jambisch, nur der erste beginnt anapästisch, freilich etwas hart, wie es auch der V. 6 anhebende Jambus sagen ist. — Ihrer Scheren Spitzen sind die mit Krallen bewehrten acht siebengliedrigen Füße.

sicht von den christlichen Evangelien. Jesus empfing das Evangelium von dem Engel Gabriel. Er gab es seinen Aposteln und Jüngern zu lesen, nahm es aber bei seiner Rückkehr zum Himmel wieder mit, weil die Menschen es übel deuten würden. Einige Apostel, die es im Gedächtnisse behalten, schrieben es auf, und zwar jeder, so viel er davon noch wußte, daß es den Völkern zur Lehre diene. Goethe fügt die Anwendung hinzu, daß man sich nicht über die Abweichungen der Evangelisten untereinander streiten, sondern sich an den Kern der christlichen Lehre halten solle. Im zwölften Buche von Dichtung und Wahrheit heißt es, er habe in jenes heilsame Wort eingestimmt: „Die Evangelisten mögen sich widersprechen, wenn sich nur das Evangelium nicht widerspricht."

10. Es ist gut, an demselben Tage, wie 9, zu Eisenach gedichtet. Vgl. S. 45 f. 52.*) Die Ueberschrift bestätigt das Wort Gottes durch die eigene Erfahrung des Liebenden; sie hätte ganz dem Gut! V. 7 entsprechen können.**) Das Gedicht ist ebenso wenig eine Parabel, wie I, 8, da es nur von der Schöpfung Evas ausgeht, um das vollste Glück auf wunderliebliche Weise auszusprechen, das ihm die Vereinigung mit der Geliebten schafft. — Str. 1. Die Schöpfung Evas (vgl. IV, 14, 1 f.) ist mit freier Laune nur kurz angedeutet.***) — Str. 2. Da ist es nicht zu verwundern, daß wir, wenn wir uns lebendig ins Auge schauen, im Himmel zu sein

---

*) Hart beginnt Str. 1, 2, da Fand Jehovah zwei Jamben sein sollen, weil kaum ein dreifüßiger Vers mit beginnendem Anapäst anzunehmen ist.

**) Er nahm dies aus 1 Mos. 1, 21 (25): „Und Gott sahe, daß es gut war", wogegen es 31 heißt: „Und siehe da, es war sehr gut."

***) Das ältere Paradeis im Reime, wie bei Hans Sachs und noch später, entspricht dem launigen Tone. Die erste Fassung von XII, 3 schloß mit Paradeise. — In Erdeschranken, in irdischem Leibe verkörpert, im Gegensatz zum freien geistigen Leben. Vortrefflich werden die beiden ersten Menschen als höchster Gipfel der Schöpfung bezeichnet.

glauben, wohin wir gern Gottes Rufe folgen werden, nur muß er uns zusammen rufen, wie Philemon und Baucis zu gleicher Zeit zu sterben wünschten. Er schließt aber mit voller Bethätigung seines jetzigen Glückes, indem er die Geliebte umarmt. Hat er früher Adam und Eva als die beiden lieblichsten Gottesgedanken bezeichnet*), so ist ihm die Geliebte jetzt der liebste von allen. Erst am Schlusse redet er diese an, und zwar mit dem schlichten du, nachdem er vorher von ihnen beiden als von einer Einheit gesprochen.

Wir fügen ein erst in diesem Jahre zuerst in der römischen Zeitschrift Fanfulla, dann in der deutschen Rundschau aus der Handschrift mitgetheiltes Gedicht Goethes hinzu, das in diesen Kreis gehört, ja eine Art Gegenstück zu oben 3 bildet:

Wo kluge Leute zusammenkommen,
Da wird erst Wahrheit wahrgenommen.
So gab einst Sabas Königin
Gelegenheit zum höchsten Sinn.
Vor Salomo unter andern Schätzen
Läßt sie eine goldene Vase setzen,
Groß, reicher, unerhörter Zier,
Fischen und Vögeln und Waldgethier,
Worum sich schöne Schnörkel häufen,
Als Jachin und Boas an beiden Knäufen.
Sollt' ein Knecht allzutäppisch sein,
Stößt eine wüste Beule hinein.
Wird augenblicks zwar reparirt,
Doch feines Auge den Makel spürt;
Genuß und Freude sind nun genirt.
Der König spricht: „Ich dacht' es eben!
Trifft doch das Höchste, das uns gegeben,
Ein allzugarstiger Schmitz darneben.

---

*) Ganz anderer Art ist es, wenn es I, 17c heißt, Gott gebe sich ihm in Liebchens Augen im Gleichniß.

Es können die Eblis, die uns hassen,
Vollkommnes nicht vollkommen lassen."

Unter den mancherlei Sagen von der Verbindung Salomons mit der Königin Balkis von Saba (vgl. oben S. 246 f.) finde ich keine ähnliche, ja nicht einmal einen solchen Empfang Salomons, wie er hier vorausgesetzt wird. — V. 7 f. Die Apposition zu Zier (Zierath) sollte gleichfalls im Gen. stehn. Der Dativ hier, als wenn von reicher, unerhörter Zier vorhergegangen wäre. — V. 10. Die Säulen Jachin und Boas nahm Goethe vom salomonischen Tempel (1 Könige 7, 21). — V. 11. Sollt' nach dem Volkstone. — V. 19. Die Eblis. Eblis wird freilich der Satan mehrfach im Koran genannt (persisch Iblis), aber nie erscheint das Wort in der Mehrheit. — Daß nichts Schönes unversehrt bleibe, ist die am Anfange angekündigte Wahrheit.*)

XI. Buch der Parsen.

1. Vermächtniß altpersischen*) Glaubens, schon am 6. August 1815 in Wiesbaden Boisserée vorgelesen. Vgl. S. 53. 197 f. und in den Noten und Abhandlungen den Abschnitt ältere Perser. Die Darstellung des alten auf die Verehrung der Sonne und des reinigenden Feuers gegründeten und in dessen Folge vor allem auf Reinlichkeit haltenden Parsismus ist hier dadurch sehr wirksam gehoben, daß sie einem alten sterbenden Parsen in den Mund gelegt wird, der die Heilighaltung ihrer uralten herrlichen Religion, in deren frohem Glauben er das Jenseits zu betreten bereit ist, den Nachkommen dringend empfiehlt, ähnlich wie Klopstock die Feier des dänischen Königs einem in die Zukunft schauenden sterbenden Christen zutheilt (Ode 37). Unser Parse lebt

*) Die Ausgabe letzter Hand schrieb alt persisches. Vgl. S. 222**.

am Senderud*) in der von ganz Persien am besten angebauten Gegend, wohl in oder in der Nähe der großen Stadt Ispahan, durch deren Südseite der Senderud fließt. Eine Vorstadt Ispahans hieß nach Hydes Bericht von den Parsen nach dem von den Mahommedanern ihnen gegebenen Schmähnamen Stadt der Gueberu, und südlich von Ispahan hatten die Parsen zahlreiche Dörfer inne gehabt, sie waren aber dort während der Bürgerkriege untergegangen oder geflohen, wie Langlès zu Chardin (1811) bemerkt. Die Feueranbetung war allen Persen ein Greuel, nur launig bekennt sich Hafis dazu mit Bezug auf das Feuer der Liebe und des Weins (am Ende von Ja 82 und im Buch des Schenken).

Str. 1 leitet das Vermächtniß des armen Sterbenden ein, der, von den Jüngern mildthätig gepflegt, nichts zu vererben hat als seinen einzigen Schatz, die Verehrung der alten, ihn beseligenden Religion. Schon in der Pflege, welche seine Glaubensgenossen ihm als einem armen Frommen angedeihen ließen, zeigt sich der sittliche Einfluß des reinen Parsismus.**) — Str. 2—6 beginnen mit dem Glücke, welches die Sonne, deren Dienst und Verehrung auch im irdischen Feuer den Mittelpunkt der parsischen Religion bildet, ihm während seines langen Lebens täglich gewährt, worein die darauf gegründete, Reinheit des Lebens fordernde Lehre und die ihr gewidmete, ihn erhebende Verehrung verwebt wird. Daß der Sonnenaufgang herrlicher sei als die noch so glänzende Pracht des mit seinen Großen ausreitenden Königs, wird in lebhafter Frage Str. 2, 1—4, 2 ausgesprochen. Ueber den unglaublichen Glanz des Königs,

*) Bei Hafis wird er Dal 156 als Sinderud, im Buch des Sängers als Sindus erwähnt.

**) V. 4 wird frei, unabhängig vom Relativ, nach der seit alter Zeit gangbaren, Goethe besonders in Prosa sehr beliebten Weise hinzugefügt; gewöhnlich tritt ein und oder aber dem zweiten Satze voran.

der nur zu Pferde, gewöhnlich von vielen Großen begleitet, den Palast verläßt, und besonders bei öffentlichen Aufzügen, wo außer dem Anzuge Schabracke, Sattel und Zaum aufs reichste mit edlen Metallen und Edelsteinen besetzt sind, fand Goethe das Nöthige bei Chardin.*) — Daran schließt sich die Schilderung, mit welcher frommen Verehrung er immer die aufgehende Sonne begrüßt, Str. 4, 3—5, 4.**) Nach Chardin glauben die Parsen, Gott habe in der Sonne seinen Thron aufgeschlagen, der die demüthigste Ehrenbezeugung verdiene, wogegen Hyde sagt, sie beteten zur Sonne als dem Bilde des guten Gottes, dessen Wesen Reinheit und Licht sei. Nach dem Zendavesta soll man bei Sonnenaufgang dreimal zu Ormuzd beten: „Mehre meines Herzens Reinigkeit, o König, daß ich sehr rein und heilig handle." — Str. 6. Wenn aber die Sonne

---

*) Gold an allen Seiten, um ihn, der auf dem Pferde sitzt. — Mit Absicht wird dem armen Parsen eine lebendige Schilderung dieses Reichthums Str. 2, 2—4 in den Mund gelegt, wogegen die begeisterte Darstellung des Sonnenaufgangs warme Innigkeit zeigt. — Bei den Morgenflügeln (Str. 3, 3) wird an die Morgenröthe gedacht. Vgl. IX, 23, 45 ff. — Darnawend (oder Demarwend) und Hesaarden (tausend Hügel) heißen die im Südwesten von Ispahan sich hinziehenden Berggruppen. Vgl. Wahl Altes und Neues in Vorder- und Mittelasien (1795) S. 332. — Der Dativ Gipfelhügeln ist in freier Weise mit hervorhob verbunden. Aehnlich steht XII, 2, 8 „Paradieses Pforten anklopfen". — Bogenhaft, da zuerst nur ein Bogen erscheint, der sich zuletzt zum Kreise vollendet (Str. 6, 1).

**) Str. 4, 2. Ich fühlte, fühlte, wie Klopstock in der Ode an Gott sagt: „Ich fühl', ich fühl' es." — Nach Str. 4 hatte der erste Druck Punkt, die Ausgabe letzter Hand setzte Komma, wofür dann wieder Punkt eintrat. Von Loeper hat Doppelpunkt. Der Punkt ist beizubehalten. — Trotz des zu (V. 17 ff.) ist bei dem als Ausruf zu fassenden Satze aus dem fühlte ein ich sehnte mich, wie zu jenes hohen Augenblicks — fortzuwandeln ein ich gelobte zu denken. Diese Kühnheit wird durch die lebhafte Bewegung des Redenden entschuldigt.

ganz hervorgetreten, so warf ich, von dem Glanze geblendet, mich zu Erde nieder. Chardin bemerkt: „Fragt man sie, warum sie sich auf die Erde legen, wenn die Sonne aufgeht, so sagen sie, es geschehe aus schuldiger Ehrfurcht gegen das vollkommenste Geschöpf nach dem Menschen, das Gott aus nichts gemacht habe.“ *)

Str. 7. In zuversichtlichem Vertrauen auf die Wahrheit ihrer Lehre hinterläßt er den Brüdern zur Nachachtung (Wollen) und Erinnerung (Gedächtniß) nur die eine Mahnung als Vermächtniß, daß sie die vorgeschriebenen Gebräuche, wie schwer sie auch sein mögen, immer treu erfüllen. Der gesperrte Druck der Worte schwerer Dienste tägliche Bewahrung sollte andeuten, daß diese praktische Uebung der Lehre gerade die für das Leben wohlthätige Seite des Parsismus sei; doch darf man zweifeln, ob eine solche ganz äußerliche Hindeutung des Dichters auf seine Absicht gerechtfertigt sei. Es kann dabei nicht, wie Viehoff nach Wurm annimmt, Kleukers Wort in der Einleitung zum Zendavesta vorschweben: „Die entsetzliche Menge von Vorschriften über Gebräuche und Ceremonien muß freilich eine schwer zu tragende Bürde sein“, da hier eben nicht von leeren Gebräuchen und Ceremonien die Rede ist, sondern die schweren Dienste, die bis Str. 13 ausgeführt werden, sich, mit Ausnahme von Str. 8, welche die Weihe des Neugeborenen, gleichsam die Aufnahme in die Religion der Sonnen- und Feueranbetung, vorschreibt, auf die Reinhaltung von Erde und Wasser beziehen, woran sich dann erst Str. 15—17 die Verehrung des Feuers schließt, gerade jede Hindeutung auf Formelwesen und vorgeschriebene Gebete absichtlich zur Seite gelassen ist. — Str. 8. Nach Sanson zu Olearius: „Die Priester der Perser heben nur die

*) Str. 6, 2. Als in Finsterniß, als wäre ich in Finsterniß. — Das Niederwerfen wird V. 3 f. treffend bezeichnet. — Erfrischt sind die Glieder vom Schlafe.

Kinder gegen die Sonne und an das Feuer, und wenn das geschehen, glauben sie, daß selbe schon geheiligt seien." Durch diese Weihe wird ihm die Gnade der Sonne zu Theil.*) — Str. 9. Die Art der Bestattung. — Dem Lebendgen**), Raben und Geiern. Hyde bemerkt, daß die Parsen, um die Luft durch Verwesung nicht zu verunreinigen, die Leichen Raben und Geiern aussetzen, damit sie in deren Eingeweiden beerdigt werden. Nach dem Zendavesta soll dies auf hochgelegenen Orten geschehn, „wo Bäume wachsen, Wasser fließt und Wind geschwind die Erde dorret". — Selbst die Thiere, welche die Mahommedaner offen hinwerfen und verfaulen lassen. — Str. 10. Der Ackerbau. Nach dem Zendavesta ist das vortrefflichste Erdreich, „das man ebnet und gleich macht, und worein Samenkörner zu Getreide, Kraut, Bäumen und vornehmlich Fruchtbäumen ausgestreuet, dem man Wasser gibt, wo kein Wasser ist und trocknet, wo zu viel ist". — Str. 11 f. Kanalbauten und Reinheit der Flüsse. Chardin bemerkt, kein Volk verstehe sich besser auf Wasserleitung als das persische. Der Zendavesta schrieb besonders Reinhaltung der Kanäle vor, die das Feld bewässern. — Senderud (Zenderud, Zendeh roud, nach Herbelot lebendiges Wasser), ein kleiner drei Meilen nördlich von Ispahan entspringender Fluß, wird drei bis vier Meilen durch viele Kanäle über Ispahan hinausgeleitet, um Gärten und Felder zu bewässern. Vgl. S. 391*. — Molch und Salamander. Nach Hyde halten die Perser es für verdienstlich, „Frösche, die das Wasser trüb und unrein machen, Schlangen, Skorpione, Fliegen, Ameisen, Mäuse, diese irrenden Diebe, und viele

---

*) Fromme Hände werden dem Neugeborenen beigelegt, weil er von Frommen (V. 2) stammt. — Im Feuerbade, mit freiem Gebrauche des Dativs; bei tauche schwebt wohl die Weihe vor (tauche weihend). — V. 4 ist es nur Druckfehler für er. Anderer Art ist X, 3, 8.

**) Der erste Druck hatte irrig Lebendigen.

andere kriechende Thiere als Geschöpfe Ahrimans, zu vertilgen".*) — Str. 13. Dann nur wird die Sonne gern darauf scheinen und wahrhaft Leben wirken. In einem Gebete des Zendavesta heißt es: „Die Sonne strahle aus den Höhen auf mich fort und fort! Und so jedem, der rein lebt, wie ich, von Herzen wünsche!"**) — Str. 14. Durch alle diese Mühen werdet ihr erst würdig, das Gleichniß des Gottes das Feuer aus dem Steine zu schlagen, was als eine Priesterschaft bezeichnet wird. — Str. 15 hebt den Nutzen des Feuers hervor***), wogegen Str. 16 sie mahnt, wenn sie Holz tragen und die platzenden Kapseln der Baumwolle (Pambeh) abpflücken, sich bewußt zu sein, daß sie etwas Würdiges thun.†) Hyde sagt: „Das Feuer zu unterhalten, gilt für höchst verdienstlich. Den Brennstoff, womit sie das Feuer unterhalten, nennen sie Speise des Feuers." — Str. 17. Wenn sie im Irdischen Feuer immer den Abglanz des himmlischen erkennen, so verspricht er ihnen Freiheit von allem Mißgeschick, so daß sie am Morgen immer das höchste menschliche Glück genießen, den Sonnenaufgang fromm verehren können. So hat der Dichter den Uebergang zu dem sehnsüchtigen Hinscheiden

*) Ungeschöpf, Neubildung nach Unthier, Ungeziefer, aber in anderer Bedeutung, bezieht sich nur auf die beiden giftigen Thiere.

**) Leben, das dem Leben (der Menschen) Heil und Frommen bringt, im Gegensatz zu verderblicher, dem Leben nachtheiliger Brut.

***) Erkennet freudig. Was sie erkennen sollen, schließt sich frei V. 2—4 an. — Irrig ist der in der Ausgabe letzter Hand nach geschmeidig V. 2 statt des ursprünglichen Kommas eingeführte Punkt, da die drei letzten Verse eng zusammen gehören. — Thier- und Menschensäften, mit freiem Gebrauche des Dativs.

†) Traulich, offen, ungescheut die Freude aussprechend, bezieht sich nicht auf „die häusliche Annäherung an das Göttliche (?)". Viehoff denkt gar an die „vertrauliche Gestalt" des Feuers in der kleinen Lampe, als ob hier nicht vom Reden bei dem Abpflücken die Rede wäre. Ich hatte früher erklärt „in traulichem Gespräch".

des Frommen in Str. 18 f. gewonnen.*) Sanson a. a. O.: „In dem Umkreis der Sonne, meinen sie, sei das Paradies, und ihren Gedanken nach besteht die Glückseligkeit der Heiligen darinne, daß sie derselben Licht ganz klar sehn können, und zugleich Gott als wie in einem die Strahlen zurückwerfenden Spiegel.“ An Gottes Throne ist die Vollendung unseres Daseins**), da ist der Spiegel Gottes für uns wie für die Engel, und dort sind alle Wesen versammelt, die Gottes Lob nur stammeln, es nicht voll aussprechen können.***) Unwiderstehlich zieht es ihn dorthin; seine Seele will zum Darnawend emporfliegen, um dort den Strahlen der aufgehenden Sonne zu begegnen†), und er wird aus dieser Höhe herab die Seinigen, denen er für die Zeitlichkeit entschwunden ist, noch segnen. Die ganze Anrede ist vor Sonnenaufgang zu denken, vor welchem der Fromme scheiden will.

2. Wenn der Mensch die Erde schätzet, zu Eisenach am 24. Mai 1815 gedichtet, wohl ohne alle Rücksicht auf die persische

---

*) Str. 18, 1 hat von Loeper richtig das Dá des ersten Druckes hergestellt, wofür die Ausgabe letzter Hand irrig Das eingeführt hatte, was kaum bloßer Druckfehler sein dürfte.

**) Kaisersiegel, die höchste Besiegelung unserer der sich vollendenden Bestimmung.

***) Am Lob, eben weil sie damit nicht zu Stande kommen. „Ihr tönt nie es ganz“, heißt es in Klopstocks Ode dem Unendlichen. — Stammelt. Vgl. den Anfang von Klopstocks Ode an den Erlöser: „Der Seraph stammelt.“ — In Kreis um Kreise. So ist zu lesen, nicht Im Kreis'. Kreis um Kreise bildet einen Begriff. Vgl. unsere Erläuterungen zum zweiten Theile des Faust in der Staatsrathsszene (S. 25).

†) Sie, die Sonne, an die er so lebhaft denkt, daß er sie nicht nennt. — Der Darnawend (der erste Druck hatte hier den Druckfehler Darnavend) wird keineswegs als heiliger Berg gedacht. Was von Loeper aus dem Bondidad nach Duncker anführt, gehört nicht hierher. Goethe denkt sich keineswegs, daß *der Sonnengott* sich auf dem Berge niedersetzt.

Anschauung, wenn auch Goethe später in den Noten und Abhandlungen, mit Bezug auf unser Gedicht bemerkt: „Alles, wozu die Sonne lächelte, ward mit höchstem Fleiß betrieben, vor anderm aber die Weinrebe, das eigentlichste Kind der Sonne gepflegt.“ Der Grundgedanke, daß die Gottesgabe des Weines den einen zum Besten gereicht, von andern dagegen mißbraucht wird, ist hier eigenthümlich in die Erwähnung des Dankes gekleidet, den wir der Sonne als Zeitigerin der Trauben schulden. Die beiden ersten Verse bleiben beim Nachsatz V. 9 f. ganz unberücksichtigt, nur daß wenn auch V. 3 ff. einleitet. Neben dem Ergetzen an der wachsenden und reifenden Rebe wird das Bescheinen der ganzen Erde von der Sonne hervorgehoben, das der Mensch wohl zu schätzen weiß (vgl. IV, 23 a), und davon der Uebergang zu ihrer besondern Wirkung, auf die Rebe gemacht. Den der geschnittenen Rebe entquillenden Saft faßt der Dichter als Thränen, die ihr der Gedanke auspreßt, daß den meisten ihre Gaben verderblich sind. Der Mensch dankt der Sonne schon ihre wärmende Kraft, während die Frucht sich erst bildet und gedeiht; dann aber besonders, wenn der Traube Blut ihn erfreut, wo der Unmäßige diesen Dank nur stammelnd darzubringen vermag, der Mäßige dagegen in lustigem Gesang ihn ergießt.*) Die Traube wird von Hafis häufig als der Rebe Tochter gefeiert (I, 130. 220. 312. 409. II, 417).

---

*) Das alles V. 10 geht auf „daß ihre Säfte — Kräften“, obgleich dies nur in einem nebensächlichen, vom Beschneiden der Rebe abhängigen Satze steht. Nach V. 10 sollte Punkt stehn, da das folgende zum Vordersatze V. 11 ff. gar keine Beziehung hat, sondern ein neuer Satz asyndetisch hinzutritt. Zu wird ist er zu denken, worauf Betrunkner, Mäßiger als abgekürzte Sätze („wenn er trunken, mäßig ist“) sich beziehen.

XII. Buch des Paradieses.

1. Vorschmack. Daß auch unser erst in der Ausgabe letzter Hand hinzugetretenes Gedicht, wie 4 bis 7, dem Frühling 1820 angehöre, läßt sich nicht erweisen. Vgl. S. 116. Im herzlichen Genusse des Glückes der Liebe glaubt der Dichter auch gern an die im Paradies von Mahomet versprochenen Huris, da er diese Seligkeit nicht entbehren möchte. — Str. 1. Der Moslem glaubt so sicher in Betreff des Paradieses den Verheißungen des Korans, der ihm unzweifelhafte Wahrheit ist, als ob er selbst es gesehen hätte.*) — Str. 2. Der Prophet aber, der droben des Paradieses sich freut, hat ein Mittel gefunden, den bei uns andern sich regenden Zweifel zu verscheuchen.**) — Str. 3 f. Deshalb sendet er Himmelsmädchen herab, wie eines eben jetzt zu mir heranschwebt, dessen Liebkosungen mich so erfreuen, daß ich an nichts weiter denke und ans Paradies glaube, weil ich ewig sie mit solcher Treue küssen möchte. Das Liebesglück ist mit anmuthiger Anschaulichkeit ausgeführt.

2. Berechtigte Männer, im Juli 1818 gedruckt.***) Ge-

---

*) Irrig setzt von Loeper nach V. 3 Punkt, nach V. 2 Semikolon statt Komma. „Hierauf begründet sich die neue Lehre", ist als ausgesprochene Ueberzeugung des echten Moslems zu fassen. — Verhieße, des Reimes wegen für verhieß.

**) Moslem, wie Moslems 6, 24. Von Hammer braucht das daneben stehende Moslim. Vgl. oben S. 233*. — Trotz dem Donner seines Fluchs. Oelsner bemerkt (S. 47): „Der Koran donnert, er erschüttert, er belegt den Ungehorsam sogar mit körperlichen Strafen", und er führt für letzteres die vierundzwanzigste Sure an. Die körperlichen Strafen beziehen sich aber bloß auf Verbrechen.

***) Berechtigt heißen die zur höchsten Seligkeit gelangten Glaubenshelden, wie die derselben durch ihre Treue theilhaften Frauen auserwählt (XII, 3), *die Thiere* begünstigt (XII, 8).

dichtet scheint es schon im März 1815, da die erste Gestalt des Liedes **auserwählte Frauen** (vom 10. März 1815) sich unmittelbar daran anschließt. Goethe läßt hier den Propheten beim Sternenhimmel nach dem glänzenden Siege bei Bedr zwischen Mekka und Medina im zweiten Jahre der Flucht (623), der den Grund zu seiner spätern Macht legte, die seinen vierzehn gefallenen Treuen zu Theil gewordene Seligkeit des Paradieses in seiner lebensvollen, von glühendster Glaubensmacht durchdrungenen Weise begeistert verkünden, wobei nur auffällt, daß der in der Aufschrift erwähnte Sternhimmel nicht benutzt wird.*) Veranlassung bot wohl die Stelle des Korans Sure 3, wo Mahomet in Bezug auf diese Schlacht sagt, in welcher er mit 319 Mann ein feindliches mekkanisches von 1000 besiegte: „An jenen beiden Heerscharen, die auf einander stießen, habt ihr ein Wunder gesehen; die eine Schar kämpfte für die Religion, die andere war ungläubig." Auch an andern Stellen des **Korans** wird dieser Schlacht in verschiedener Weise gedacht.

Str. 1. Die gefallenen Feinde mögen von den Ihrigen betrauert werden, da ihrer kein Lohn wartet, unsere Helden sind glücklich zu preisen, da sie jetzt als Selige über den Sternen wandeln. Im Koran heißt es Sure 2: „Sprecht nicht von denen, die für den Weg Gottes umgebracht worden: „Sie sind todt!" Nennt sie Lebendige." — Str. 2 f. Sie klopfen schon an den Pforten des Paradieses an und betreten gleich die Gegenden, die ich einst auf meinem Wunderritte sah.**) Zu der Stelle des Korans Sure 23: „Sieben Himmel haben wir über euch aufgethan", wird bemerkt, daß jeder Himmel seine Pforte habe. Mohammed gedenkt Sure 17, wie Gott ihn, seinen

*) In der Reimform weichen Str. 1. 10. 12. 13 ab, da hier auch die geraden Verse männlich auslauten. Einen Fuß zu viel haben V. 40 und 44.

) **Gethan, des Reimes wegen für **gemacht** (vgl. „Machet die Thore weit!"), kaum für **aufgethan**. Hafis Ver 2: „O thut euch auf, ihr Pforten!"

Diener, in der Nacht vom heiligen Tempel zu Mekka zum fernen Tempel von Jerusalem geführt habe. Die Mohammedaner erzählen, Gott habe ihn in einer Nacht, welche Nacht der Auffahrt heißt, durch den Engel Gabriel wecken und auf dem Himmelsrosse El Borak (Blitzstrahler), einem aufs kostbarste geschmückten Wunderpferde von glänzend weißgrauer Farbe, nach Jerusalem bringen lassen; von dort sei er in den höchsten Himmel und dann zum Anschauen Gottes gelangt, von dem er seine Sendung empfing.*) — Str. 4 schildert den Paradiesgarten nach dem Koran, wo es Sure 56 heißt: „Wohnen werden sie (die Leute der rechten Hand) im siebenten Himmel bei dornenlosen Sidrabäumen und bei nach der schönsten Ordnung in Reihen gestellten Talhabäumen, die einen weiten Schatten werfen." Der Sidrabaum ist der Baum des Lebens, der Erkenntniß und der Weisheit. Den Lebensbaum Sidra erwähnt auch Hafis (Mim 61) im Paradiese, sonst nennt er ihn Tuba (Ta 2. Dal 134. vgl. auch Mim 50). Nach Sure 56 werden den Seligen Früchte und Vogelfleisch gereicht, nach Sure 76 „hängen von den schattenreichen Bäumen Früchte tief herab, damit sie pflücken können". Schon 1773 schrieb Goethe in einer Anzeige von Lavaters Aussichten in die Ewigkeit: „Der weiche Orientale bepolstert sein Paradies am wohlgeschmückten Tische unter unverwelklichen Bäumen, von denen Früchte des Lebens über die Auserwählten

---

*) Vgl. Diez zum Buche des Kabus S. 722. Hammers Geschichte der schönen Redekünste S. 18. — Es muß ungehofft- und überglücklich geschrieben werden. Die Verbindung ist freilich sonderbar, aber es ist die einzige Weise, wie der Ausdruck sprachlich gefaßt werden kann. — Augenblicklich, in einem Augenblick; denn, wie man berichtet, war, als er in sein Bett zurückkam, das Wasser der Kanne noch nicht ganz ausgeflossen, die er beim Auffliegen umgestoßen hatte. — Die Himmel alle. Sieben Himmel nennt auch Hafis Ta 86, *aber* auch acht (Ta 20) und neun (Dal 164).

und ihre reinen Weiber herabhängen.“ — Aepfel goldner Zierd'*), wie von Gold glänzend. In Sure 37 heißt es vom Aufenthalte im Paradiese: „Sie werden einen sichern Lebensunterhalt haben, schöne Früchte.“ Sure 53 spricht von zwei Gärten, in denen sich von allen Früchten zwei Arten befinden, und es wird auch zweier fließenden Quellen (Sure 66 durchfließender Wasserbäche) gedacht. Daneben aber werden dort noch zwei Gärten erwähnt, beschattet mit dunklem Grün, von zwei stets wasserreichen Quellen durchströmt, in denen Obst, Palmen und Granatäpfel sich befinden. Man glaubte, diese Gärten seien für die geringern Klassen bestimmt. Von Hammer bemerkt (I, 123), der Morgenländer kenne in seinem brennenden Klima keine größere Wollust als Schatten und Quellen, die ihm das Vorbild paradiesischer Fluren seien. Goethe hat hier die Quellen übergangen, während er 1772 an Lotten schrieb, droben im Paradiese flössen kühle Bäche zwischen Palmbäumen und drüber hingen Früchte wie Gold.**) — Str. 5. Wunderbar werden die Huris herangeweht, deren Anblick entzückt. In Sure 55 heißt es, in den beiden Gärten seien Jungfrauen mit keusch niedergesenkten Blicken, weder von Menschen noch von Dschinnen berührt, schön wie Rubinen und Perlen. In den beiden andern Gärten fänden sich die herrlichsten und schönsten Mädchen, mit schönen schwarzen Augen, in Zelten für die Gläubigen aufbewahrt, gleichfalls weder von Menschen noch von Dschinnen berührt, und man ruhe dort auf grünen Kissen und herrlichen Teppichen. Vgl. S. 209. — Str. 6 f. Die Huris sind neugierig, zu erfahren, wodurch die Angekommenen sich der Seligkeit

*) Man erwartete eher Zier.

**) Weisheitsbaum an Baum statt Weisheitsbäume, Baum an Baum. Von Loeper schreibt an= Baum. — Cypresseragend, so hoch wie Cypressen (vgl. Hammer I, 113. 182). Der Vergleich mit irdischen Bäumen ist freilich nicht besonders glücklich.

werth gemacht, und sie erkennen gleich an der allein von allem ihnen zum Lohne gebliebenen Wunde*), daß sie für den Glauben gefallen. Oelsner führt eine Stelle aus Okleys History of the Sarrazins an: „Glücklich", ruft er (Gabriel), „glücklich ist derjenige, der fällt in der Schlacht! Seine Sünden sind ihm vergeben; am Tage des Gerichts werden seine Wunden glänzen wie Rubinen und duften wie Moschus, und der Verlust der Glieder wird ihm ersetzt durch die Flügel der Engel und der Cherubim." — Str. 8. Kiosken. Oelsner erwähnt S. 261 Lusthäuser von Rubinen und Hyacinthen. In dem Buche „Rosenöl oder Sagen und Kunden des Morgenlandes, aus arabischen, persischen und türkischen Quellen zusammengestellt" (1813) heißt es: „Die Paläste des Paradieses sind aus Rubinen, Perlen, Smaragden und Gold erbauet, die Köschke mit den reichsten Stoffen und Matten behangen." Chiosken sind große, meist mit einem Springbrunnen versehene, neun bis zehn Stufen hohe Säle für die Damen, mit vergoldetem Gitter, draußen von Weinreben, Jasminen und Geisblatt umgeben. Kiosken erwähnt schon Askalaphus im vierten Akte des Triumphs der Empfindsamkeit (1778). — 8. Die Huris führen sie in ihre Säle und Lauben zum Weine, an dem sie selbst vorher freundlich nippen, wobei das Kredenzen vorschwebt. Goethe bedient sich hier launig dichterischer Freiheit; er übergeht die im Koran erwähnten Knaben oder Jünglinge (nach Oelsner S. 54 „dreihundert schöne Edelknaben") und läßt die Huris selbst den Wein reichen. Im Koran heißt es Sure 37, ein Becher, gefüllt aus klarem Quell, soll zum Vergnügen der ein-

---

*) Wunden, des Reimes wegen für Wunde, wie Erden für Erde. Die Einzahl machte der Reim schreibt nöthig. Der Mehrzahl bedient sich Goethe XII, 4, 10. Den Druckfehler deinen statt deiner schaffte schon die Ausgabe letzter Hand weg.

ander gegenüber sitzenden Seligen kreisen; er enthalte nichts, was den Verstand beneble und trunken mache. Nach Sure 56 gehen Jünglinge mit Bechern, Kelchen und Schalen fließenden Weines herum, der den Kopf nicht schmerzen und den Verstand nicht trüben wird. Gemäß Sure 76 trinken die Gerechten aus einem Kelche Wein, gemischt mit Wasser aus der Quelle Kafur; Aufwärter geben in silbernen Kelchen und Bechern aus glashellen Silberflaschen, deren Maß jeder nach eigenem Wunsche bestimmt, Wein mit Ingwerwasser aus der Quelle Salsabil. Nach Sure 83 bekommen sie reinsten mit Moschus versiegelten Wein, gemischt mit Wasser aus der Quelle Tasmin. Auch bei Hafis heißt es im Buch des Schenken (II, 494): „Wein trinkt man im Paradiese", wozu von Hammer bemerkt: „Nach den Verheißungen des Korans reinen Wein, kredenzt von schönen Knaben." — Str. 9—11 führen das Glück des himmlischen Harems mit freister Laune aus. Alle sind jetzt jugendfrischer, als sie je gewesen, und deshalb den Huris höchst willkommen, die sämmtlich*) licht und klar. Nach Oelsner (S. 54 f.) sind es „zweiundsiebzig unsterbliche Nymphen mit schwarzen Augen und schneeweißem Leibe, frisch wie der Morgenthau, rein und glänzend wie das Mittagslicht, voll sittsamer Scham, in ausgehölten Riesenperlen lauschend". — Hast du eine davon zu deiner Frau genommen (dem Mohammedaner sind vier rechtmäßige Frauen gestattet), so hast du keinen Streit mit den übrigen Frauen deines Hauses wie auf Erden zu fürchten; alle werden in der schönsten Eintracht leben, ohne Neid und Eifersucht, nur dich zu erfreuen bestrebt. Zuletzt bricht die Laune des Dichters in der Aeußerung hervor, schon dieses Glück der Ruhe im Hause sei so groß, daß man sich deshalb das Para-

*) Alle wie alle, frei für „eine wie die andere".

dies wünschen sollte. Vgl. XII, 6, 50 ff.*) — Str. 13. Launig bemerkt er, freilich könne er nicht, wie auf Erden, nach andern Schönen sich umsehn, aber dazu werde er auch keine Ursache haben, da diese Mädchen in ihrer innigen Liebe eben so wenig nachlassen werden, wie der Paradieswein je berausche. Daß die zweiundsiebenzig Nymphen für jeden einzelnen vorhanden seien, ist eine launige Annahme des Dichters. — Die durch einen Zwischenstrich abgesonderte Schlußstrophe wirkt abschwächend; denn die Andeutung, daß das Wenige, was er von der Paradieswonne der als Helden gefallenen Männer zu melden vermocht**), hingereicht habe, viele zum Glaubenskriege zu begeistern, fällt doch gegen die hier gegebene, freilich am Schlusse launig gewandte Rede Mahomets zu sehr ab, mag es auch noch so begründet sein. Die Strophe wurde gedichtet als Uebergang zu der ersten Fassung des Liedes ausserwählte Frauen (XII, 3).

3. Auserwählte Frauen, im Juli 1818 im Divan gedruckt; aber schon am 10. März 1815 hatte Goethe demselben Gegenstand folgende handschriftlich erhaltene, zuerst in der Quartausgabe mitgetheilte Fassung gegeben:

*) Herrin, Freundin. Obgleich sie die Herrschaft über alle hat, zeigt sie sich doch gegen sie nur als Freundin. — Die Allertrefflichste, die von dir ihrer Vorzüge wegen Ausgewählte. — In solchen Herrlichkeiten, in ihrer Herrschaft. — Redlich, ohne List und Ränke. — Unterhält, mit etwas harter Auslassung des sie, da das Zeitwort nachtritt. — Andrer wird sehr kühn zwischen Beiwort und Hauptwort gesetzt, da der Dichter das gewöhnliche „von der andern mannigfaltigen Trefflichkeiten“ meiden wollte. — Eine führt dich. Auch die übrigen sind unter sich nicht eifersüchtig. — Aeußerst, außerordentlich, aufs beste, wie man im Rheinlande sagt, etwas aufs äußerste haben. Vgl. XII, 3, 14.

**) Sich brüstet, sonderbar gebraucht für „sich erfreut“; denn daß die berechtigten Männer jenseits sich dieses Glückes rühmen, wäre doch ein jedenfalls hier ungehörig hervortretender Zug.

Ferner sind allhier zu finden
Vier, die allerschönsten Frauen,
Daß, gereizt, sie anzuschauen,
Huris fürchten zu erblinden,

Die zur Freude gläubger Söhne,
In dem Jugendquell sich laben,
Und an ihrer eignen Schöne
Selbst ein ewig Muster haben.

Ahia, Herrin von Mizraim;
Ihr muß Gabriel sich neigen;
Rahel gäbe die Dudaim,
Ihr von Ferne nur zu gleichen.

Jussuf wäre mit Suleika
Nicht in Ewigkeit verbunden,
Immer wachte noch Jamleika,
Wenn sie dies Gebild gefunden.

Miriam dann, der Jungfraun Krone,
Die den Logos ausgeboren,
Und zu reinen Glaubens Lohne
Nichts an ihrem Werth verloren.

Dann Aischa, des Propheten
Liebstes ehlicher Gespiele,
Treu und kühn in Schmerz und Nöthen,
Freilich auch ein Schalk wie viele.

Und Fatima dann, die holde
Gattin Alis, sondern Fehle,
Wie ein Leib aus Honigsgolde
Um des reinsten Engels Seele.

Diese werden nur bewundert
In dem höchsten Himmelskreise,
Doch sind ähnliche zu hundert
Freundlich dir im Paradiese.*)

---

*) Nach von Loeper, der die Handschrift verglichen, hatte Goethe zuerst V. 6

Zu Grunde liegt der Bericht des Abulfeda, den Dapper Asia (vgl. oben S. 4 f.) also gibt: „Unter den Mannspersonen sind ihrer viel berühmt gewesen, unter den Weibspersonen sind keine vollkommen befunden worden, als folgende vier: Asiah, des Farao Weib, Mirja, des Amrans Tochter, Chadigha, des Chowaileds, und Fatima, des Mahomets Tochter.“ An die Stelle der Gattin des Propheten setzte Goethe die dritte und liebste seiner Frauen, welcher dieser eine goldene Laube im Paradiese versprochen hatte. Im Koran heißt es am Ende von Sure 66, Gott habe den gläubigen Frauen die Frau des Pharao als Beispiel aufgestellt, die ihn gebeten, ihm ein Haus bei sich im Paradiese zu bauen und sie von Pharao zu erretten*), und Maria (nach ihm Tochter Amrans) die ihre Keuschheit bewahrt, der Gott seinen Geist eingehaucht habe und die demuthsvoll und gehorsam gewesen. Der letztern gedenken ähnlich auch Sure 3 und 21. Daß auch die Frauen ins Paradies eingehen, erwähnt der Koran nur ganz nebensächlich Sure 43 und 48. Nach Chardin werden sie an einem für sie besonders bestimmten Orte des Paradieses Freuden und Vergnügen aller Art genießen, wogegen Oelsner (S. 55) sagt: „Vor ihrem Eintritt in die Wohnungen der Seligen belebt der Hauch eines neuen Frühlings ihre Reize; sie werden alle verjüngt und verschönert, aber ach! sie finden dort ihre Männer wieder!“ Manche behaupteten, die Frauen seien vom Paradiese ausgeschlossen. Vgl. Herbelot unter Genna.

Str. 1 f. heben die Schönheit dieser vier auserwählten Frauen

---

baden statt laben, V. 11 mißte statt gäbe geschrieben. Die Quartausgabe hat V. 5 gläubiger, was von Loeper nicht vermerkt, V. 27 Honiggolde, V. 31 Doch auch. Das letztere, offenbar Druckfehler, hat sich, obgleich unter den Berichtigungen vermerkt, auch in der zweiten Quartausgabe erhalten. V. 25 hat von Loeper die Holde mit Komma, was uns irrig scheint.

*) Die Erklärer nennen sie Ahia und lassen sie von Pharao martern. Goethe nahm dieses aus Maracci oder Herbelot.

dadurch, daß selbst die hier als Huris bezeichneten Himmelsmädchen, welche sich im Jugendquell baden und ein ewiges Muster der Schönheit sind, von ihrem Anblick geblendet werden. Die gläubigen Söhne sind eben die im vorigen Liede genannten Glaubenshelden. — Str. 3 f. Am längsten verweilt er bei der durch Versehen statt Ahia Asia genannten Frau des Pharao, des Königs von Aegypten, das hier mit dem hebräischen Namen Mizraim (im Koran Mizr, persisch Misri) bezeichnet wird. — Gabriel selbst, der Gesandte Gottes, der heilige Geist, wie er im Koran heißt (Sure 2. 16. 20. 40), wie auch bei Hafis (Ta 81, Mokataat 5), neigt sich vor dieser, wie er vor Marien gethan (Luc. 1, 28). — Die schöne Rahel hätte gern die Dudaim, die sie von der Lea um den Preis einer Nacht erlangt (1. Mos. 30, 14—16)*), dafür gegeben, wenn sie ihr dadurch gleich geworden wäre. — Jussuf wäre, wenn er sie gesehen, nicht von Suleika auf immer gefesselt worden, den schönen Jamleika**), den ältesten der Siebenschläfer (vgl. XII, 10), hätte ihr Anblick nie einschlafen lassen. — Str. 5 nennt Miriam (Maria) ganz in der Weise des Korans, nur braucht Goethe nach der christlichen Ueberlieferung das griechische Wort Logos.***) — Str. 6. erscheint Mahomets dritte Gemahlin, die ihm treu im Kampfe zur Seite stand, die er aber auch von der Beschuldigung des Ehebruchs

*) Ueber die zur Zeit der Weizenernte auf dem Felde gefundenen Dudaim ist man so sehr im Unklaren, daß Luther das hebräische Wort in der Uebersetzung beibehielt und bemerkte: „Gehe du hin und frage selbst, was Dudaim sei." Die Vulgata hat dafür mandragoras. Herder nahm sie für frühe starkduftende Blumen („Lieder der Liebe" S. 77).

**) Die Form Jamleika ist durch den Reim veranlaßt. XII, 10, 51 heißt er Jamblika. Goethe fand den Namen Jamleckha (englisch), Jamlicha, Dschemlicha geschrieben, mit der Bemerkung, daß er aus Jamblichos entstanden.

***) Ausgeboren, der Welt geboren. Die Mohammedaner haben darüber sonderbare Ansichten. Vgl. Herbelot unter Miriam. Im Koran heißt Jesus (Sure 3) „das von Gott kommende Wort".

nicht frei halten konnte. Goethe folgte auch hier dem Koran mit Maraccis Anmerkungen (Sure 24. 66), oder er nahm die Geschichte aus Herbelot. Die erstere Sure ist gegen die Verleumdung Aischas gerichtet, in der andern mahnt Mahomet seine Frauen Aischa und Hafza, sich wieder zu Gott zu wenden, da ihre Herzen abgewichen seien, sonst könnte ihm leicht Gott andere Frauen geben, gottergebene, wahre, gläubige, demüthige, bereuende, fromme und enthaltsame; beide hatten ihm nach den Erklärern Vorwürfe über seine Unenthaltsamkeit gegen die Sklavin Maria gemacht. Sie soll die Chadidscha, Mahomets erste Gemahlin, um die von diesem ihr im Paradiese versprochene goldene Laube beneidet haben. Goethe deutet launig auf manche Noth hin, die Aischa ihm gemacht. — Str. 7. Fatima (Fatheme) ist Mahomets Tochter, welche dieser seinem ersten Schüler Ali zur Gemahlin gab (Oelsner S. 130). Goethe hatte diese schon 1772 in seinem Mahomet auftreten lassen; Mahomets Gesang war ursprünglich ein Wechselgesang zwischen Ali und Fatema.*) In der Sunna heißt Fatma „die Frau der Weiber und der Bewohnerinnen des Paradieses“; sie mache einen Theil von ihm aus, erklärt dort Mahomet, und wer sie erzürne, erzürne ihn. Die Perser rufen sie nach Chardin als „die reine und unbefleckte Jungfrau, die glorreiche Fatme, die Mutter der zwölf Statthalter Gottes“ an. — Die letzte Strophe deutet den Gegensatz dieses höchsten Kreises des Paradieses zu dem Paradiese für die gewöhnlichen Frauen und Männer an; denn V. 3 f. weisen eben auf die Verbindung mit Männern hin.

Die spätere Fassung, die in dem Divan Aufnahme fand, wurde

*) Goethe schreibt ihr einen Leib aus Honigsgolde zu, glänzend wie von strahlendstem Golde, das er von seiner Farbe Honiggold nennt. — Wie, hier etwas auffallend für „als wäre gewesen“. In der spätern Fassung sind V. 3 f. glücklich verbessert.

wohl erst bei der Zusammenstellung desselben gedichtet.*) Die Beziehung auf die Huris (Str. 1 f.) wurde ausgeschlossen, dagegen die Bevorzugung der auserwählten Frauen als Preis reiner Treue angegeben und ausdrücklich nur diese vier Frauen als Bewohnerinnen des Paradieses launig bezeichnet.**) An erster Stelle nennt Goethe, der sich seiner Suleika freut, hier das Vorbild derselben, in bewußtem Widerspruche mit der morgenländischen Sage. Sie war die Schönste auf Erden, ganz von Jussuf hingerissen, und so glänzt sie im Paradiese, wo sie auch ein Muster der Entsagung ist, da Jussuf ihr nicht in das Paradies der Frauen folgen konnte. — Die Strophe von Maria ist ganz nach christlicher Anschauung geändert. Der Koran nimmt an, Gott habe Jesus lebendig in den Himmel geführt (Sure 3).***) — An dritter Stelle erscheint hier die treue erste Gattin Mahomets,†) die unter den ersten, welche seiner Lehre von einem Gott zufielen, und der er so treu ergeben war, daß er neben ihr keine andere Frau hielt. Sie hatte ihm ein großes Vermögen zugebracht, und gründete so seinen Wohlstand, und somit die Grundlage seiner spätern Macht.††) — Str. 5 ist nur im Ausdrucke verbessert.†††) — Str. 6 spricht die Hoffnung aus, daß Dichtern,

---

*) In der Reimform weichen Str. 4 f. ab.

**) Alldorten, im Paradies, mit Beziehung auf den Schluß des vorigen Liedes. V. 2 war Reine Druckfehler der Ausgabe letzter Hand, den auch die Oktavausgabe nicht verbesserte.

***) Getäuscht, in der auf ihn gesetzten Hoffnung.

†) Mahom, eine verkürzte, vielfach von Wieland in Oberon gebrauchte, aus den alten französischen Fabliaux genommene Namensform. Vgl. Wieland zum Oberon II, 5.

††) Kühn ist hier bauen gebraucht. — Herrlichkeiten, von der Macht, wie ähnlich XII, 2, 38.

†††) Kommt Fatima dann, mit Umstellung des Zeitworts. Vielleicht verdiente die frühere Fassung, welche und statt kommt hatte, den Vorzug.

welche, wie er, Frauen gepriesen, mit jenen auserwählten Frauen im Paradiese lustzuwandeln vergönnt sein werde, wie sein Tasso (I, 3) sich die Heroen und Dichter alter Zeit im Elysium um einen Quell versammelt schaut.*) Vgl. S. 425.

4. Einlaß, zu Hof auf der Reise nach Karlsbad am 24. April 1820 gedichtet und zuerst gedruckt auf der vom 1. März 1826 datirten Anzeige des Erscheinens der Ausgabe letzter Hand. Vgl. S. 144. Dieser bildet mit den gleichfalls im Jahre 1820 entstandenen Liedern 5—7 ein hübsches Ganzes. Als Goethe am 26. September 1823 unser Gedicht mit inniger Wärme dem Kanzler Müller und Karoline von Egloffstein vorgelesen hatte, sagte er: „So habe ich den Britten (Moore) zu überbieten gesucht"; er hatte nämlich vorher Bilder zu dem in Berlin gegebenen Festspiel „Lalla-Rookh" angesehen. Thomas Moores morgenländische Dichtung Lalla Rookh war schon 1817 erschienen. Gemeint ist von den vier Romanzen dieses Romans die Paradise and the Peri überschriebene, in welcher eine Peri, die sehnsüchtig an der Pforte des Paradieses harrt, von dem Wache stehenden Engel dahin beschieden wird, ihr könne vergeben und der Einlaß ins Paradies gestattet werden, wenn sie ihm das bringe, was dem Himmel am liebsten sei. Nach mehrern vergeblichen Versuchen gelingt ihr dies, und so geht sie in den Himmel mit dem Ausdrucke unendlicher Freude ein, nachdem sie den vergänglichen Düften und Blumen der Erde Lebewohl gesagt. Goethe wagte es uns selbst in das Paradies einzuführen und sein Glück mit einer Huri in launiger Weise darzustellen, wie er später am Ende des zweiten Theiles des Faust den christlichen

---

*) Vielleicht schwebte auch der Dichter Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob hier vor, dem die Frauen von Mainz für ihre Feier sich nach *seinem* Tode so dankbar erwiesen.

Himmel und ein geistig verklärtes Dasein zur Anschauung zu bringen so glücklich versucht hat. Unser und die drei folgenden Gedichte wurden in der Ausgabe letzter Hand zwischen die eng zusammengehörenden Lieder 3 und 8 eingeschoben.

Hatte der Dichter am Schlusse von I, 1 gehofft, seine Lieder würden ihm den Eingang ins Paradies verschaffen, so fordert er er dieses hier als Sänger der Liebe, dem das Leben so viele Wunden geschlagen, wobei er sich einer höchst glücklichen Einkleidung, vielleicht zunächst durch Moore veranlaßt, bedient. Wie an der christlichen Himmelspforte der heilige Petrus die Wache hält, so hier nicht ein Engel nach der von Moore benutzten mohammedanischen Vorstellung, sondern eine der Huris, die den Ankömmling aufnimmt, einführt und ihm ewig verbunden bleiben soll.*) Die Huri weiß nicht, wie sie mit ihm daran ist, da er ihr verdächtig vorkommt; er scheint ihr gar nicht einmal zu den Gläubigen zu gehören, und sie vermißt an ihm die Wunden eines Glaubenshelden (XII, 2, 25 f.); deshalb fordert sie ihn auf, durch diese seine Berechtigung zu erweisen. Der Dichter aber will von diesen unnützen, ihn bloß aufhaltenden Bedenken nichts wissen**), und begründet seinen Anspruch darauf, daß er das Leben wacker durchgekämpft habe. Ein Mensch steht hier im prägnanten Sinne. Hiob klagt

---

*) Die Ausgabe letzter Hand hat in diesem und den drei folgenden Liedern die französische und englische Schreibung Houri, obgleich I, 1, 37 und VIII, 24, 58 Huris gedruckt war. Vgl. S. 276.

**) Kanzler von Müller führte die beiden ersten Verse, freilich nur aus dem Gedächtnisse, abweichend an, V. 1 Mach' nicht so viel, V. 2 Laß mich zu der Pforte ein. — Die gewöhnliche Redeweise ist nicht viel (seltener so viel) oder lange Federlesens machen. Goethe hat durch sein so vieles den Akkusativ Federlesen gewonnen; mache ließ er aus, wie auch Schiller schon seinen Fiesko dem Mohren zurufen läßt (V, 10): „Nicht viel Federlesens, Heide!“

7, 1: „Muß nicht der Mensch immer im Streit sein auf Erden?“ Sie möge nur genau zusehn, dann werde sie in seiner Brust genug Wunden sehn, die ihm die Welt und die Liebe geschlagen. Doch habe er darüber den Glauben nicht verloren, sondern immer von der Treue der Geliebten, von der Liebe und Dankbarkeit der Welt gesungen, sich nie zu Klagen und Mißmuth hinreißen lassen. Und in dieser Weise habe er rüstig, den Besten verbunden, immerfort gewirkt, und es endlich erlangt, daß die schönsten Herzen ihm als Dichter ihre Liebe zugewandt. Auf das letzte ist es hier besonders abgesehen, daß er durch seine Lieder sich eine Stelle im Paradies verdient habe. Darum soll sie nur nicht fürchten, er sei zu gering, nicht des Paradieses und ihrer werth, sondern sofort ihn einführen, damit er auch hier wie im Leben sich der Liebe immerfort erfreue. Ewigkeiten zählt er an ihren Fingern, da er sich noch nicht an den Gedanken der Ewigkeit gewöhnen kann, sondern diese sich in Tage zerlegt, die er an den Fingern der ihm unzertrennlich Verbundenen abzählt, indem er für jeden Tag einen Finger einschlägt (vgl. XII, 7, 1).*)

5. Anklang, auf der karlsbader Reise 1820 gedichtet. Vgl. S. 116.**) Die Huri, welcher der Dichter im Paradies seine Lieder vorsingt, erinnert sich jetzt, schon früher, als sie an der Pforte Wache gestanden, ähnliche Klänge vernommen zu haben, die vergebens hereinzukommen gesucht, da sie zu leise geklungen, um weiter

---

*) Nach den Worten des Kanzlers Müller könnte hier ursprünglich Rosenfingern statt zarten Fingern gestanden haben.

**) Die Verse sind alle jambisch zu lesen, doch treten häufig Anapäste ein. V. 19 muß es Andere statt Andre heißen, das jambisch zu lesen, wie Viele V. 18. Auch erfordert die Leichtigkeit der Aussprache V. 27 soll'n statt sollen, da (sol)len acht ha (ben) nicht wohl Anapäst sein kann. Die Länge der Verse und die Reimform wechseln frei. V. 8 hat keinen entsprechenden Reim, wogegen *drei Verse* 16 ff. reimen.

zu dringen.*) Der Dichter freut sich dieser zarten Rückerinnerung, die auf innerm Verständnisse beruht, und er äußert nur den Wunsch, auch die andern Huris möchten in Zukunft, wenn sie am Thore Wache stehen, auf die von der Erde emporschallenden Lieder achten**), ja mit ihrem Wiederhall die leise klingenden Töne verstärken und zur Erde zurückschallen lassen (darauf bezieht sich die Ueberschrift Anklang), damit jeder Dichter hier als längst bekannt einen freundlichen Empfang finde.***) Dies wird zugleich dem Paradies und der Erde förderlich sein, da so auch die Huris davon Genuß haben, ehe die Dichter selbst kommen, die sie, wenn sie dann vor dem Paradiese erscheinen, freundlich begrüßen und bei sich wohnen lassen,†) wobei er launig hinzufügt, alle Guten machten keine großen Ansprüche, nähmen mit dem guten Willen vorlieb. Er selbst aber genießt in der ihn so ganz verstehenden Huri so viel Glück, daß er diese nie mehr von sich lassen wird.††)

6. Deine Liebe, dein Kuß mich entzückt! am 10. Mai 1820 zu Karlsbad gedichtet.†††) Die Huri zieht den gemüthlichen

---

*) Klein, wohl des Reimes wegen, für leise, schwach, ähnlich wie in kleinlaut.

**) Ueber die Reise Mahomets auf dem Flügelpferd vgl. zu XII, 2, 11, auch XII, 6, 31.

***) Jedem V. 29 sollte vor wenn er kommt stehn. Druckfehler der Ausgabe in vierzig Bänden war Er statt er.

†) Der Absatz vor Sie mögens V. 31 ist ungehörig, auch der vor Du aber V. 35 entbehrlich.

††) Dem ewigen Frieden, dem Paradies, im Gegensatze zur Pforte, wo sie Wache gestanden, aber nicht mehr stehn soll.

†††) Auch hier sind die Verse alle jambisch, von verschiedener Länge, der kürzeste V. 4 von drittehalb, wenn hier nicht etwa hast nach Jemals ausgefallen sein sollte, die längsten (V. 71. 73) von siebtehalb Fuß. V. 43 erfordert der Vers Unsre statt Unsere. Den erst in der Quartausgabe vor V. 47 („Nun sieht") eingeführten ungehörigen Abschnitt hätte von Loeper nicht aufnehmen

Deutschen den langweiligen Moslems*) vor und bittet ihn, sich nur ganz frei bei ihr gehn zu lassen. Wie diese sich im vorigen Gespräche bei des Dichters Liedern an die Klänge erinnerte, die sie an der Pforte leise austönend vernommen, so kommt es diesem jetzt vor, als ob die so ganz mit ihm fühlende Huri einst auf Erden seine Suleika gewesen, die demnach als schon hingeschieden zu denken ist. Schon ist er in freundlichstem Liebesaustausch mit ihr so vertraut geworden, daß er es wagt, obgleich er, was nur eine Höflichkeitsformel, nicht in die Geheimnisse des Paradieses dringen will, an sie die Frage zu stellen, ob sie nicht einmal auf Erden Suleika gewesen, da sie so wundervoll dieser gleiche, daß er schwören möchte, sie sei es. Die Paradiesesjungfrau ist darüber so wenig verstimmt, und von jeder Zurückhaltung so fern, daß sie, nachdem sie ihn belehrt, sie könnten nie zur Erde niedersteigen, ihm erzählt, welche Noth sie lange gehabt hätten, ihre irdischen Gäste zu befriedigen.**) Mit

---

sollen. In den beiden ersten siebenfüßigen Strophen geht ein reimloser Vers vorher, auf den drei Reimpaare folgen. In den beiden folgenden Strophen von verschiedener Länge beginnen vier verschränkt reimende Verse, an die sich Reimpaare schließen; die umgekehrte Folge zeigt die nächste Strophe, während die folgenden aus bloßen Reimpaaren bestehen. Die Erwiederung des Dichters schließt wieder mit vier verschränkt reimenden Versen, die Huri dagegen beginnt mit einer sechsversigen Strophe, worin die drei geraden und ungeraden Verse reimen, und schließt mit einem System aus vier Versen, in welchem die innern und äußern reimen.

) Dieser richtigen Mehrheitsform bedient sich Goethe hier, während er früher, ja noch eben in 4 (V. 5), das volltönende, aber ganz ungehörige Moslemine brauchte. Vgl. S. 233.

**) Die Huris läßt er unmittelbar aus den Elementen entstanden sein, doch wohl jede aus einem andern, nicht aus allen zusammen. Dschelal-ed-din Rumi in von Hammers „Geschichte der Redekünste“ bemerkt, diese seien aus Thon gebildet, der vom Ambrahauch der Liebe durchduftet gewesen. Samson zu Olearius sagt: „Die himmlischen Jungfrauen sind von Glanz und glänzendem Feuer *gemacht*.“

bester, freiester Laune läßt der Dichter sie berichten, wie sie mit ihren Genossinnen, als Mahomet sie seinen Glaubenshelden zum Lohne bestimmt, dieser ehrenvollen Stellung sich dadurch ganz würdig zu machen gesucht, daß sie gegen diese noch liebenswürdiger sich gezeigt, als früher gegen die Engel, aber die Moslems hätten trotz allem ihre irdischen Geliebten gar nicht vergessen können, ja sich bei ihnen gelangweilt und nach jenen zurückgesehnt. Sie „die himmlisch Hochgeborenen“*), seien darüber äußerst beleidigt gewesen und hätten sich verschworen, der Sache ein Ende zu machen. Nachdem sie vergebens auf ein Mittel gesonnen, habe sich ihnen ein solches von selbst in der Auffahrtsnacht Mahomets (vgl. XII, 2, 10) dargeboten; diesen hätten sie angehalten und ihm ihre Klage vorgelegt. Daß dies mit der augenblicklichen (S. 400*) Vollendung jenes Rittes nicht stimmt, kümmert den Dichter nicht. Sie seien von ihm aber beschieden worden, daß sie, um seinen Zweck, die vollste Befriedigung seiner Glaubenshelden, zu erfüllen, den irdischen Geliebten derselben ganz gleichen müßten.**) Nicht die Schwierigkeit der Sache (denn Himmelsjungfrauen muß ja alles möglich sein), sondern die Verletzung ihrer Eigenliebe hebt die Huri hervor; doch hätten sie sich auch darein gefügt, da man sich im ewigen Leben in alles ergeben müsse; die Huris sind im Paradiese darin nicht besser daran als die Menschen auf Erden. Seit dieser Zeit gehe denn alles gut; die Gläubigen seien zufrieden und sie auch, besonders behagt es ihnen, daß sie die Männer so gut zu täuschen wissen. Anders sei es freilich mit dem deutschen Dichter, der sie als paradiesische Jung-

*) Eine echt goethesche freie Verbindung; sie waren als Himmelsjungfrauen (den irdischen Frauen gegenüber) hochgeboren. Vgl. X, 4, 2.

**) *Ging verloren*, kam dabei zu kurz. In der flott sich ergehenden Rede der Huri, die auch das niedrige *sich hinter den Ohren krauen* nicht meidet, fällt der dem Reime zu Liebe gebildete Ausdruck kaum auf.

frau liebt und sich ihrer als solcher freut*), und daß er sich bei ihr jetzt auch seiner Suleika erinnert, beleidigt sie nicht, ja es kann ihr eher schmeicheln, daß er bei ihr der, wie sie weiß, dichterisch von ihm so hochgefeierten Geliebten gedenkt. Den Dichter erfreut nicht nur sein Lob, sondern auch die mädchenhaft gutmüthige Geschwätzigkeit der Huri, bei welcher er gar nicht fragen will, ob es Wahrheit oder Täuschung sei (wie sie diese gegen die Moslems üben), sondern er bewundert sie von Herzen und besonders gefällt es ihm, daß sie ihm zu Liebe sogar in Knittelreimen spricht; das hat sie freilich früher auch schon in 5 gethan, aber nicht in so freier, ungescheuter, hanssachsischer Weise wie hier. Die Huri, die sich seiner Freude freut, fordert ihn nun auf, sich bei ihr nur ganz frei gehn zu lassen, da man im Paradiese nur auf die Reinheit des Sinnes sehe, alles, was aus dem Herzen komme, hier willkommen sei.**)

7. Wieder einen Finger schlägst du mir ein! gleichzeitig mit 5.***) Der Dichter sitzt doch auch wohl einmal, wenn auch nicht mürrisch (wie IX, 6), aber tief in Gedanken versenkt an der Seite seiner Huri, die ihn jetzt auffordert, wenn er auch zuweilen höhern

---

*) „Du gibst dem Blick, dem Kuß die Ehre" bezieht sich auf des Dichters anfängliche Aeußerung: „Deine Liebe, dein Kuß mich entzückt", wo freilich auch „dein Blick" hätte stehn können, aber Goethe zog dort vor, auf das Allgemeine das Besondere folgen zu lassen.

**) Zum Beweise, daß es hier nur auf guten Willen ankomme, führt sie an, daß sogar den durch Treue ausgezeichneten Thieren eine Stelle im Paradiese eingeräumt sei, was freilich erst unten in Lied 8 beschrieben wird, das vor 4 hätte stehn sollen, so daß die auf den Dichter selbst bezüglichen Lieder durch kein anderes getrennt würden.

***) Das Lied besteht aus zwei jambischen Strophen, einer acht- und einer zehnversigen; in der ersten herrschen Anapäste vor, in der zweiten finden sich am Schlusse (8. 10) zwei ruhigere längere Verse; die erste schließen, die andere beginnen Reimpaare, wogegen vier verschränkte Reime dort am Anfange, hier am Schlusse stehen.

Gedanken folge, doch nun wieder ganz bei ihr zu sein, und gar zu gern hätte sie es, wenn er auch einmal sein paradiesisches Liebesglück besänge (was er in den Liedern wirklich thut), doch will sie auch sich damit schon begnügen, wenn er ihr seine Suleikalieder singt, da ihm schönere doch auch im Paradiese nicht gelingen werden — eine schalkhafte Hindeutung darauf, daß seine Suleikalieder doch die schönsten, frischesten sind. Eben hat er wieder, um die Tage zu zählen, einen Finger der Huri eingeschlagen (vgl. den Schluß von XII, 4), was diese zur der Frage veranlaßt, ob er denn auch wisse, wie viel Aeonen*) sie schon zusammenlebten, da er noch immer die Tage zähle, sich an die Ewigkeit nicht gewöhnen könne. Die Erwiederung, sein Glück sei so groß, daß er gar nicht darnach fragen könne, wie lange es schon daure, führt die Huri auf seine häufige geistige Abwesenheit, die sie in freundlichster Weise entschuldigt, indem sie dies als alte Gewöhnung betrachtet.**)

8. **Begünstigte Thiere**, am 22. Februar 1815, noch vor der ersten Fassung von 3, gedichtet, ursprünglich im **Divan** unmittelbar nach 3 gedruckt. Die morgenländische Sage nennt eine Anzahl Thiere, denen der Eintritt ins Paradies gestattet worden, so den Hammel Abrahams, die Ameise und den Wiedehopf Salomons, den Esel des Propheten Esra oder Jeremias, den Wallfisch des Jonas, die Kuh oder den Ochsen des Moses, Noahs Taube, das Wunderpferd oder das Kameel Mahomets, das Pferd des heiligen Georg. Goethe wählt sich vier in der heiligen Geschichte durch Treue ausgezeichnete Thiere aus, die gerade mit Ausnahme des Hundes

*) **Aeonen**, Ewigkeiten, wie Epigrammatisch 97, 7. Gott und Welt 10, 5. 8.

) **Ohne Maß und Zahl soll die **weite** Abwesenheit bezeichnen. — **In dem Weltall**, in dessen Erforschung. Sehr hübsch läßt der Dichter auch diesen Trieb seiner Natur ihn in das Paradies begleiten, während er noch immer nicht dichterisch gestimmt gewesen ist.

sehr wunderlichen Heilige sind.*) — Den Esel, den Jesus geritten, nennt Maracci und Chardin unter den mit dem Paradiese belohnten Thieren. Vgl. VI, 47. — Die Sage weiß nicht, daß ein Wolf Mohammeds in das Paradies eingegangen. Bei Chardin heißt es, Mohammed habe einem Wolfe, statt der Hindin, die er ihm entrissen, eine bessere Beute angewiesen. Goethe änderte diese Geschichte zu seinem Zwecke. — Das Hündchen der Siebenschläfer ging mit ihnen ins Paradies ein. Vgl. zu XII, 10. — Abuherriras Katze. Auch hier ist der Dichter frei verfahren. Olearius bemerkt zu Saadis Rosenthal: „Abuherrira heißt ein Katzenvater; hat den Namen bekommen, weil er eine Katze sehr lieb gehabt und immer in öffentlichen Versammlungen bei sich getragen. Hat zur Zeit Mahomets und nach ihm gelebet, war dessen sehr guter Freund und täglich um ihn. Hat den Alkoran ziemlich vermehren helfen, daher er als ein heiliger Mann ist gehalten worden.“ Auch fand Goethe bei Olearius in den Anmerkungen zu Saadis Baumgarten: „Der Hund ist bei den Mahometanern unrein, die Katze hingegen sauber und von ihrem Propheten sehr geliebet; sie glauben auch, daß die Katze mit ins Paradies kommen werde.“

9. Höheres und Höchstes, im Juli 1818 im Divan gedruckt. Goethe selbst sagt in den Noten und Abhandlungen in Bezug auf das Buch des Paradieses: „Ein verklärtes Allmeines verleiht uns Flügel, zum Höhern und zum Höchsten zu gelangen.“ Das Höhere ist die Verklärung der Sinne, die im Gegensatze zu den menschlichen Sinnen, deren Befriedigung die gewöhnliche Vorstellung im Jenseits sich wünscht, Str. 6—8 ausgeführt wird, das Höchste, das Anschauen Gottes (Str. 9—11); die fünf ersten Strophen bilden nur die Einleitung, welche den Dichter wegen

*) Das ewige Jahr V. 4 zur Bezeichnung der Ewigkeit.

seiner Schilderung der morgenländischen Vorstellung des Paradieses entschuldigen soll.*) Der Dichter selbst kann nicht unterlassen, seinen echt menschlichen Wunsch auszusprechen, sich auch im Paradiese vor allen seinen Freunden als Dichter beweisen zu können, wodurch er sich den Uebergang zu dem wirklichen Jenseits macht, wo es keine irdische Sprache gebe, wo der einzige Dialekt ist, daß man sich kost (Menschen sowohl wie Engel), wo keine grammatischen Formen vorkommen, die durch den Duft von Rosen und Mohn ersetzt werden (darin „versteckt" sind), wo die Rhetorik in lebensvollen Blicken, die Worte in klang- und tonlosen Hauchen, die an sich verständlich sind, bestehen, endlich das Gefühl der Verklärten unendlich gesteigert ist.**) Aber diese getrennten Sinne vereinigen sich endlich zu einem Allsinne, mit welchem er in den höhern von der Gottheit erfüllten Kreis***) dringt, bis er endlich im Anschauen

---

*) Str. 1, 2. Bestrafen hier vom Tadeln frei gebraucht. — V. 3 f. Denn leicht werdet ihr erkennen, daß diese abgeschmackt scheinenden Vorstellungen aus einem echt menschlichen Bedürfnisse hervorgegangen. — Tiefstes, Inneres, vom eigenen Seelengefühl. — Str. 2. Mit sich, mit seinem jetzigen Zustande. Goethe schrieb im Jahre 1773 in seiner schon angeführten Anzeige von Lavaters Aussichten in die Ewigkeit: „Es war immer so und natürlich, daß der nach Ewigkeit Hungernde und Dürstende solche Speisen sich droben in Phantasie bereitete, die seinem Gaumen hier angenehm waren." — Str. 3 führt das Retten des Ichs weiter aus, Str. 4 nennt einzelne dieser Freuden. — Gefallen verjüngtem Geist, nach der Vorstellung, die wir uns von unserm jenseitigen Dasein bilden.

**) Seltsam meint von Loeper, das Kosen werde vom Gehör vernommen, da es vielmehr die Sache des feinsten Geschmackes ist. So vermißt er denn eine Vertretung des Geschmackes, die er wunderlich genug in dem vor den Rosen genannten Mohn suchen muß, und er ist genöthigt, da er das Gehör schon vergeben hat, auch das Erhöhen der Blicke zu himmlischem Entzücken ohne Klang und Ton, der sich doch diesem geistigern Worte selbstverständlich entwindet (natürlich gleichfalls ein geistigerer Ton und Klang), dem Gesicht beizulegen.

***) Das Wort Gottes, der von Gott geborene Logos des neuen Testaments,

Gottes ganz verschwindet, zu höchster Geistigkeit gelangt. Gott selbst ist die Liebe.

10. Siebenschläfer, im Dezember 1814 begonnen (vgl. S. 34), Ende Mai 1615 vollendet. Die Legende war dem Dichter wahrscheinlich schon in frühester Jugend bekannt, dann fand er sie im Koran (Sure 18). L. Th. Kosegartens Behandlung der Sage war in dessen Legenden erschienen. Hier benutzte Goethe die ausführliche Darstellung des Engländers J. G. Rich The story of the seven sleepers im dritten Bande der Fundgruben, wo diese mit der Sage von der Fliege verbunden ist. Die ursprüngliche Fassung, wonach die Knaben wegen des Glaubens an Christus verfolgt werden, schließt das Ganze einheitlicher zusammen. Unser in trochäischen, nicht in jambischen Versen, wie die Legende vom Hufeisen (1797), geschriebenes Gedicht ist leicht und luftig gebaut, dem phantastischen Inhalt gemäß; statt eine klar anschauliche Darstellung zu geben, wird manches absichtlich im Zwielicht gelassen, so daß nur jeder einzelne Zug an seiner Stelle wirksam hervortritt. So hören wir erst später, daß die sechs Hofbegünstigten Knaben sind, ihre Namen treten ganz zurück, nur den des ältesten erfahren wir, erst später, daß dieser schon vermählt gewesen und sich einen Palast gebaut hat; Ort und Zeit werden in der Mitte des Gedichts nebensächlich, letztere ganz allgemein, bezeichnet, der Name des Herrschers, der zuerst Kaiser, dann Fürst, zuletzt König heißt, gar nicht angegeben. So ist der märchenhafte Ton ganz vortrefflich gehalten. Das morgenländische Kolorit tritt besonders in der Art hervor, wie des Propheten Jesus gedacht wird. Bei Str. 1 schwebt die

---

der Neuplatoniker und Gnostiker, das auch im Koran erscheint. Vgl. die erste *Fassung von XII, 3,* oben S. 405. Diese Kreise sind rein (ohne irgend eine Beimischung) und lebendig davon erfüllt.

Erzählung Saadis im *Rosenthal* vor, wonach Nimrud, um den Abraham vor dessen Verfolgung zu schützen, von Mücken verfolgt wurde, von denen eine zuerst auf die Stirne, dann auf die Nase sich setzte und, auch dort vertrieben, in die Nase und das Gehirn kroch, wo sie schreckliches Jucken verursachte. Nimrud will sich von seinen Kammerknaben helfen lassen, die ihm zuletzt den Kopf spalten müssen. Sie werden zunächst als *Begünstigte des Hofes* bezeichnet, und schon vorab ihre Flucht vor dem göttliche Verehrung fordernden Kaiser erwähnt, deren Grund erst V. 5—18 weiter ausführen*), worauf dann V. 19—27 die Flucht der Knaben näher beschrieben, ihre Aufnahme in die Höhle und ihr Einschlafen kurz erzählt, letzteres gar nur durch die Bezeichnung *Lieblinge des Schlafes* angedeutet wird, da im allgemeinen die Kenntniß der Legende vorausgesetzt wird.**) Ebenso knapp ist V. 28—32 die Strafe der Einmauerung beschrieben, nur der Zorn des Fürsten tritt lebendiger hervor und das Vermauern selbst wird näher be-

---

*) Der *hämische Fliegengott* ist der Beelzebub der Evangelisten, der oberste der *unreinen* Geister. Statt *hämischen* fordert der Vers *häm'schen*. Schon im ersten Druck ist irrig vor V. 13 ein Absatz gemacht. — Die zuerst durch die Fliege angeregten Zweifel werden dadurch vermehrt, daß sie den König essen und trinken sehen. — Zu V. 16 ff. vgl. Sure 18: „Diese Jünglinge glaubten an ihren Herrn — und sagten: Unser Herr ist der Herr des Himmels und der Erde." Vgl. die Legende *Abrahams Kindheit* in Herders *Blättern der Vorzeit* II, 4. — *Wölbte*, prägnant für „an das Gewölbe (des Himmels) setzte".

**) Der erste Druck hat V. 20 irrig *Leicht beschuht, beputzte*. Die Ausgabe letzter Hand verbesserte *beputzten*. Jedenfalls ist „Leichtbeschuht-," (ich hatte früher „Leichtbeschuht-", von Loeper „Leicht beschuht-", geschrieben) zu lesen. *Beputzt* ist eine Neubildung Goethes nach *bekleiden*, im Sinne von *mit Putz bekleidete*. *Geputzt* hätte freilich auch genügt. — Vor *Schäferhund* (im ersten Druck *Schäfershund*) V. 23 ist irrig in der vierzigbändigen Ausgabe ein Absatz gemacht.

zeichnet.*) — Bei der Beschreibung der Sorge des Engels (natürlich ist Gabriel gemeint. Vgl. V. 95, oben S. 407) für sie (V. 33—45) schwebt wieder Sure 18 vor: „Hättest du nur die Sonne gesehen, wie sie bei ihrem Aufgange sich von ihrer Höhle weg zur rechten Seite neigte und sie bei ihrem Untergange zur linken ließ, während sie in der geräumigen Mitte sich aufhielten. — Wir ließen sie auch oft sich von der rechten zur linken Seite wenden. Und ihr Hund lag ausgestreckt mit seinen Vorderfüßen am Eingange der Höhle." **) — V. 46 - 49 wird das Erwachen mit dem Zerfallen der Mauer in Verbindung gebracht.***) Im Koran heißt es: „Als wir sie nun erweckten, da stellten sie sich Fragen untereinander"; dann kommt man endlich überein, einer solle in die Stadt gehn, um Speise zu kaufen, wo diese am besten und wohlfeilsten sei. — Hier ist V. 50—54 alles wieder sehr kurz erzählt, der Vorschlag des ältesten und schönsten der sechs Jünglinge, Jamblika (vgl. oben S. 407**), nicht einmal angegeben, so daß wir diesen erst dadurch erfahren, daß er, nachdem der Schäfer aus Angst ihn auszuführen säumt, selbst erklärt, was er sofort thun will. — V. 55—57. Bloße vom Dichter eingefügte Zeitbestimmung. Nach Chardin fügen die Perser bei Nennung der Namen von Propheten (Mahomet, Ali, Jesus) immer Heil (Segen, Frieden) sei über ihm! oder ähnliche Sprüche hinzu. So sagt Saadi: „Zur Zeit von Jesus (Friede und

*) Liebentrüstet, äußerst prägnanter Ausdruck zur Bezeichnung, daß die Liebe in Haß umgeschlagen und er in Entrüstung gerathen. — Läßt tritt sehr weit nach, in die Höhle wird lebhaft vorangestellt und sie veranschaulichend wiederholt.

**) Die Oktavausgabe letzter Hand hat Schlummer statt Schlummers, was wohl als Verbesserung gelten darf, wenn es auch in die vierzigbändige Ausgabe nicht überging, da diese die Taschenausgabe zu Grunde legte. Vgl. S. 288*.

***) *Vor Wachen* V. 46 ist es zu denken, wie V. 35 nach Ehrt.

Wohlstand sei mit ihm!)". In dem persischen Buche Lehren der Weisen heißt es nach Diez: „Jesus (über den das Heil komme!)". Bei Hafis findet sich dies nicht. — V. 58—68. Durch das nicht mehr gangbare Goldstück kommt Jamblika in Verdacht, daß er einen Schatz gefunden, und da er dies leugnet, bringt der Bäcker, der darin nur eine leere Ausrede sieht (sie hadern), ihn vor den König, der die Hälfte des Schatzes beansprucht.*) — V. 69—87. Die Sache klärt sich auf; von den vielen Zeichen wird bloß hervorgehoben, daß er weiß, wo in dem von ihm erbauten Palast die künstlich gebaute Schatzkammer sich findet und was sie enthält. Darauf folgt die Versammlung der zahlreichen Nachkommenschaft, unter welchen der Urvater der Allerjüngste. — V. 84—87 bezieht sich auf die Bestätigung seiner Behauptung durch Angabe seiner fünf gleichsam verkommenen Genossen. Daß man sich der trotz der langen Zeit kaum in Vergessenheit gerathenen Einmauerung in die Höhle nicht erinnert, wird bei der knappen Darstellung übergangen. — V. 88—98. Das Wunder des Schlusses der Höhle, vor welcher König und Volk des mit den Genossen wieder herauskommenden Jamblika vergeblich warten, und das Herüberbringen der Sieben

---

*) Die eingetretene, Jamblika auffallende Veränderung wird nur kurz angedeutet. — Die Form Thurn könnte hier als alterthümlich absichtlich gewählt scheinen. — Doch, ohne sich dadurch stören zu lassen. — Nach Bäcker sollte wenigstens Semikolon stehn, und nach gefunden Fragezeichen. — Mir wird in leidenschaftlicher Erregung wiederholt. — Versöhnen, daß er nicht als Kläger gegen ihn auftritt, sondern schweigt. — Der Abschnitt vor V. 66 ist eben so ungehörig, wie der Gedankenstrich nach hadern. — Will nur theilen. Die Oktavausgabe letzter Hand hat nun, was eine der Verbesserungen dieser Ausgabe, freilich aber auch Druckfehler sein könnte, wofür von Loeper es hält. Die vierzigbändige Ausgabe hat nur aus der Taschenausgabe aufgenommen. Auch dürfte kaum das den folgenden Vers eröffnende nun gegen diese Veränderung sprechen. Das ursprüngliche nur ist nicht ganz ohne Anstoß.

nebst dem Hunde ins Paradies wird kurz ganz schmucklos, aber feierlich gläubig berichtet.*)

11. **Gute Nacht!** wird schon in der gegen Mitte Februar 1816 in das **Morgenblatt** gesandten Anzeige erwähnt (vgl. S. 85). Wahrscheinlich ward dieser Epilog des **Divans** gedichtet, als Goethe Ende Oktober 1815 den Gedanken einer Theilung der Lieder in Bücher gefaßt hatte. Vgl. S. 77. Das Lied schließt sich unmittelbar an das vorige an, auch in der Versform; die Reimform (das vorige war reimlos) wechselt, da auf zwei vierversige Strophen, von denen in der ersten die innern und äußern Verse, die zweite verschränkt reimt, acht Verse folgen in der Reimform a a a b a b b a. Seine Lieder widmet er dem deutschen Volke, sich selbst aber wünscht er, daß der Engel Gabriel auch ihn wie die Siebenschläfer ins Paradies hinüberführen möge, um dort mit Heroen aller Zeiten des dort so unendlich vielen immerfort bereiteten und sich mehrenden Schönen zu genießen, von dem selbst das treue Hündchen nicht ausgeschlossen ist. Sein Vertrauen auf ein jenseitiges Leben ist hier echt morgenländisch ausgesprochen, wie es in christlicher Weise in dem Liede vom 15. September 1819 (vgl. Erläuterungen zu den lyr. Ged. I, 364) geschieht, das schon von Loeper verglichen hat. Dort heißt es vom Dichter:

Bring' er Töchter nun und Söhne,
Sittenreich, in holder Schöne
Vor den Vater alles Guten,
In die reinen Himmelsgluten,

---

*) Der Gedankenstrich nach V. 89 ist sehr entbehrlich. — Mit **der Auserwählte** wird das folgende Wunder eingeleitet. — Die Bemerkung, daß es mit dem Hunde, der hier nicht, wie V. 45 und XII, 8, 15, **Hündlein** heißt (**Schäferhund** steht V. 24), acht gewesen, ist echt morgenländisch. — **Schien vermauert**, wie sie es früher wirklich gewesen. Vielleicht wäre doch **war** dem **schien** *vorzuziehen*.

Mitgenossen ewger Freuden!
Das erwarten wir bescheiden.

Ganz in morgenländischer Weise ist der Wunsch gehalten, daß Gabriel es mit ihm wie mit den Siebenschläfern machen, ihn in einer Felsenhöhle wohlgeschützt und in wohlthätigen Schlaf versenkt bergen und endlich durch den wunderbar gespalteten Felsen in das Paradies führen möge. Zu dem Wandeln mit den Heroen aller Zeiten vgl. oben S. 410.*)

*) Die Unzahl bezeichnet die ungemessene Zahl der Bewohner von „des Paradieses Weiten". Ein offenbares Mißverständniß ist es, wenn von Loeper den Dichter den Wunsch äußern läßt, in den Paradiesesgärten „der Welt, der Unzahl, fernere Gaben der Dichtkunst und Weisheit zu spenden". Vgl. dagegen XII, 9, 17 ff.

Zusätze und Berichtigungen.

Zu S. 45 Z. 6 nach Willemers vor? ist einzuschieben: „Als er im vorigen Oktober schied, hatte er seinen lieben frankfurter Freunden sein Stammbuch zurückgelassen, um sich zur freundlichen Erinnerung einzuzeichnen. Auch Marianne trug sich ein; daß dieses aber mit dem launigen von Creizenach angeführten Gedichte geschehen sei, in welchem sie „auch ihn im Stammbuch zu haben" wünscht, möchten wir trotz Mariannens von niemand bezweifelten Worten nicht glauben. Das Gedicht bezieht sich offenbar auf den Spruch Goethes:

Breit wie lang.

Wer bescheiden ist, muß dulden,
Und wer frech ist, der muß leiden.
Also wirst du gleich verschulden,
Ob du frech seist, ob bescheiden.

Dieser Spruch erschien aber erst in der dritten Ausgabe der Werke, deren erste, die Gedichte enthaltende Bände (es steht im zweiten) im Winter 1814/5 zusammengestellt wurden. Daß Goethe schon im Herbst 1814 den Spruch mündlich in Mariannens Gegenwart geäußert, ist durchaus unwahrscheinlich. Mariannens Gedicht

kann nicht vor den Oktober 1815 fallen. Das Stammbuch hatte er wohl im Dezember 1814 zugleich mit der Anzeige einer Sendung Rheinwein erhalten; diese Sendung traf am 27. Dezember ein, worauf Goethe gleich am folgenden Tage dankend erwiederte. „Ob das trinkbare Gold", bemerkte er, „hier, hinter dem Thüringerwalde, so gut schmecken und duften wird, als damals, wo das Auge durch den Anblick des frohen Mains, das Ohr durch liebreiche Gespräche und das Herz durch vertrauende Freundschaft erquickt war, ist ein Problem, welches zu lösen nicht säumen werde. Noch sehr gern gedenke ich bei den rothen Tüpfchen über den Bergen des Panoramas der lieben Hand, die sie bezeichnet. Auch das Stammbuch ist wieder glücklich zu mir gekommen, und ich hoffe mit einigen Blättchen bald die guten und frohen Worte [nicht bloß Mariannens, sondern sämmtlicher Einzeichner] zu erwiedern. — Und somit leben Sie recht wohl, in der lieblichen Gesellschaft, die Ihnen gegönnt ist, und gedenken Sie mein und der Meinigen, wenn es Ihnen wohl geht, und pflegen Sie Ihre fromme rechte Hand zu Freude und Gedeihen aller deren, denen Sie lieb sind."

Das. Z. 11. Das Gedicht gedenkt des Abends des 18. Oktobers in ähnlicher Weise, wie die eben angeführte Briefstelle:

> Goldner glänzten stille Fluten
> Von der Abendsonne Gluten,
> Golden blinkte Wein zum Schalle
> Glockenähnlicher Krystalle.
>
> Weisen Freundes goldne Worte
> Lispelten am Schattenorte,
> Edler Kinder treu Bekenntniß,
> Elterliches Einverständniß.

Mariannen wird hier nicht besonders gedacht.

Bei dieser Gelegenheit sei es mir gestattet, die wunderliche Deutung, welche Creizenach (S. 84 zweiter Ausgabe) gegen meinen Anstoß an dem denn in V. 5 der Verse: „Also lustig sah es aus" vorgebracht hat, zurückzuweisen. Die Strophe:

> Ferner Freunde ward gedacht;
> Denn das heißt genießen,
> Wenn zu Fest- und Flussespracht
> Tausend Quellen fließen,

soll heißen: „Wir gedachten ferner Freunde, weil man zum Festgenuß alles aufbietet, was ihn erhöhen kann, wie zur Pracht des Flusses alle Quellen mit-

wirken." Nun das heißt eben das Unmögliche in der Erklärung leisten; die tausend Quellen werden zu „der Fest- und Flussespracht" d. h. dem prächtigen Feste am prächtigen Flusse, zugeschrieben. Der Dichter will sagen, man genießt am reichsten, wenn man alle Quellen des Genusses sich ergießen läßt. Daß dies aber der Grund sei, weshalb man ferner Freunde gedenkt, bleibt mir trotz Creizenachs: „Die Motivirung ist doch klar genug" bedenklich. Strenge philologische Erklärung war Creizenachs Sache nicht.

S. 65 ist in der letzten Zeile vor dem letzten Worte der Satz ausgefallen: „Am 25. dichtete Goethe das Lied „Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde" (VIII, 19), worin sich die Besorgniß ausspricht, daß die Geliebte, die am nächsten Tage Heidelberg verlassen sollte, ihm untreu werden möchte, weil ihm der Reiz der Jugend abgehe."

S. 80. Im Kolumnentitel muß es 1815 heißen.

S. 83 Z. 12 lese man geistig statt geistlich.

S. 93, Anm. Z. 6 ist Ouseley zu lesen.

Zu S. 171. 5. So eben hat unsere Kenntniß der Lebensbezüge Mariannens eine schöne Bereicherung erhalten durch Hermann Hüffers vor dem Erscheinen der zweiten Ausgabe des Briefwechsels geschriebenen Aufsatz: „Marianne von Willemer" in Rodenbergs „Rundschau" XVI (1878) 405–427. Wir heben, ohne auf die hübschen Mittheilungen über Brentano und K. Ritter einzugehn, das für unsern Zweck Bedeutende aus. — Hüffer meint (S. 415), mit der Angabe von Fr. Jacobis wunderlicher Schwester Helene, Goethes Zureden habe auf Willemers Entschluß, Mariannen zu heiraten, wesentlich eingewirkt, stimmten Goethes eigene Aeußerungen gegen Boisserée wohl überein. Uns scheint gerade das Gegentheil der Fall, und eine solche Einwirkung durchaus wider Goethes Art. — Daß das Gedicht des Divans, in welchem Hatem über das plötzlich hervorgetretene Talent der Geliebten sein Erstaunen ausspreche, sehr wohl auf die letzten Tage auf der Gerbermühle oder eine wenig spätere Zeit (?) sich beziehen könnte, will nichts sagen. Die Abfassungszeit ist kaum zweifelhaft. Vgl. S. 73 f. — Hüffers Urtheile (S. 316), daß nicht viele Briefe zwischen Mariannen und Goethe vernichtet wurden, schließen wir uns an, ja wir halten es nicht einmal für wahrscheinlich, daß die fehlenden absichtlich vernichtet wurden. — Die Annahme (S. 418), auf der Gerbermühle sei das Scherzwort gefallen, Marianne solle der Suleika, die ihn als poetischer Begriff schon lange beschäftigt habe, die lebendige Form geben, dürfte weder äußerlich noch innerlich wahrscheinlich sein. Das Liederspiel machte sich von selbst; woraus offenbar sei, daß darüber gescherzt und „verhandelt" worden, sehe ich nicht. — „Die gehaltvolle Sendung" von Rosalie Städel, deren Goethes Brief vom 6. Oktober 1815 gedenkt, hält Hüffer mit Recht

für „die Talismane", an denen nach dem Brief vom 10. deren Brieflein so reich war; es waren Zeichen innigen Antheils Mariannens. Daß Goethe das Verhältniß Willemers zu Marianne heilig gewesen, wie das Lottens zu Kestner, hebt Hüffer S. 420 sehr gut hervor. — Mariannen theilt Hüffer (S. 423) auch VIII, 25 zu, dagegen spricht auch er mit Frese VIII, 4 ihr ab. — In dem Liede auf Heidelberg (S. 67 Z. 2) vermuthet auch Hüffer (S. 424) friedlichen. — Zwei unbekannte Briefe Goethes an Willemer theilt er S. 425 f. mit. In dem ersten vom 20. Juli 1825 dankt er für den glücklich übersendeten, bisher ihm unbekannten „herrlichen Baum" (von Andreä gesandt?) und bittet „den allerbesten Dank deshalb abzutragen und bei dem prächtigen Sonnenuntergang über Berg, Stadt und Fluß seiner in alter Liebe und Treue zu gedenken". Der ausführlichere Brief vom 16. Mai 1826 gedenkt der vorzüglichsten von der Zeit nach den weimarer Jubiläen gebrachten „Unglücksjuwelen, noch mit manchem kleinern carmosirt und verbrämt", womit er genug gesagt zu haben glaube, und kaum hinzuzufügen brauche, daß seine eigene Konstitution, durch so manches Unerfreuliche bestürmt und angegriffen, nicht gehörigen Widerstand habe leisten, sondern sich in den Zustand ausdauernden Duldens versetzt gesehen habe. Dabei gedenkt er der Nothwendigkeit, seine Kräfte für die neue Ausgabe seiner Werke zusammenzuhalten, deren Ankündigung er so eben ins Publikum zu bringen habe. Dieses Unternehmen möge dem Freunde doppelt empfohlen sein. „Vorstehendes lesend", fügt er hinzu, „wird ja auch wohl die liebe Freundin mit einigen Worten mich zu erquicken geneigt sein."

S. 181 Z. 12. Mit Ausnahme einer Ghasele. Um von Hammer ganz gerecht zu werden, ist zu bemerken, daß er auch der Ghasele Nun 24 „hohen mystischen Sinne" nicht abspricht, und zu dem Verse im Buche des Schenken:

Unter Wein und unter Becher
Meinen wir die reinste Liebe.

(II, 499) bemerkt, Hafis beurkunde nirgends so deutlich wie hier den mystischen Gehalt seiner Gedichte, wie er vorher die Begeisterung des Weines als überirdische Betrachtung gedeutet hat, doch ist er weit entfernt, dieses ganze Gedicht für allegorisch und mystisch zu halten (II, 504). Ueber die mystische Deutung hat Wurm (S. 75 ff.) auf Chardin und besonders auf Jones verwiesen. Herder wollte sie auch in den Oden des Hafis nicht anerkennen, wie er 1778 zu den „Liedern der Liebe" äußert.

S. 204 Z. 3 und in den Kolumnentiteln S. 206–224 ist des Sängers statt der Sänger zu lesen.

